This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace

FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika

Erste deutsche Station in Ostafrika, gegründet 28. April 1885

[illegible] Tübingen

Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika

Ein Beitrag zu seiner Geschichte

von

Pfeil und Klein Ellguth, Joachim Friedrich, Graf von

Dr. Joachim Graf v. Pfeil

Berlin
Verlag von Karl Curtius
1907

Erste deutsche Station in Ostafrika, gegründet 28. April 1885

Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika

Ein Beitrag zu seiner Geschichte

Pfeil und Klein Ellguth, Joachim Friedrich, Graf von
"
Dr. Joachim Graf v. Pfeil

Berlin
Verlag von Karl Curtius
1907

Ostafrika ist deutsche Kolonie seit 22 Jahren. Als das Land erworben wurde, war es Wildnis, heute weist es Städte auf, wie Dar es Salam mit 24000 Einwohnern, in denen man so bequem lebt wie in Europa. Es erfordert einen Verwaltungsapparat wie eine deutsche Provinz; mit dem Reiche durch eine ständige Schiffahrtslinie verknüpft, ist es der Aufenthalt zahlreicher Persönlichkeiten, die dort Erwerb und Beruf suchen und finden, sein Handel ernährt Tausende von Existenzen im Heimatlande; strichen wir ihn plötzlich aus dem Wirtschaftsleben unserer Nation, so würde sich sein Fehlen stellenweise höchst empfindlich fühlbar machen. Neben wirtschaftlichem Verdienst werden ethische Werte ausgelöst, denn mancher Mann, dessen Leben vielleicht still und abwechslungslos in der Heimat sich abgesponnen hätte, fand unter veränderten Verhältnissen Gelegenheit, Eigenschaften zu bewähren, die Ansehen und damit Werte in sein Leben hineintrugen, denen er ohne den Besitz des Reiches an unserer Kolonie niemals entgegensehen dürfte.

Diese Tatsache sollte Befriedigung erweckend wirken und alles Streiten um die Frage in den Hintergrund drängen, wie das Reich zum Besitz jener Kolonie gekommen ist. Das Vaterland hat den Nutzen, folglich ist der Zweck erreicht. Der Rest ist Schweigen oder sollte es sein. Ich glaube auch

nicht, daß man mir mit auch nur einem Schein des Rechtes vorwerfen könne, ich habe jemals die öffentliche Aufmerksamkeit für meine Mitwirkung an der Erwerbung der Kolonie in Anspruch genommen. Auch heute würde ich nicht daran denken, mein bisher beobachtetes Stillschweigen über jene Episode meines Lebens zu durchbrechen, sähe ich mich nicht genötigt, den verleumderischen Angriffen entgegenzutreten, die Dr. Carl Peters, jetzt, nachdem 22 Jahre über den Zeitpunkt unserer gemeinsamen Arbeit hingegangen sind, ohne erkennbare Motive in seinem jüngsten Werk „Die Gründung von Deutsch-Ostafrika" gegen mich schleudert. Ungern nehme ich zu dem Zweck heute das Wort, denn ich mag Dr. Peters nicht auf dem Pfade folgen, den er eingeschlagen. Es scheint mir unwürdig einen Mann anzugreifen, der, selbst wenn er mir aus tausend berechtigten Gründen persönlich unsympathisch, doch immerhin der Gefährte gewesen ist bei einem Unternehmen, das dem Vaterlande in Gestalt ausgedehnten, überseeischen Besitzes, damit hervorgerufenen Handels und vergrößerter Weltmachtstellung nicht unwesentlichen Nutzen einbrachte, das den Höhepunkt der eigenen Lebensarbeit bildet und nun schon der Geschichte angehört. Allein die Selbstachtung zwingt da zur Äußerung, wo Stillschweigen zwar wohl kaum an Stellen, wo einige Kenntnis der Personen oder der Verhältnisse obwaltet, wohl aber in breiten, mit weniger Urteil lesenden Schichten, die Meinung erwecken könnte, als müsse ich im Gefühl eigenen Schuldbewußtseins die Anschuldigungen und die Kritik eines Dr. Peters über mich ergehen lassen.

Die Anfänge meiner kolonialpolitischen Bestrebungen

— sie trugen, wie das bei meinen Jahren kaum anders zu erwarten war, ein etwas embryonales Gepräge — liegen weit zurück. Im Jahre 1873 in Britisch Südafrika gelandet, kam ich 1874 nach Griqualand East, das damals mangels politischer Zugehörigkeit noch „Nomansland" genannt wurde. Die wirtschaftlichen Bewegungen in diesem Lande, das Bestreben seiner wenigen englischen Bewohner, sich daselbst möglichst viel Landbesitz für billigen Preis zu sichern, erweckte in mir ein gleiches Verlangen und ich erwarb zwei Farmen im Umfange von je 3000 Hektar zum Preise von 60 Pfund Sterling. Meine Bekanntschaft mit den deutschen Siedlungen von Pinetown, Neu-Hannover, Hermannsburg usw. in Natal, weckte in mir den Gedanken, diesen Landbesitz zu erweitern und daraus eine deutsche Kolonie zu machen, ein Begriff, der damals, ich gestehe es ohne Scham, in einigermaßen nebelhaften Umrissen, etwa wie eine sehr große Dorfgemeinde, meinem jugendlichen Gemüte vorschwebte. Ich vertraute auf die längere Landeserfahrung und geschäftliche Tüchtigkeit eines mich an Jahren weit überragenden deutschen Freundes, der sich für den Gedanken interessierte und geneigt schien, an dem Unternehmen mitzuwirken. Er lebte an der Umzimkulumündung in der Nähe der Hermannsburger Missionsstation Marburg, die der Missionar Stoppel verwaltete. Dort pflegte ich ihn öfters zu besuchen und für meine Ideen zu begeistern. Ihre Ausführung scheiterte an unserer beider Unkenntnis der einschlägigen wirtschaftlichen und namentlich politischen Faktoren, dem Mangel an Kapital und dem Umstande, daß im Jahre 1875 das östliche Griqualand von dem Gouverneur des Kaplandes, Sir Bartle

Frere, unter englische Oberhoheit gestellt und der Kapkolonie einverleibt wurde. Mein frühreifes Projekt fiel damit ins Wasser. Ich verließ bald darauf Griqualand und verkaufte meine beiden Farmen für den Preis von etwas über 120 Pfund Sterling, also mit einem Nutzen, der meinen unerfahrenen Augen bei der damaligen Lage der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes ungeheuer erschien. Als Maßstab für den rapiden Gang der Entwickelung jenes Landes mag erwähnt werden, daß 5 Jahre später diese beiden Farmen von einem Engländer, Dr. Bonner, für rund 4000 Pfund Sterling erworben wurden. Die Erfahrung, die ich bei dieser, wohl als Vorübung zu bezeichnenden Unternehmung gewonnen hatte, gab meinen Gedanken an deutsche Kolonisation Beständigkeit. Zwar fehlte mir damals noch fast gänzlich der Einblick in die politische Seite der Frage, allein um so kräftiger hatten sich meine wirtschaftlichen und damit in gewisser Weise meine geographischen Kenntnisse entwickelt. Diese vermochte ich im Laufe langer, ausgedehnter Reisen im ganzen Südafrika nicht unwesentlich zu üben und zu steigern, dabei zugleich mir die Befähigung des afrikanischen Farmers aneignend, eine Strecke Landes auf ihre wirtschaftliche Verwertbarkeit, namentlich in bezug auf Viehzucht, rasch und sicher abzuschätzen. Dies wurde insofern wertvoll, als ich später im Oranje-Freistaat Grundbesitz erwarb und selbst bewirtschaftete.

Ich unterlasse die Schilderung meiner eigenen Schicksale als südafrikanischer Farmer. Die Jahre schwanden, sie brachten mir mit zunehmender Ruhe die Erkenntnis, daß die Zeitläufte dem Farmer nicht günstig waren. Sein Beruf

bot auch im Hinblick auf weiteſte Ferne keine höhere Ausſicht als vielleicht den Beſitz eines, nach deutſchen Begriffen ausgedehnten Areals mit Schaf- oder Rinderherden, die, mit auſtraliſchem Maße gemeſſen, doch immer klein bleiben mußten. Wogen dieſe Zukunftsgaben ſchwer genug, um ſich ihretwegen mit Sicherheit einer gewiſſen Verbauerung auszuſetzen? Als ſorgſame, ſorgenvolle Prüfungen dieſe Frage verneinten, mein Gewiſſen mir das Zeugnis ausſtellte, daß ich jahrelang ohne Wanken mein Ziel verfolgt hatte, da faßte ich den Entſchluß, wenigſtens einmal meinen Neigungen die Zügel ſchießen zu laſſen und mich auf Wanderung zu begeben. Wollte das Geſchick mir wohl, ſo fand ſich dabei irgend ein Gebiet, das, im politiſchen Sinne unabhängig, für deutſche Koloniſation geeignet war.

Indem ich dieſen entſcheidenden Augenblick meines Lebensganges ſtreife, darf ich einige perſönliche und unperſönliche Einwirkungen nicht unerwähnt laſſen, die tiefgehenden Einfluß auf meine Anſchauungen und Handlungen, daher auf die Entwicklung meines Charakters ausübten. Während ich anfänglich als Farmer im Inneren des Freiſtaates lebte, rückte ich ſpäter der Grenze von Natal näher, wo ich Verkehr unter angenehmer Nachbarſchaft fand. Darunter befand ſich ein alter Herr Gr., Mitglied des Legislative Council in Natal. Dieſem Herrn verdanke ich meine erſten Einblicke in das politiſche Weltgetriebe. Er erkannte mein Intereſſe, ſowie einiges Verſtändnis und beſprach gern und oft mit mir die Vorgänge im „house of legislative assembly“. Ich lernte verſtehen, daß keine politiſche Handlung, ſo wie ſie urſprüng-

lich geplant wurde, ausgeführt werden könne, weil sie unter allen Umständen Gegner findet, denen Zugeständnisse gemacht werden müssen. Ich lernte von ihm, daß, wie die Individuen, so auch die Nationen, aufeinander eifersüchtig sind, und mußte wahrnehmen, daß Deutschland im Auslande zwar gefürchtet, vielleicht geachtet, aber keineswegs beliebt sei. Vor allen Dingen aber prägte sich meinen staunenden Sinnen mit nachdrücklicher Deutlichkeit ein, daß England überall mit wachsamem Auge den Bewegungen anderer Völker nachspürt, sie fördert oder hindert, je nach Maßgabe des Nutzens, den es selbst aus den jedesmaligen Vorgängen zu ziehen hofft. Ich begann zu begreifen, daß es ein Ding gibt, das man große Weltpolitik nennt, und was ungefähr darunter zu verstehen sei.

Mein nächster Nachbar war ein junger Engländer meines Alters, von sehr guter Erziehung, aus guter Familie. Barock in seinen Anschauungen, eigensinnig in deren Verteidigung, war es nicht leicht, mit ihm zu diskutieren, Verkehrsbedürfnis bedingte jedoch unseren gegenseitigen Anschluß. Da konnten Besprechungen der von unserem gemeinschaftlichen Freunde Gr. aufgenommenen Gedanken nicht ausbleiben, oft wurden heftige Erörterungen daraus, die das Gute hatten, daß man sich über das Gehörte klar wurde, es geistig verarbeitete, aber auch Übung gewann, es in so verarbeiteter Form wiederzugeben.

Wenn ich einige Übung in der Diskussion erlangt habe, so führe ich sie wohl nicht ohne Grund auf die vielen von beiden Seiten mit glühendem Eifer und gleicher Hartnäckigkeit geführten Streitreden mit meinem Nachbar und Freunde B. zurück. Jedenfalls galten wir beide bald

unter unſerer Bekanntſchaft als philoſophiſch angehauchte Leute mit politiſchen Ambitionen. Man nannte uns daher „The future M. L. C.'s", Die zukünftigen Mitglieder des Legislative Council. Hatte der Mangel an Übereinſtimmung einmal ausnahmsweiſe ſcharfen Ausdruck gefunden, ſo ritt ich den Berg hinab, um mir bei einem anderen Nachbar Belehrung, womöglich Zuſtimmung zu holen. Dieſer, ein alter Herr, einſt Grundbeſitzer in England, hatte dort durch widerwärtige Umſtände Verluſte erlitten und war nach Südafrika gekommen. Beſitzer eines nicht unbedeutenden Vermögens, hatte er anfänglich große Jagdexpeditionen unternommen, den berühmten Gordon Cumming auf einer ſolchen begleitet, jetzt war er Farmer wie wir alle, doch verfügte er über einiges politiſches Wiſſen und Erfahrung, ſo daß ſein Urteil vielfach geſucht und allgemein geſchätzt wurde.

Die Geſpräche über Weltpolitik und die Geſchicke der Völker, d. h. Englands, ließen uns jedoch das Nächſtliegende, nämlich das Gedeihen unſerer Kolonie nicht vergeſſen. Der Kreis derer, die im Sinne engſter Kolonialpolitik auf mich einwirkten, war noch größer, und zwar fanden Einflüſſe von zwei Seiten im entgegengeſetzten Sinne ſtatt. Die politiſche Frage, die in jener Zeit in Natal alle Gemüter bewegte, war „Responsible" oder „home Government", d. h. eine Regierung, die von verantwortlichen Miniſtern des Landes geleitet, oder eine ſolche, die von England aus geführt wurde.

Meine altengliſchen Freunde, Mr. Gr., der alte Ba. und andere, waren für das Syſtem der Crown-Kolonie, ſie ſtellten ſich auf den Standpunkt des engliſchen Steuer-

zahlers und meinten, wenn England der Kolonie Zuſchüſſe zahlen müſſe, ſo habe es allein das Recht, deren Regierungsform nach Gutdünken zu beſtimmen. Andere Bekannte, zum Teil recht niederer Herkunft, alles, was ſie hatten, der Arbeit ihrer Hände verdankend, waren entgegengeſetzter Anſicht und der Meinung, daß, wenn ſie auch in England nicht mehr mitwählten und dort keine Steuern zahlten, ſo haben ſie doch als Angehörige der engliſchen Nation ein Anrecht auf ſtaatliche Unterſtützung. Außerdem erwüchſe durch ihre Tätigkeit und Daſein der Nation ſo viel Vorteil im Wege des Handels und Zuwachs an politiſcher Bedeutung, daß dadurch die Beihilfe des engliſchen Steuerzahlers reichlich aufgewogen ſei. Dieſe Werte ließen ſich aber nur weſentlich ſteigern durch eine mit den lokalen Verhältniſſen vertraute, von den Landesbewohnern ſelbſt gehandhabte Regierung. Beſonderen Eindruck machte die Familie eines alten Schotten auf mich. Er ſelbſt war als einfacher Landarbeiter nach Natal gekommen, hatte ein halbes Dutzend kräftiger Söhne mitgebracht, die in den erſten Jahren ihrer Jugend derſelben Art der Arbeit oblagen, wie ihr Vater. Sie waren einige Jahre älter als ich, ihre Äußerungen trugen daher in meinem Ohr ſchon immer ein wenig den Klang der Erfahrung. Die ganze Familie hatte lange Jahre von der Hand in den Mund leben müſſen, war mit großer Aufmerkſamkeit jeder Phaſe der Geſetzgebung, ſoweit ſie den Arbeiterſtand anging, gefolgt, alle wußten daher auf dieſem Gebiete unheimlich Beſcheid. Mit der Zeit hatte das Glück ſie begünſtigt, der Vater hatte eine ſchöne Farm erworben, nun er alt war, bewirtſchaftete ſie an ſeiner Stelle einer der Söhne,

während die anderen sich verschiedenen Berufen zugewandt hatten. Mit ungeschwächter Aufmerksamkeit beobachteten sie nach wie vor die öffentlichen Vorgänge, jetzt allerdings unter den verschiedensten Gesichtspunkten, als Farmer, Kaufleute, als kleine Beamte. Mir sind im Leben nie wieder Menschen vorgekommen, in deren Kreise die Bedeutung politischer Tagesfragen für das praktische Leben so eingehend erwogen wurde, als in dieser Farmerfamilie. Das in ihrem Schoße Gehörte setzte sich bei meinen gebildeteren Bekannten wieder in Tagesgespräch um und ich erfuhr so die Anschauungen der Vertreter der verschiedensten Berufe über die politischen Tagesvorgänge. Mr. Gr. gab uns die Auffassung des Gesetzgebers, Mr. Ba. und B. die des gebildeten Engländers, Mr. P. und C. die des gebildeten Kolonisten. Bei der Menge dieser Eindrücke oder vielleicht der Art ihrer geistigen Verarbeitung konnten lebhafte Einwirkungen auf mich nicht ausbleiben. Ich erkannte, daß wir schließlich alle darin einig waren, in unserer jungen Kolonie den Begriff Regierung hauptsächlich als die Summe wirtschaftlicher Maßnahmen zur Erschließung aller vom Lande gebotenen Erwerbsmöglichkeiten aufzufassen. In folgerichtiger Durcharbeitung dieses Gedankens konnte ich mich weniger der Ansicht derer anschließen, zu denen Bildung und Beziehung mich am ehesten hinwies, ich wurde von selbst zu einer liberaleren, weniger englischen, als entschiedener kolonistischen Auffassung hingeführt. In diesem Sinne wirkte auch die Beobachtung des Gegensatzes in dem wirtschaftlichen Leben der beiden Länder, auf die meine Aufmerksamkeit in gleichem Maße sich richtete. Im Freistaat waren die von mir angenommenen

Grundſätze praktiſch, faſt zu völliger Ausführung gebracht. Dort gab es kaum etwas, das man unter den Begriff Politik hätte unterbringen können. Niemand kümmerte ſich um den anderen, jeder konnte tun und laſſen, was er wollte. Mit dem Strafrichter lief man kaum Gefahr zu kollidieren, denn der Verſuchungen waren zu wenige. Man freute ſich, den Nachbar einmal zu ſehen, man lag zu weit auseinander, man hatte keinen Grund, ſich gegenſeitig zu ſchädigen; wo es dennoch geſchah, wurde die Sache durch ein Schiedsgericht vor dem „Veldcornet" ausgetragen. Mit geſchriebenem Recht und Geſetz kam man nur in den Städten in Berührung, wo die Vorausſetzung dichterer Bevölkerung ſich erfüllte. Selbſt dort trat das Recht faſt ausſchließlich in Geſtalt der Prozeßentſcheidung in die Erſcheinung, denn der Boer iſt wie der Bauer, verſeſſen darauf, das Tüpfel auf dem J zu ſpalten. In Natal dagegen wurde viel Politik getrieben, zum Teil aus dem Grunde, weil die Koloniſten ſich durch viele der beſtehenden Geſetze bedrückt fühlten, Recht und Geſetz, ſowie die Einwirkung des Mutterlandes oft am eigenen Leibe ſehr unbequem fühlen mußten. Der Vergleich in dieſer Beziehung fiel entſchieden zum Vorteil des Freiſtaates aus, wollte man dagegen etwas auf dem Gebiet der Kolonialpolitik lernen, ſo war Natal geradezu als Hochſchule dafür zu bezeichnen. Hier ſpielten ſich ſtändig Vorgänge ab, die, weil ſie den Koloniſten perſönlich berührten, ihn intereſſieren mußten, er mochte wollen oder nicht. Natürlich war es immer nur im Wege der Beſprechung mit anderen möglich, ſich der Bedeutung eines jeden Vorganges klar zu werden, ihn von allen Seiten betrachten zu lernen.

In dieſer Beziehung den Boeren näher zu treten, war bis auf ſeltene Fälle ausgeſchloſſen. Rinder, Pferde und Schafe ſind die einzigen ihnen geläufigen Objekte für Gedankenaustauſch. Politik exiſtierte damals für ſie nur als Bezeichnung eines Zuſtandes perſönlicher, d. i. boeriſcher Freiheit, allgemeingültige Fragen überſtiegen in der Regel ihre Fähigkeit objektiver Erörterung. Da mir die ganze Boerengeſellſchaft wegen ihrer greulichen Unbildung und gleichzeitigen übertriebenen Anmaßung unſympathiſch war, ſo wandte ich mich ſelbſtverſtändlich meinen gleichaltrigen, gebildeten, engliſchen Nachbarn zu oder nahm noch lieber Anlehnung an deren älterer Generation. Wenn deswegen meine Erfahrungen faſt gänzlich auf engliſchem Boden erwuchſen, ſo ſtrebte ich dennoch, die obwaltenden Verhältniſſe gegeneinander abzuwägen und mir eine eigene Anſchauung zu bilden, die darin gipfelte, daß in einer jungen Kolonie, wie Natal, in erſter Linie das Geſetz der Billigkeit, nicht das des Rechtsparagraphen obwalten müſſe.

Erſt wenn eine dichtere Bevölkerung es notwendig mache, die Intereſſen des Einzelnen gegeneinander und gegen die der Menge abzuwiegen, erſt dann könne und dürfe die Rede davon ſein, das abſtrakte Recht zur Anwendung zu bringen. So lange die Intereſſen des Einzelnen ausſchließlich an den Erwerb, im Wege der Werteproduktion gebunden ſei, ſo lange müſſe auch das gebilligt werden, was etwa dem abſtrakten Rechtsbegriff zuwiderlaufe, vorausgeſetzt, daß dadurch kein Dritter geſchädigt werde. Dieſer Gedanke ließ ſich indeſſen nur dann geſetzgeberiſch verkörpern, wenn unſere Kolonie nicht Kronkolonie blieb, wie ſie es damals war, wenn ſie nicht

durch Beamte aus dem Mutterlande und nach Rechtsanschauungen verwaltet wurde, die anderen völkischen Grundlagen entsprossen, auf alte Kulturzustände paßten, aber versagen mußten, in einem Lande, wo die Menschen unter anderen politischen, ethnologischen und physikalischen Verhältnissen anders leben, denken und handeln. Beamte aus England mußten — das war nur menschlich — die Mitwirkung von Kolonisten nach Möglichkeit auszuschalten suchen, nur aber, wenn letztere nach Maßgabe der lokalen Bedürfnisse sich selbst verwalteten, ihre Finanzen nach Möglichkeit selbst aufbrachten, nur den Gouverneur aus der Heimat empfingen, d. h. wenn das System des „Responsible Government" eingeführt wurde, war die Möglichkeit gegeben, die Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte des Landes zu gewährleisten. Es war nur natürlich, daß ein junger Mann lebhaften Temperaments seine neu erworbene Weisheit nicht für sich behalten konnte. Da mein alter Freund Ba. mich ermutigte, wagte ich es, Aufsätze in den damaligen Zeitungen Natals zu schreiben, die sich nach der Art der meisten Kolonialzeitungen mehr durch Langatmigkeit und die Zahl ihrer politischen Artikel, als durch deren Klarheit und Logik auszeichneten. Nachdem nun fast 30 Jahre über jene Abfassung meiner ersten kolonialpolitischen Leitsätze verflossen sind, würde es mich lebhaft interessieren, sie durch die Brille meiner heutigen Erfahrung zu betrachten. Von ihnen dürfte kaum noch ein einziger existieren, und so wird die Nachwelt sich wohl ohne jene Erzeugnisse meines damals 21jährigen Geistes weiter durchzuhelfen suchen müssen. Ich will aber hier bekennen, daß ich den damals in mir entwickelten Prin-

zipien treu geblieben bin und ſie noch heute als im allgemeinen richtig anerkenne. Die gewonnenen Anſchauungen konnte ich gewiſſermaßen nachprüfen auf ausgedehnten Reiſen, die ich in dem Transvaal und nach den Diamantfeldern unternahm, wo ich die Verfaſſung des erſteren, die Verwaltung letzterer kennen zu lernen Gelegenheit fand.

Auch den Rand der Kalahari erreichte ich in jenen Tagen, ohne zu ahnen, daß ich viele Jahre ſpäter am jenſeitigen Ufer, auf deutſchem Gebiete ſtehend, mich der Zeiten auf der engliſchen Seite dankbar erinnern würde. Jedenfalls betrachte ich die neun Jahre, die ich im Britiſch-Südafrika zubrachte, als die Zeit meiner kolonialpolitiſchen Schulung, die mir ſpäter im Leben nicht ohne Wert geweſen iſt.

Ich kann nun nicht umhin, die wirtſchaftliche Lage der Kolonie in den ſiebziger und achtziger Jahren zu berühren, weil ſie nicht allein meine kolonialpolitiſche Ausbildung in einem anderen Fach bewirkte, ſondern auch meinen eigenen Lebenspfad aufs nachhaltigſte beeinflußte. Ende der ſiebziger Jahre war in ganz Südafrika eine wirtſchaftliche Stockung auf allen Gebieten eingetreten. Die von Lord Carnarvon inaugurierte Politik der Vereinigung von ganz Südafrika hatte ſich nicht durchführen laſſen, die verſchiedenen Staaten, Kapkolonie, Natal, Freiſtaat und Transvaal, lagen einander politiſch in den Haaren, Handel und Produktion mußten darunter leiden. Auſtralien mit ſeinem ungeahnten Aufſchwung machte Afrika empfindliche Konkurrenz, nicht nur durch ſeine Schafzucht, ſondern auch durch Zufuhr von billigem Mehl. Die

Farmer fanden wenig Absatz für ihre Erzeugnisse und erlitten Einbuße an ihrer Kaufkraft, die Geschäfte stockten. Der Transvaal hatte eine Niederlage bezüglich seines beabsichtigten Bahnbaus erlitten. Bares Geld war knapp, man zahlte überall 8 Prozent Zinsen. Der Freistaat sah sich genötigt, seinen Bürgern eine einmalige Kopfsteuer aufzuerlegen. Wie ein wohltuender, fruchtbarer Regen wirkte daher das viele Geld, das plötzlich ins Land floß, durch den Kriegszug, den England damals gegen den tapferen Zulukönig zu unternehmen sich veranlaßt sah. Die Verproviantierung der Truppen, Bewältigung des für diese nötigen Transports brachte unerwarteten und reichlichen Verdienst. Viele Menschen gaben Farm, Geschäft, Beruf auf, um sich völlig den sich bewegenden Truppen anzuschließen. Riesenvermögen sind damals binnen wenigen Monaten erworben worden, um in noch kürzerer Zeit wieder zu zerschmelzen. Ein Mann, namens B. H., gewann während des Krieges 40 000 Pfund Sterling, um kurz nach dessen Beendigung als Kellner sein Unterhalt zu verdienen. Nur wenige verstanden weise mit dem hauszuhalten, das die Verhältnisse ihnen in den Schoß geworfen hatten. Der Zulufeldzug hatte unter der Jugend des Landes einen Sturm der Begeisterung entfacht und unendlich viele junge Leute hatten sich in Volunteerkorps einreihen lassen, um sich an dem Feldzuge zu beteiligen. In welcher Form ich daran teilnahm, gehört nicht hierher, ich habe es an anderer Stelle erzählt. Auch an mir war der Krieg nicht ganz ohne finanzielle Wirkung vorübergegangen. Meine Ochsengespanne hatten durch Transport verdient und ich sah mich in der Lage, meine Farm gegen eine andere, größere zu

vertauſchen. Allein der Feldzug hatte, wie natürlich, auch üble Folgen, die ſich in einer heftigen wirtſchaftlichen Reaktion äußerten. Leichter Verdienſt hatte dem leichtſinnigen kolonialen Völkchen den Geſchmack an raſchem Gelderwerb beigebracht, den für Werteproduktion verdorben. Man hatte verlernt, planvoll zu arbeiten, und wollte doch in dem gewohnt gewordenen üppigen Stil weiterleben. Die Folge war, daß die flaue Lage der Geſchäfte ſich nach dem Kriege ärger bemerkbar machte, als vorher. Wolle hatte keinen Preis, reſp. der daran zu erzielende Verdienſt wurde aufgezehrt durch die Transportkoſten, die vom Kriege her ſich in einer nur durch dieſen zu rechtfertigenden Höhe bewegten. Die Kaufleute in den Städten forderten unerſchwingliche Preiſe für ihre Waren, einesteils eben wegen der Transportkoſten, aber auch weil man ſich gewöhnt hatte, den Truppen alles doppelt anzukreiden. Am ſchlimmſten aber war, daß durch die ſtarke Rinderbewegung während des Krieges, die damals „Rooiwater“ benannte, jetzt als Texasfieber erkannte Krankheit unter den Rindern überall Verbreitung gefunden hatte und die beſten Geſpanne dezimierte. Lungenſeuche war ebenfalls infolge des Krieges weit umher verſchleppt worden, und manche prunkende Rinderherde wurde von dieſer tückiſchen Krankheit bis auf das letzte Stück dahingerafft. Hier ſtellten ſich Probleme ein, deren Löſung jene Zeit noch nicht gewachſen war. Zwar verlangten wir nach behördlichem Eingriff, wir forderten Anſtellung von Veterinärärzten zur Unterſuchung jener Krankheiten und Maßregeln zu deren Bekämpfung, allein die bakteriologiſche Wiſſenſchaft hatte damals noch keinen Vertreter, wie ein Koch es ſeither geworden iſt.

Das Schickſal einer kleinen Kolonie, wie Natal, konnte den engliſchen Steuerzahler keinen Augenblick in hinreichende Aufregung verſetzen, um derentwegen den Beutel zu ziehen zur Bezahlung von Ärzten, nachdem ſoeben erſt aus politiſchen Gründen viel, ſehr viel Geld für jenes Land ausgegeben worden war. Im Freiſtaat war damals noch keine jener Krankheiten eingezogen, ſeine Verwaltung aber hätte ſelbſt beim beſten Willen niemals irgend eine wirtſchaftliche Zwangsmaßregel durchſetzen können. Dafür gab das bekannte „scab law“ das beſte Beiſpiel. Unter den Schafen war die im engliſchen als scab, holländiſch „Brand ziekde“ bezeichnete Krankheit ausgebrochen, bei der eine in der Haut ſich einniſtende Milbe das Ausfallen der Wolle verurſacht. Da die Krankheit ungemein anſteckend iſt, und die Herde, auch des aufmerkſamſten Farmers, ihr nicht entgehen konnte, wenn der Nachbar ſeine Tiere nicht ſauber hielt, ſo entſtand ein Geſetz, demzufolge jeder Schafzüchter ſeine Schafe in beſtimmten Zeiträumen mit einer gewiſſen Löſung zu waſchen hat, um die Krankheit nicht zum Ausbruch kommen zu laſſen. Dieſes an ſich berechtigte und entſchieden wirkſame Geſetz iſt niemals über geringe Anfänge hinaus zur Ausführung gekommen, weil gerade diejenigen Farmer, deren Herden am meiſten vernachläſſigt waren, am lauteſten gegen die Vergewaltigung Einſpruch erhoben, die ſie in einer ihre Privathandlungen regulierenden Verfügung erblickten. Unter der autonomen Verwaltung des Freiſtaates verlief die Sache im Sande. Der Boer iſt zu indolent, um irgend eine auf das Gemeinwohl gerichtete Maßregel mit Nachdruck zu verfolgen, die er im allgemeinen wohl als nützlich

und für andere als verbindlich betrachtet, die nur auf ihn als Individuum ausnahmsweise keine Anwendung finden darf. In Natal lag die Frage anders. Die Entscheidung fiel im Heimatlande. Wurde von dort aus die schroffe Durchführung des Gesetzes verfügt, so machte sich das Regierungssystem noch unpopulärer, als es schon war. Man versuchte deshalb die Ausführungsbestimmungen dem Legislative Council in die Schuhe zu schieben. Dieses forderte, die heimatliche Regierung möge die Mittel zur Durchführung des Gesetzes bewilligen, während dort die Auffassung herrschte, die Kolonie habe sie aufzubringen. Blieb im Freistaat das Gesetz ein papierenes aus Mangel an einer Regierung, so entstand unter dem Berge dieselbe Wirkung, weil dort zuviel Regierung war. Die Beobachtung des Kampfes um derartige Fragen und Stellungnahme dazu mußte natürlich den Sinn und das Empfinden für koloniale Verwaltung, für Rechte und Pflichten des Kolonisten, für die Kraft und den guten Willen der Regierung klären und stärken. Während das ganze Land unter den geschilderten Verhältnissen eine wirtschaftliche Krise durchmachte, schöpfte die Bevölkerung wieder Hoffnung auf das Eintreten eines zweiten Goldregens, denn die Entscheidung der Transvaalfrage lag in der Luft, ein zweiter Krieg drohte. Man kaufte wieder Mais und Ochsen zu möglichst billigen Preisen, um sie mit ungeheurem Profit an die Truppen zu verhandeln. Allein der Menschen, die auf diesen klugen Gedanken kamen, waren zu viele, man trieb sich im Voreinkauf die Waren schon zu schwindelhafter Höhe und rechnete nicht mit dem Umstande, daß die englischen Generale, die Leiter des

ſoeben erſt verfloſſenen Krieges, doch ſchließlich auch gelernt hatten, die Kriegsführung billiger als früher einzurichten. Die Enttäuſchung war allgemein, viele und große Verluſte waren wieder zu verzeichnen. Es iſt ja bekannt, wie der Transvaalkrieg für England unglücklich verlief und durch einen Wechſel des Parlaments, der Gladſtone wieder ans Ruder brachte, ganz plötzlich beendet wurde. Dieſer Umſchwung entfeſſelte von neuem die Diskuſſion über den Zuſammenhang zwiſchen Kolonie und Mutterland, und während die große Maſſe, geblendet von dem Verdienſt, den der auf Koſten Englands geführte Krieg ihnen gebracht hatte, jetzt für das Syſtem der „Crown Colony“ ſich begeiſterte, mehrten ſich auch ſolche, die die Frage aufwarfen, mit welchem Recht das Land durch einen Krieg, an dem es in keiner Weiſe beteiligt ſei, in die ſchwierigſte Wirtſchaftskriſe verwickelt wurde. Jedenfalls hatten die geſchilderten wirtſchaftlichen, wie politiſchen Vorgänge bei jedem, nur einigermaßen gebildeten Einwohner des Landes den nachhaltigſten Eindruck hervorgerufen. Man war ſich über die Gründe der Erſcheinungen klar geworden, nachdem man der letzteren Wirkungen am eigenen Leibe erprobt hatte. Was half aber der Zuwachs an Weisheit. Der Rückſchlag war ſchwer zu ertragen. Während der Kriege hatten ſich die Farmer mit Lebhaftigkeit auf den Anbau von Hafer geworfen, den man zu vortrefflichen Preiſen abſetzen konnte. Ich habe zu jener Zeit Tauſende von Garben langen Fahnenhafers, das Stück für 2,50 Mark, verkauft. Nach der plötzlichen Beendigung des Krieges hatten die meiſten Farmer ausgedehnte Haferfelder in voller Frucht ſtehen, ſahen ſich aber plötzlich außerſtande,

auch nur den zehnten Teil davon abzusetzen. Ihn zu verfüttern, war unmöglich. Stallfütterung gab es damals noch nicht für Rinder, für Pferde nur in beschränktem Maße, beide fanden auf der Weide so reichlich Grünfutter, daß sie trockenes Futter verschmähten. Man ließ die Ernte auf dem Felde verfaulen. Es war eine wirtschaftlich schwierige Zeit, sie konnte aber nicht verfehlen, jedem, der mit offenen Augen in die Welt sah, viel zu lehren in politischer, volkswirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht, denn auch die Bahnfrage wurde damals wieder in eifrige Erwägung gezogen. Die Arbeiterfrage begann gleichzeitig ihr Haupt zu erheben. Die Kriege hatten den Eingeborenen zu denken gegeben, die während des Zulufeldzuges so überwältigend erscheinende Macht Englands erwies sich vor ihren Augen plötzlich als unzulänglich, in mehreren Stämmen erwachte Neigung zu Unbotmäßigkeit, man mußte sie jedoch gewähren lassen, um sie nicht mächtigen kriegerischen Häuptlingen in die Arme zu treiben. Viele Eingeborene wanderten aus Natal nach Zululand zurück. Alle diese Umstände trugen dazu bei, den Farbigen arbeitsunwillig zu machen, seine Arbeit schwindelhaft im Preise zu steigern. Es ergoß sich ein mächtiger Arbeiterstrom in die Diamantfelder, die den Farmern die Arbeitskräfte entzogen. Die hyperphilantropische Stellungnahme der englischen Regierung gegenüber den Eingeborenen stiftete jetzt großen Schaden, denn die Verwaltung versagte überall da, wo Autorität gegenüber den Farbigen am Platze gewesen wäre. Gewalttaten Eingeborener gegen Weiße mehrten sich. In dieser Hinsicht bewährten sich die Einrichtungen des Freistaates und bis zu gewissem Grade

auch die im Transvaal. Dort durfte kein Nigger sich beliebig im Lande bewegen, er mußte einen Paß mit sich führen; das hatte zur Folge, daß jene Länder nicht so rasch von Arbeitern entblößt wurden, wie Natal, und daß eine weit größere Sicherheit der Weißen gegenüber den numerisch stark überwiegenden Eingeborenen obwaltete. Die Eingeborenenfrage bildete das Tagesgespräch und die Zeitungen waren voll der Erörterungen einer zweckmäßigen Eingeborenenpolitik. Damals mußte man Kolonialpolitik lernen, man mochte wollen oder nicht. Ich hatte im Laufe dieser Zeiten meine Farm erfolgreich bewirtschaftet. Die hohen Haferpreise während des Krieges hatten mich veranlaßt, mich mehr, als sonst im Land üblich, auf Landwirtschaft zu legen, bedeutende Flächen meines Areals waren durch tiefe Gräben sorgsam entwässert und für Ackerbau hergerichtet worden. Die Felder standen im Flor. Da kam der Preissturz. Hafer hatte keinen Markt und ich konnte froh sein, für meine Ernte ein, wenn auch niedriges, so doch überhaupt ein Angebot zu erhalten. Ich verfrachtete eines Tages meinen gesamten Vorrat von Hafer auf eine Reihe von Wagen und sandte meinen Gefährten, der mir damals in der Bewirtschaftung der Farm beistand, damit nach Ladysmith, wo der Vorrat abzuliefern war. Hier stießen zwei Umstände zusammen, deren wirklichen Sachverhalt ich nie habe ergründen können. Vielleicht, daß mein Abnehmer seine Zusage bereute und gern von dem Kauf zurückgetreten wäre, vielleicht, daß mein Beauftragter sich in der Führung der Wagen Nachlässigkeiten hat zuschulden kommen lassen, kurz, in Ladysmith wurde die Annahme des Hafers verweigert, weil er unterwegs naß

geworden und verdorben ſei. Das war für mich ein ungemein harter Schlag. Hatte ich urſprünglich gehofft, aus dem Ertrage meiner Felder eine große Einnahme zu erzielen, ſpäter wenigſtens noch Ausſicht gehabt, die für deren Anlage gemachten Ausgaben wieder einzubringen, ſo war nun auch das für letzteren Zweck angelegte Kapital dahin. Ein Unglück kommt indeſſen ſelten allein. Die Gegend, in der ich lebte, war von wildromantiſcher Schönheit, aber gerade deswegen wohl ein Reſt des von Erwerb ſuchenden Siedlern weniger begehrten Landes auf dem Kamme der Drakensberge. Stellenweiſe fanden ſich hier noch ausgedehnte Waldungen, untermengt mit undurchdringlichem Bambusgeſtrüpp. Tiefe Schluchten waren noch kaum je von weißem Fuße betreten, ragende Bergſpitzen noch nie erklommen worden. Allerlei Wild war noch zahlreich anzutreffen, infolgedeſſen waren Raubtiere häufig, obwohl ſie ſich ſelten aus ihren Verſtecken herauswagten. Ein übles Geſchick wollte es, daß gerade um dieſe Zeit ein Trupp wilder Hunde, eine Art Canote oder auſtraliſcher Dingo einen Beutezug auf dem Drakensberg entlang unternahm und ſich eines Nachts auf meine Schafherde ſtürzte. Am nächſten Morgen fanden wir die Tiere weit über die Gegend zerſtreut, viele zerriſſen, andere verwundet, mehr noch verloren, die ganze Herde zerſprengt, deren reichliche Hälfte war dahin. Unter den obwaltenden wirtſchaftlichen Verhältniſſen war das ein unerſetzlicher Verluſt. Die Herde wieder zur Ertragsfähigkeit zu bringen, ſchien ausſichtslos, namentlich da mir nun auch die Einnahme verloren gegangen war, die ich aus dem Verkauf meiner Hammel zu ziehen gehofft hatte. Es erſchien mir höchſt

fraglich, ob ich überhaupt meine Farm würde halten können, ob ich kapitalkräftig genug sei, den erlittenen Schlag zu verwinden. Ich will hier nicht die Frage erörtern, ob das möglich gewesen wäre, ich beschränke mich auf die Wiedergabe von Tatsachen und Gründen, die mich bewogen, zu handeln, wie ich handelte. Darum ist ein kleiner Rückblick an dieser Stelle unerläßlich. Schon lange, ehe die erzählten Ereignisse eintraten, war mir die Erkenntnis gekommen, daß das Leben eines südafrikanischen Farmers wohl ein bewegtes, tätiges, auch abwechslungsreiches sein könne, daß es aber nicht die Möglichkeit der Weiterbildung der natürlichen Fähigkeiten und Anlagen gewähre.

Diese wiesen mich mit Entschiedenheit auf naturwissenschaftliches Gebiet. Die Neigung zu diesem wurde geweckt durch einen alten Herrn, den Geheimrat Marks, der mich während meiner Gymnasiastenzeit in Göttingen mit seiner Aufmerksamkeit beehrte. Ein weitläufiger Verwandter des berühmten Gerhard Rohlfs, erzählte er mir viel von dessen damals gerade Aufsehen erregenden Taten und Reisen. Er konnte mir allerdings nicht voraussagen, daß ich dereinst mit diesem bedeutenden Manne in engste Beziehungen treten würde. Die Anregung des alten Herrn, vielleicht enthielt sie einen Zusatz pädagogischer Absicht, wies mich auf die Lektüre von Reisebeschreibungen und naturwissenschaftlichen Werken, soweit mir solche verständlich waren. Mit der Wahllosigkeit des Schülers begeisterte ich mich für mehrere Bücher, die mir in die Hände fielen, darunter Andersens Reisen in Südwestafrika und Baldwins Jagdabenteuer. Mit feiner Direktive lieh mir Geheimrat Marks die Reisebeschreibung der Brüder Forster, der Begleiter

Cooks und die Skizzen der Natur von Humboldt. Ich empfand den höchſten Genuß, als meine lebhafte Phantaſie mir die Länder und Gebiete, die jene hervorragenden Forſcher der Kulturwelt erſchloſſen, die zu dieſem Zweck geleiſtete wiſſenſchaftliche Arbeit, die erlittenen Gefahren und erlebten Abenteuer mit plaſtiſcher Deutlichkeit vormalte. Die Erinnerungen an die Leiſtungen jener Männer, an die Lektüre ihrer Werke wurde mir zu jener Zeit, die ich oben beſchrieb, beſonders dadurch wachgerufen, daß damals die erſten Nachrichten über Stanleys Erfolge im Innerſten unſeres Erdteils als flüchtige Zeitungsnotizen uns erreichten, ferner durch die Erzählungen meines alten Freundes und Nachbars Mr. Ba., von dem ich ſchon erwähnte, daß er den berühmten Jäger Gordon Cumming auf einigen ſeiner Jagdzüge begleitet habe. Die Erinnerung an früher erhaltene Belehrung, die Beobachtung der Vorgänge in meiner Umgebung, die Nachrichten über Großtaten der Gegenwart, alles entflammte mächtig in mir das Verlangen nach geiſtiger Tätigkeit. Ich ließ mir aus der Heimat Bücher kommen, entlieh mir, was immer davon im Kreiſe meiner Bekannten zu finden war, und begann meine Abende mit der Fortſetzung lang vernachläſſigter Studien auszufüllen. Ich vertiefte mich in Colenſos Arithmetik und Geometrie, las ein wenig Nationalökonomie, und als ſich unter den Büchern einige geographiſche Werke fanden, warf ich mich auf dieſes mir bis auf ſeine dünnſte Oberfläche fremde Fach, das mir eine Quelle unerwarteten Genuſſes erſchloß. Ich konnte damals nicht vorausſehen, wie wertvoll mir dieſe beſcheidenen Studien noch werden ſollten. Schon nach einiger Zeit erkannte ich jedoch, daß auch dieſe ſich

auf bestimmte Ziele richten mußten, um zweckentsprechend zu werden. Da war es ziemlich selbstverständlich, daß meine alten Pläne aus der Mitte der siebziger Jahre mich wieder umgaukelten. In neuem, hellerem Licht schien mir jetzt der Gedanke, für Deutschland Länder zu suchen, wo praktische Kolonisation getrieben werden könne. Und da ich mich vor die Frage gestellt sah, ob ich meine Farm würde halten können oder sollen, half mir der neu erwachte Drang nach geistiger Betätigung ziemlich schnell zu einer Entscheidung zu kommen, ich beschloß, die Farmerei an den Nagel zu hängen und mir ein neues Arbeitsfeld auf intellektuellem Boden zu suchen. Mein bisheriges Leben, meine dabei gewonnenen Erfahrungen, meine jüngsten Studien, meine Neigungen wiesen mich darauf hin, zu versuchen, meine alten Pläne zu verwirklichen, und als dieser Entschluß einmal gefaßt war, begann ich mich seiner praktischen Ausführung zuzuwenden. Ich bereitete mich vor, so gut ich das verstand und vermochte. Von meinen Nachbarn lieh ich mir, was ich an Büchern über afrikanische Reisen finden konnte, und las alles, was mir in dieser Beziehung in die Hände kam. Hauptsächlich war es Livingstone, dessen Taten mich fesselten, und ich glaube, ich wäre heute noch imstande, ein Examen abzulegen über den Umfang und Verlauf seiner Reisen in Afrika. Ganz ungemein bedeutungsvoll erschien mir der politische Teil seiner Tätigkeit gegen Ende seines Lebens, der ihn den Sambesi aufwärts bis in die Nyassaländer führte. Auch die Schriften eines jungen Engländers, Erskine, fielen mir in die Hände, er war vom Sabi zum Limpopo gezogen und hatte vielleicht als erster Europäer den

oberen Lauf jenes damals ſagenhaften Fluſſes geſchaut. Noch ſchwankte ich, wohin ich meine Schritte richten ſollte. Verlockend für mich war das weite Innere mit ſeinen Herden unzählbarer Antilopen, ſeinen ausgedehnten, faſt noch gänzlich unerforſchten, nur von den dünnen Routen einiger berühmter Forſcher durchzogenen Gebieten. Ihren Pfaden zu folgen mußte natürlich dem Neuling ganz beſonders verlockend und reizvoll erſcheinen, dem als faſt unerreichbares Ziel vorſchwebte, Angehöriger ihrer Zunft zu werden. Zuletzt gab aber doch der Gedanke an mögliche Erwerbungen für das Vaterland den Ausſchlag, und ich beſchloß, mich in die Gegenden des Limpopo zu wenden, die den Vorteil boten, einen mächtigen Fluß auf ſeine mutmaßliche Schiffbarkeit zu unterſuchen, alſo Forſcherarbeit zu leiſten und vielleicht in der Nähe der Meeresküſte und doch fern von irgend welchen berechtigten europäiſchen Hoheitsanſprüchen feſten Fuß zu faſſen. Ich geſtehe, daß letzterer Gedanke bei mir der wenigſt lebhaft entwickelte war. Ich lebte noch des ſüßen Wahnes, daß das Deutſche Reich nur zu nehmen brauche, um zu beſitzen, daß Vaterland und Volk mit dankbarer Freude jede Handlung begrüßen würden, die die Unterlage bot, überſeeiſches Gebiet zu erwerben. Damit waren meine Erwägungen zu Ende, das Handeln hatte zu beginnen. Meinen alten Freund Ba. habe ich damals wohl viel gequält mit Fragen über Ausrüſtung, Lagerregeln, zu erwartenden Charakter des Landes und ſeiner Bewohner, Jagdverhältniſſen uſw. Mit unendlicher Geduld befriedigte er, ſoweit er vermochte, meinen unerſättlichen Wiſſensdrang, und ſeinen eingehenden Mitteilungen verdanke ich viel, was mir ſpäter im Leben gut

zuſtatten gekommen iſt. Begleitet von den meiner Farm entſtammenden, zur Bedienung meiner Fahrzeuge, eines Ochſenwagens und einer ſogenannten scotch cart erforderlichen Negern, brach ich nach Norden auf. Unterwegs geſellte ſich, durch merkwürdige Umſtände faſt gezwungen, ein Engländer, namens Wilſon, zu mir, der, um 20 Jahre älter als ich, in vollſter Objektivität meine patriotiſchen Aſpirationen billigte, meinen politiſchen Horizont weſentlich erweiterte und mir in allen Dingen ein treuer Reiſegefährte geweſen iſt. Ich gedenke aber hier nicht einen Bericht über jene mir unvergeßliche erſte Forſchungsreiſe zu ſchreiben, von der ich einzelne Epiſoden an anderer Stelle geſchildert habe. Jene Reiſe rief in mir die Überzeugung wach, daß das von mir durchwanderte Land wegen ſeiner großen Ähnlichkeit mit dem Teile Natals, den man als „Die Dornen“ zu bezeichnen pflegt, wegen ſeiner vielen unverſieglichen Waſſerläufe, wegen ſeiner Fähigkeit, viel Vieh auf verhältnismäßig geringem Areal zu ernähren, wegen des Charakters der angetroffenen Bevölkerung, der Erträge ihrer ausgedehnten Gärten ein wirklich gutes Siedlungsland ſein müſſe. Auch politiſche Schwierigkeiten glaubte ich nicht erwarten zu brauchen, nachdem ich am Ende meiner Reiſe einen Blick in die Zuſtände in dem portugieſiſchen Gebiete von Lourenço Marquez geworfen hatte. Von den Eingeborenen war kaum Gegnerſchaft zu erwarten, ſoweit ſie nicht großen Häuptlingen unterſtanden, zerfielen ſie in kleine Stammeshäuflein, die ſich, ohne zu fragen, wahrſcheinlich einer kraftvollen Autorität gebeugt hätten. Erſt ſpäter lernte ich mit einem mir damals noch unbekannten Faktor, dem klimatiſchen Fieber,

rechnen, das leider in jenen Gegenden europäiſchen Kleinſiedlern die Niederlaſſung erſchwert, und in jenen Tagen noch in weit höherem Grade als heute, für einen unbeſiegbaren Feind gehalten wurde. Von ganz beſonderem Wert aber war es für mich, daß ich unter den wilden Verhältniſſen der Zeit und des Landes lernte, mich ganz auf mich ſelbſt zu ſtellen, die jeweilige Lage raſch zu überſchauen, ſie nach Möglichkeit entſprechend meinen Zwecken zu verwerten. Ich war vielfach genötigt, Eingeborenenhäuptlingen gegenüber Stellung zu nehmen. Da kam mir zuſtatten, daß ich in früheren Jahren ſchon deren größte, Cetywayo, König der Zulus, Umqegela von Pondoland, Moſheſh von Baſutoland u. a. m., jetzt kürzlich Umbandin von Zwazieland kennen gelernt hatte. Bekanntſchaft, mit ihrer Art ſich zu geben, verlieh mir Sicherheit gegenüber den kleineren Herrſchern, mit denen ich jetzt in Berührung kam. Zwar lernt jeder ſüdafrikaniſche Farmer ſich gegenüber ſeinen ſchwarzen Leuten in ſeiner Überlegenheit zu behaupten, allein dazu hilft ihm auch das Bewußtſein, im Notfalle die Unterſtützung von Behörden in Anſpruch nehmen zu können. Hier wurde ich vor die Notwendigkeit geſtellt, dieſe Überlegenheit auch dann noch aufrechtzuerhalten, als ich lange Zeit allein oder nur in Geſellſchaft eines Weißen den Farbigen gegenüberſtand, unter Verhältniſſen, die es ſchlechthin verboten, etwaige Unbotmäßigkeit in irgend einer Form zu rügen, wo jede ſolche Rüge ungeſtraft Wiedervergeltung hätte finden können. Ich lernte die Leiſtungsfähigkeit meiner Leute und Tiere, ſchließlich auch die eigene beurteilen und das Wollen mit dem Können in Einklang zu bringen entwickelte die Fähig-

keit, die zum Ziele führenden Wege zu erkennen, den sich ungangbar erweisenden rasch gegen den besseren zu vertauschen. Kurz, jene erste Reise ins Unbekannte gestaltete sich, ohne daß ich es noch ahnte, zur Schule für einen Teil meiner späteren Lebenstätigkeit. Die Leichtigkeit, mit der es mir gelang mich vorwärts zu bewegen, ließ in mir weitausschauende Gedanken reifen. Ich beschloß, immer weiter nach Norden vorzudringen und träumte davon, mit der Zeit die Pfade zu erreichen, auf denen Livingstone einst gewandelt. Allein das Geschick sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn als das Auftreten der Tsetse weiterem Vordringen mit dem Ochsenwagen ein Ende machte und ich erkennen mußte, daß meine Mittel nicht ausreichten, eine Trägerkolonne längere Zeit auf eigene Kosten zu unterhalten, da machte ich kehrt, voll der neuen Eindrücke, die ich gewonnen, in der festen Überzeugung, daß weiter im Norden doch die Möglichkeit gegeben sein müsse, meine nun wieder in aller Lebhaftigkeit erwachten Pläne anlangend, deutsche Kolonisation zu verwirklichen. Mir schwebte ein Unternehmen vor wie es die Engländer seitdem ausgeführt haben. Der Zambesi, das wußte ich aus Livingstones Tagebüchern, stellt eine auf bedeutende Strecke fahrbare Wasserstraße dar, der Shire, so vermutete er, würde wenigstens streckenweise sich benutzen lassen. Einmal am Südende des Nyassa angekommen, befand man sich im Lande unbeschränkter Freiheit im politischen wie im wirtschaftlichen Sinne, und das von den großen Seen umschlossene Gebiet mußte schon wegen der durch die riesenhaften Wasserflächen gebotenen Verkehrsmöglichkeit eine glänzende Zukunft haben. Wer dort

zuerſt feſten Fuß faſſen konnte, ſo ſchloß ich, der mußte einen Handel mit den Eingeborenen treiben können, der alles, was Südafrika in dieſer Beziehung zu bieten hatte vollſtändig in den Schatten ſtellen würde. Meine Beobachtungen dort hatten mich bis jetzt gelehrt, daß der Handel die ergiebigſte Quelle des wirtſchaftlichen Wohlſtandes ſei und meine Gedanken bewegten ſich daher hauptſächlich in ſeiner Richtung. Die Bedeutung der mit dem Erwerb jener Länder zu gewinnenden weltpolitiſchen und weltwirtſchaftlichen Stellung erſchloß ſich damals, ich bekenne es offen, meinem Geiſte noch nicht in annähernd vollem Umfange, ſpätere Zeiten ſollten mir in dieſer Beziehung Aufklärung bringen. Jedenfalls war von jetzt ab all mein Denken und Trachten auf jene Länder gerichtet, und ich erwog im Geiſte die Möglichkeit, mich ihnen zu nähern. Die Rückreiſe geſtaltete ſich nicht weſentlich anders als der Ausmarſch, nur mit dem Unterſchiede, daß ich einen Abſtecher nach Lourenço Marquez, der portugieſiſchen Kolonie an der Oſtküſte machte, wo ich ſpäter noch einmal längeren Aufenthalt nehmen ſollte. Dort gewann ich einen Einblick in portugieſiſche Verwaltung, zu einer Zeit, wo für jenes Völkchen noch kein Zwang beſtand, ſich nach außen möglichſt anſtändig zu präſentieren. Als ich die äußerſten Ränder bewohnter Gegenden wieder erreichte, begegnete ich einem Manne, deſſen Name ſpäter auch in Deutſchland bekannt geworden iſt. Damals war er Angeſtellter im Transvaaldienſt, er hieß Schiel. In ſeinem Hauſe nahm ich kurzen Aufenthalt, um meinen Ochſen Raſt zu gönnen von dem beſchwerlichen Aufſtiege aus dem Tieflande am Luſutu-Fluſſe im Zwazielande.

Kaum hatte ich Herrn Schiels Farm verlassen um die Heimreise wieder anzutreten, als ich von einem heftigen Fieberanfalle ereilt wurde, wahrscheinlich einem Gastgeschenk, das ich in dem damals noch recht ungesunden Lourenço Marquez erhalten oder mir irgendwo auf dem Wege aufgelesen hatte. Der Anfall war so heftig, daß mein Leben in äußerster Gefahr schwebte. Mein Reisekamerad benachrichtigte Herrn Schiel, der mit einem anderen Deutschen, namens Mensing, sofort herbeikam, um mich wieder in sein Haus zurückzuführen. Unter freundlicher Pflege genas ich dort vom Fieber. In Herrn Mensing lernte ich einen für alle idealen und patriotischen Ziele begeisterten Mann kennen, den ich schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit mit meinen Gedanken über deutsche Kolonisation vertraut machte. Sie fanden lauten Widerhall in seinem Gemüt schon aus dem Grunde, weil deren Verwirklichung ihm, der ohne Vermögen sich anzusiedeln strebte, die Aussicht gewährte in neu für Deutschland zu erwerbenden Gebieten um ein billiges Land von geringerem oder größerem — lieber natürlich größerem — Umfange erwerben zu können. Solche Motive darf man nicht tadeln und egoistisch schelten. Sie kräftigen das Streben zum Ziele, und es gibt niemand in der Welt, der ohne jegliche eigene Wünsche, nur um des Wertes der Idee willen arbeitet. Wenn Mensing auf dem Rande meines Krankenbettes saß oder mich später auf langen Spaziergängen begleitete, bildete der Gedanke an Kolonisation den Gegenstand unseres Tagesgesprächs. Wir erwogen alle möglichen Weisen ihn praktisch auszuführen und erhitzten uns nicht wenig über die Erörterung verschiedener Methoden, was das Gute hatte, daß mein

Plan allmählich ſchärfere Umriſſe annahm. Herr Menſing, der noch nicht lange in der Kolonie lebte, hatte in irgend welcher Form Beziehungen zu dem damaligen Miſſionsinſpektor Dr. Fabri, dem Herausgeber einer Zeitſchrift, die zwar in erſter Linie Miſſionszwecken diente, in der jedoch ſchon damals das koloniale Thema öfters angeſchnitten wurde. Mir war die Zeitſchrift unbekannt. Menſing jedoch meinte, daß Fabri ſicherlich einen von mir verfaßten Artikel über mein Projekt bringen würde.

Ich war zu jener Zeit noch nie mit einem in deutſcher Sprache verfaßten Artikel vor ein deutſches Publikum getreten, und mir machte die Arbeit nicht wenig Kopfzerbrechen. In der Geographie war ich gut beſchlagen, auch wußte ich genau, was ich wollte, allein mir mangelte es an Übung, einen Aufſatz folgerichtig aufzubauen, meine Gedanken in eine auch anderen leicht faßliche Form zu gießen. Immer daher, wenn ich den fertigen Aufſatz Herrn Menſing vorlas, ſchüttelte dieſer den Kopf und meinte, das müſſe noch anders werden. So habe ich das Opus viele Male durchgearbeitet, bis Menſing endlich meinte, ſo könne es gehen. Er ſchrieb es in ſeiner guten, leſerlichen Handſchrift ab und es wanderte ſeinen Weg nach Deutſchland, zu Herrn Dr. Fabri. Dieſes Schriftſtück enthielt meinen Plan, die Gegend des heutigen Deutſchoſtafrika zu beſetzen, und zwar faſt genau in der Weiſe, wie es geſchehen iſt, mit dem Unterſchiede, daß ich mir damals dachte, man müſſe Zambeſi und Shire als Zugangsſtraße zu dem Zwiſchenſeengebiete benutzen. Im übrigen war auf die politiſche Zugehörigloſigkeit des Landes, auf die wirtſchaftliche Bedeutung der Seen als Handelsſtraßen und

auf den Kilimandſcharo als Siedlungsgebiet hingewieſen. Vielleicht war die Form der Darſtellung doch wohl nicht geeignet, einem deutſchen Publikum vorgeſetzt zu werden, denn Herr Fabri teilte uns in einer Notiz ſeiner Zeitſchrift mit, daß der Aufſatz ſich für Publikation in ſeinem Organ nicht eigne. Die entſprechende Notiz wird ſich im Briefkaſten jener Zeitſchrift vom Jahrgange 1882 oder 1883 finden. Als ich Dr. Fabri ſpäter kennen lernte, ſagte er mir, der Gedanke, wie ich ihn ausgeſprochen, ſei ihm zwar ſehr empfehlenswert, aber doch ein wenig zu kühn erſchienen.

Herrn Menſing hatte die Idee tiefer ergriffen, als ich damals dachte. Als ſpäter das Zululand von den Engländern annektiert wurde, war er einer der erſten, die ſich dort niederließen in dem Gedanken, auf dem von ihm erworbenen Lande deutſche Farmer anzuſiedeln. Leider genügten ſeine Kapitalkräfte nicht zu einem ſolchen Unternehmen, auch wurde dieſes von der engliſchen Regierung wohl nicht mit übermäßigem Wohlwollen betrachtet, denn eines ſchönen Tages erklärte letztere, daß nicht alle Landanſprüche von Siedlern im Zululande anerkannt werden würden, ſondern nur ſolche, die ſich in einer ganz beſtimmten Zeit und gewiſſen Formen vollzogen hatten. Unter dieſen befand ſich der Grundbeſitz des Herrn Menſing nicht, er ſah ſich plötzlich ſeines Landes und des hineingeſteckten Kapitals beraubt. Der Schlag traf ihn ſo ſchwer, daß eine heftige Krankheit ihn ergriff und dahinraffte. Friede ſei ſeinem Angedenken! Nachdem ich vom Fieber völlig geneſen war begab ich mich zu Pferd zurück nach dem Freiſtaat, wohin Wilſon meine Wagen geführt hatte. Meine

Farm wieder neu mit Vieh zu verſehen erlaubten mir meine Mittel nicht, auch waren die Zeiten den Farmbetrieben nicht günſtig. Ferner muß ich geſtehen, daß mir die Reiſe ſo viel Anregung in der verſchiedenſten Richtung und damit Hinweis auf Betätigung auf geiſtigem Gebiete gegeben hatte, daß es mir nicht richtig ſcheinen wollte, mich wiederum auf wirtſchaftliche Beſtrebungen zu konzentrieren, den Kampf mit ihnen unter von vornherein ungünſtigen Bedingungen noch einmal aufzunehmen. Briefe aus der Heimat brachten mir Nachricht, daß auch dort der koloniale Gedanke entglommen ſei; dieſem glaubte ich durch meine koloniale Erfahrung und Schulung, ſowie meinen Eifer für die Sache nützen zu können. Ich verkaufte meine Farm und den Reſt meines lebenden Inventars, behielt zwei Pferde und eine zweirädrige, ſogenannte Cape cart, und fuhr wieder nach Norden, um auf dem Wege über Lourenço Marquez die Heimreiſe anzutreten. In Newcaſtle traf ich Herrn Menſing wieder; auch ihn zog es nach Europa und ich fand Gelegenheit, ihm ſeine mir während meines Fieberanfalles erwieſene treuliche Pflege zu vergelten, indem ich ihm die Heimreiſe ermöglichte.

Weil Pferde das Klima der Niederung nicht vertragen können, verkaufte ich meine Karre und Pferde im Transvaal und, begleitet von meinem Gefährten trat ich von da die Reiſe nach Lourenço Marquez zu Fuß an. Unterwegs wurde ich von einem Unfall betroffen, deſſen Folgen jedoch für mich höchſt intereſſant werden ſollten. Mein Reiſegeld trug ich in engliſchem Golde in einem Ledertäſchchen am Gürtel. Das Täſchchen war alt, ſein Schloß aber gut,

ich hielt den Inhalt für ſicher. Die Flüſſe, die wir auf dem Wege zu überſchreiten hatten, mußten wir durchſchwimmen, denn irgend welche Verkehrserleichterungen gab es zu jener Zeit noch nicht, ſie dürften heute dort noch fehlen. Der Lufutu, ein nicht bedeutender, aber immerhin ſehr breiter, höchſt romantiſcher Fluß, war noch ein wenig geſchwollen und meine Leute trugen Bedenken, ſich mit unſerem Gepäck hineinzuwagen. Es blieb mir nichts übrig, als mein eigener Fährmann zu ſein und meine Sachen, meine Leute und meinen Gefährten ſelbſt hinüberzuſchaffen, indem ich den Fluß viele Male durchſchwamm. Als endlich die ganze Karawane glücklich am jenſeitigen Ufer angelangt war, entdeckte ich, daß das Waſſer mein Täſchchen aufgeweicht hatte, und daß eine Rolle mit 100 Pfund Sterling herausgeglitten war. Das Geld durch Tauchen wiederzuerlangen, war ausgeſchloſſen, auch in Lourenço Marquez ließ ſich meine Kaſſe nicht ergänzen, und ich ſah mich dieſerhalb gezwungen, für mich und Menſing Schiffsbilletts im Zwiſchendeck zu nehmen. Zu jener Zeit vermittelte den Küſtenverkehr noch die berühmte, beſſer berüchtigte Britiſch India-Linie. Deren Schiffe hatten keine andere Aufgabe als in jeder an der afrikaniſchen Küſte zuläſſigen Weiſe Geld zu verdienen. Die Schiffe liefen jeden kleinen Hafen an, die ich nun alle zu ſehen bekam. Natürlich mußten wir mit Negern, Indern und allerhand kolonialem Geſindel den Raum teilen; das war nicht angenehm, doch in der Jugend überwindet man dergleichen Unbequemlichkeiten ſchnell, boten ſich doch gerade dabei die Möglichkeit, allerhand pſychologiſch und ethnologiſch merkwürdige Beobachtungen zu machen. Dieſe

ungewohnte Umgebung, die verſchiedenartigen vielen Häfen, die ich betrat, alles ergriff mich mächtig, fremd, ſo nachhaltige Eindrücke bewirkend, daß ich dieſe, unter ſo ungünſtigen Vorbedingungen begonnene Reiſe den intereſſanteſten meines vielbewegten Lebens zuzuzählen vermag. Der Verkehr im Zwiſchendeck hatte ſogar noch vorteilhafte Folgen. Unterwegs lernte ich einen halbweißen Portugieſen kennen, noch weiſt mein kleines Skizzenbuch ſein Porträt auf, der in Quilimane anſäſſig, entweder im Dienſte einer größeren Firma ſtand oder an einer ſolchen beteiligt war. Da unſer Dampfer viele Tage in Quilimane liegen mußte, ſo bewog dieſer Mann meinen Reiſegefährten und mich, das Schiff zu verlaſſen und uns einer Tour anzuſchließen, die er in einer Pirouge den Zambeſi hinauf unternahm. Auf dieſe Weiſe lernten wir den mächtigen Strom und eine Reihe von portugieſiſchen Handelsniederlaſſungen an ſeinen Ufern kennen, ohne daß uns dieſer Abſtecher irgend welche weſentliche Ausgaben verurſacht hätte, die bei dem damaligen Zuſtande meiner Kaſſe unmöglich geweſen wären. Unſere helle Freude an dem majeſtätiſchen Fluſſe wurde durch Wolken von Moskitos verdunkelt. Nur zweimal im Leben habe ich in ähnlicher Weiſe von ihnen zu leiden gehabt, wie hier, wo ſie uns ſogar während eines heftigen Regenfalles um nichts weniger als ſonſt beläſtigten. An der Mündung des kleinen, die Grenze zwiſchen Natal und dem unabhängigen Pondalande bildenden Fluſſe Umtamvuna in Südafrika und in dem Dorfe des Muinye Uſagara in Oſtafrika wurde ich ebenſo arg von dieſen Inſekten gepeinigt, und ich kann mir eine Verſtärkung dieſer Plage über das Maß des damals er-

littenen hinaus nicht vorſtellen. Es war kein Wunder, wenn bei dieſer Menge Moskitoſtichen das Fieber ſich einſtellte. Zwar hatten wir Chinin bei uns, nahmen es auch regelmäßig, allein ich trug wohl noch einen Reſt Fieber mit mir herum, ſo daß ich bald begann ſein Wirken zu ſpüren, während mein Kamerad vorläufig noch verſchont blieb. Ich konnte in Mozambique noch das alte Fort beſichtigen, in dem ich von einem liebenswürdigen portugieſiſchen Offizier, den ich irgendwie kennen lernte, herumgeführt wurde; auch in Ibo ging ich noch ans Land, ohne zu ahnen, daß ich dieſen Ort ſpäter unter wunderlichen Verhältniſſen wiederſehen ſollte. In Sanſibar ſuchte ich den damaligen deutſchen Konſul, einen Herrn O'Swald, oder deſſen Vertreter auf. Während ich mit ihm ſprach, kam das Fieber zum Ausbruch und ich wurde in ſeiner Bureauſtube faſt ohnmächtig. Mit großer Liebenswürdigkeit geſtattete mir der Herr, mich auf ſeinem Sofa auszuruhen, bis ich durch kurzen Schlaf hinreichend Kraft gewonnen hatte, um mich wieder an Bord meines Schiffes zu begeben. Dieſer erneute Fieberanfall vereitelte meinen Plan, mich beſuchsweiſe auf das Feſtland zu begeben, um Information hinſichtlich meiner Pläne zu ſammeln. In Aden, wo ich einen Dampfer des öſterreichiſchen Lloyds benutzen wollte, faßte mich das Fieber aufs neue, und ich mußte dort längere Zeit liegen bleiben, weil ich zu ſchwach war, die Reiſe fortzuſetzen. Hier lernte ich zum erſten Male die Methode kennen, das Chinin als Löſung unter die Haut zu ſpritzen, die ein engliſcher Arzt an mir zur Anwendung brachte. Der längere Aufenthalt ermöglichte auch die Regelung der Geldverhältniſſe, ſo daß

wir den Reſt der Reiſe nicht mehr im Zwiſchendeck zurückzulegen brauchten. In Trieſt trennte ich mich von meinem Reiſegefährten; ich habe ihn nicht wiedergeſehen und bereits angegeben, auf wie traurige Weiſe er ſein Leben einbüßte. In Deutſchland hatte inzwiſchen der koloniale Gedanke Wurzel gefaßt; unter der Leitung des Fürſten Hohenlohe war der Frankfurter Kolonialverein gegründet worden. Es konnte nicht ausbleiben, daß Beziehungen ſich bald herſtellten. Ich wurde veranlaßt koloniale Vorträge zu halten und bin damals viel im Reiche herumgewandert. Mein erſtes öffentliches Auftreten fand in Liegnitz ſtatt, und dieſe Tatſache hat zwiſchen der dortigen Gruppe der Kolonialgeſellſchaft und mir eine dauernde Beziehung hervorgerufen, die mir viele Freude bereitet hat. Aus ſo mancher deutſchen Stadt habe ich damals nachhaltige Erinnerungen mit fortgenommen, reiche Sehenswürdigkeiten wurden mir in möglichſt angenehmer Form vorgeführt, ſie wirkten um ſo ſtärker auf mich, weil ich jetzt, nachdem ich ein gut Teil von der Welt geſehen hatte, eigentlich erſt die Heimat kennen lernte. Überall fand ich begeiſterte Zuſtimmung zu dem kolonialen Gedanken, ſo daß ſich in meinem unerfahrenen Gemüt alsbald die Überzeugung einſtellte, der Wille zur Erwerbung von kolonialem Beſitz ſei bereits ſo gefeſtigt, daß es nur noch der Entſcheidung über das Wo bedürfe. Die koloniale Begeiſterung fand gegenüber meiner Perſon freundlichen Ausdruck in folgendem kleinen Begebniſſe. In einer Stadt im Norden lernte ich einen alten Herrn kennen, der mir verſicherte, daß, wenn er jung genug wäre, er ſich ſofort in den Dienſt der kolonialen Idee ſtellen würde. Er ſei

zu alt, wolle aber doch gern etwas für die Sache tun. Er fragte, ob er mir eine Freude bereite, wenn er mir einen Stock, den er trug, zum Geschenk mache. Dieser Stock war aus Rotkethelbeere, einem ungemein zähen, widerstandsfähigen Holze, geschnitzt. Öffnete man in seinem Griff eine Kapsel, so entnahm man ihm eine etwa sechs Zoll lange Stahlspitze, die man dann der Zwinge nur aufzuschrauben brauchte, um eine ganz gefährliche Waffe in der Hand zu haben. Dankbar nahm ich den Stock entgegen. Ich trug ihn auf allen Wanderungen als steten Begleiter und will meinen Lesern gleich seine weiteren Schicksale erzählen. Eines Tages widerfuhr uns ein eigenartiger Unfall. Meine Karawane befand sich in ruhigem Marsche durch verhältnismäßig friedliches Gebiet, als plötzlich aus dem Busche zu unserer Linken ein Nigger herausstürzte und mit einem Speer wie wild auf meine Träger losstach. Die Leute warfen die Lasten nieder und flüchteten sich teils in den nahen Busch, teils in das hohe Tambutigras am Wege. Ich lief sofort hinzu, um Ordnung herzustellen. Kaum sah mich der Kerl, als er seinen Speer mit aller Gewalt auf mich abschleuderte. Ich hatte gerade noch Zeit, mit meinem Stock zu parieren, aber nur so knapp, daß der Speer mit der Spitze auf den Stock traf. Wegen des reichlichen Taues im Grase war alles naß, und auch mein Stock ein wenig aufgeweicht. Der Speer vermochte daher in das Holz einzudringen. Ich fühlte das sofort und gab dem Stock eine Drehung, so daß das weiche Eisen der Speerspitze sich um den Stock bog. Als ich diesen nun schüttelte, fiel der Speer zur Erde und ich konnte mich gegen den Mann verteidigen,

der mit wüſtem Geſchrei, einen zweiten Speer in der Hand, auf mich losſtürmte. Ein Hieb über den Kopf machte ihn ſtraucheln, und er fiel ſo vor mich nieder, daß er, auf beide Hände ſich ſtützend, mir die rechte Flanke, höher als die linke, präſentierte. Auf dieſe hieb ich nun mit aller mir reichlich zur Verfügung ſtehenden Kraft los, und der Stock bewährte das gute Material, aus dem er gefertigt war. Ich fühlte, daß irgend etwas zerbrach, der Stock war es nicht. Der Nigger blieb liegen, und ich fand jetzt Zeit, den Vorgang zu unterſuchen. Da keinerlei Anlaß für den Überfall zu entdecken war, der Nigger auch ganz allein, ohne Mithelfer gehandelt hatte, ſo kam ich zu dem Schluß, daß ich es hier mit einem unter Negern äußerſt ſeltenen Fall von Amocklaufen zu tun gehabt hatte. Die Karawane ſetzte ruhig ihren Weg fort, der Speer befindet ſich heute noch in meinem Beſitz, kenntlich an ſeiner abgebrochenen Spitze. Viele Jahre ſpäter in der Südſee, hatte ich ebenfalls Gelegenheit, mich gegen den Angriff eines Eingeborenen verteidigen zu müſſen. Ein Schlag mit dem guten Stock über den Kopf des Kanaken befreite mich von ihm. Endlich nahte ſich das Ende. Ich befand mich in Java und führte einen wunderbar ſchönen Hund mit mir, den ich in Auſtralien als Geſchenk erhalten hatte. Auf dem Markte von Djokjakarta ſah ich plötzlich, wie ein fremder Köter meinen Hund überfiel und häßlich zurichtete. Ich ſprang zur Verteidigung Intombi's, ſo hieß mein Hund, hinzu, und erteilte dem Angreifer einen wohlgemeinten Hieb über die Rippen. Damit befreite ich meinen Hund, allein der Stock war durch die vielen Jahre Wanderns in allen Klimaten und Witterungsverhältniſſen doch

endlich morſch geworden, er konnte nicht mehr aushalten, was ich ihm zumutete, er zerſprang. Ich warf ihn außerhalb der Stadt in ein Bambusgebüſch, dort mag das knorrige Holz aus dem deutſchen Walde dem glatten Bambus der Tropen viel zu erzählen gehabt haben.

Meine Einſchätzung des Wertes kolonialer Begeiſterung in öffentlichen Verſammlungen wurde bald nüchterner. Durch meine Beziehungen zu dem Kolonialverein, und während der vielen Vorträge, die ich im Laufe der Jahre 1883 und 1884 für dieſen hielt, erkannte ich zwei Dinge mit großer Deutlichkeit. Einmal das Beſtehen zweier Parteien. Die eine trug einen rein theoretiſchen Charakter. Sie hatte auf ihr Banner die große Deviſe geſchrieben, wir wollen uns das Recht, Kolonien zu beſitzen, zu verdienen ſuchen und dabei allmählich einen Plan für koloniale Erwerbungen entwerfen. Ein ſolches Programm, das kein Programm war, mußte alle jüngeren Geiſter, namentlich ſolche, die Gelegenheit gehabt hatten, Englands Vorgehen in der Weltpolitik zu beobachten, in Harniſch bringen. Darin bekundete ſich ein Überreſt altdeutſcher Schwerfälligkeit aus den Jahren deutſcher Kleinſtaaterei. Erſt mit theoretiſcher Gründlichkeit abwägen, ob wir auch dürfen was andere täglich tun, und über ſolchem Erwägen das Handeln vergeſſen, das war ſchließlich alles, wozu der Unternehmungsgeiſt dieſer Partei hinreichte. Zwar hatte ſie wegen der vielen, immerhin gewichtigen Leute, die ihr zugehörten, eine nicht unerhebliche Anzahl von Anhängern; allein es dauerte nicht lange, bis die andere Partei die Oberhand gewann und behielt. Dieſe forderte ſofortiges Handeln, es ſollte umgehend koloniſiert werden.

Alle ihre Anhänger waren willens, etwas zu tun, ſelbſt Opfer zu bringen, um überſee ein deutſches Kolonialreich entſtehen zu ſehen. Aber niemand war in der Lage, auch nur andeutungsweiſe anzugeben, wo denn überhaupt ein Anfang gemacht werden könnte. Die merkwürdigſten Ideen wurden laut; im allgemeinen aber ſchien die Anſicht vorzuwalten, daß Südamerika ein geeignetes Feld für die Ausführung derartiger Pläne bieten müſſe. Die dieſe Auffaſſung vertretende Partei war es, die die größte Regſamkeit entfaltete, und wenn ſie auch keine praktiſchen Erfolge zu erzielen wußte, ſo muß ihr doch das Zeugnis ausgeſtellt werden, daß ſie nichts unterlaſſen hat, den kolonialen Gedanken im Volke populär zu machen. Die Begeiſterung für koloniale Unternehmungen in breiten Volksſchichten entfacht zu haben, darf der ehemalige Kolonialverein zum großen Teil für ſich in Anſpruch nehmen.

Die zweite Beobachtung, die ich machte, lag auf perſönlichem Gebiet. Ich erkannte, daß es mir wohl gelang, das Publikum, zu dem ich ſprach, zu intereſſieren, dem kolonialen Gedanken geneigt zu machen; allein meine lange Abweſenheit von Europa während der Jahre, in denen ſich der Charakter hauptſächlich bildet, hatte mich europäiſchem Denken und Fühlen bis zu gewiſſem Grade fremd werden laſſen. Viele europäiſche Anſchauungen waren mir entrückt, viele meiner unter ganz eigenartigen Verhältniſſen erworbenen Auffaſſungen mußten in deutſchem Milieu anecken. Ehe ich dieſen Zuſammenhang ergründete, befremdete mich die Wahrnehmung, daß es mir nicht gelingen wollte, dieſelben Menſchen, deren lebhafte Zuſtimmung zu den

von mir vertretenen Ideen ich ſoeben noch gewonnen hatte, nun auch zu Handlungen in Bewegung zu ſetzen. Ich empfand, daß ich viel Kraft ohne entſprechenden Gewinn verausgabte, weil ich die Kunſt nicht verſtand, ſie an der richtigen Stelle einzuſetzen. Mir fehlten ferner geeignete Beziehungen zu maßgebenden Perſönlichkeiten, und jedermann, der ſich ſolche hat ſchaffen müſſen, weiß, welche Schwierigkeiten man darin zu überwinden hat. In dieſer Beziehung wirkte hindernd der Umſtand, daß ich auf dem Lande lebte, und als ich mich nach gereifter Erkenntnis in Berlin niederließ, war es ſpät am Tage, das Verſäumte nachzuholen, beſonders da auch mein Berliner Aufenthalt vielfach durch Vortragsreiſen längerer Dauer unterbrochen wurde. Auch zu anderen Zwecken mußte die Zeit in Berlin ausgenutzt werden. Wollte ich weiter in Afrika oder in anderen überſeeiſchen Ländern tätig ſein, ſo war es durchaus nötig, mir gewiſſe Kenntniſſe anzueignen, deren Mangel ich auf meiner oben beſchriebenen Reiſe gefühlt hatte, die mir aber auch in jeder Lebenslage von Nutzen ſein konnten. Ich begann zu dieſem Zwecke Geographie ſyſtematiſch zu betreiben und verlegte mich auf gründliches Studium aſtronomiſcher Ortsbeſtimmungen, in denen ich bei einem Verwandten, ehemaligem Marineoffizier und hochbegabtem Mathematiker, lange, eingehende und freundliche Unterweiſung fand. Auch meine erſte Bekanntſchaft mit meinem ſpäteren hochverehrten akademiſchen Lehrer, dem berühmten Geographen und Geologen F. v. Richthofen, fällt in jene Zeit.

Lernend und lehrend ſtand ich ſo inmitten einer großen Bewegung, zwiſchen zwei Parteien, nach Maß-

gabe meiner guten Einſicht aber ſchwachen Kräfte verſuchend Ziele zu ſtecken, Marſchrouten anzugeben. Da trat ein politiſches Ereignis ein, gelegentlich deſſen ſich eine Anzahl von Fäden zu einem Strang verknüpften, die das Geſchick bis dahin einzeln zu ſpinnen beliebt hatte. Die Boerengeſandtſchaft war nach Berlin gekommen, unter ihnen Paul Krüger, den ich in Südafrika, noch ehe er Präſident der Republik wurde, ziemlich gut gekannt hatte. Ihnen zu Ehren wurde ein großes Feſteſſen gegeben, zu dem ich wegen meiner nahen Beziehungen zu dem Kolonialverein eine Einladung erhielt. Da ich damals in Berlin einer der wenigen Leute war, die die Boerenſprache vollſtändig beherrſchten, wurde mir der Auftrag, eine Anſprache in Boeren-Holländiſch zu halten. In richtiger Erkenntnis boeriſcher Gefühlsrichtung trank ich auf den „Volksraad“, und meine Rede war die einzige, auf die eine Erwiderung erfolgte. Bei dieſem Diner ſaß ich gegenüber dem damaligen Herausgeber der „Täglichen Rundſchau“, jetzigem Herausgeber der „Deutſchen Zeitung“, dem wohlbekannten und vielverdienten Dr. Fr. Lange. Die Bekanntſchaft wurde eine mehr als flüchtige, als ſich herausſtellte, daß er als ehemaliger Gymnaſiallehrer meine Brüder unterrichtet hatte. Dr. Lange war ſchon längſt innerlich ein eifriger Anhänger des kolonialen Gedankens, und dieſe Sinnesgemeinſchaft ließ die neuen Beziehungen raſch erſtarken. Sie beſtehen noch heute und ich betrachte jenen Tag, an dem ſie entſtanden, als einen beſonders glücklichen, weil er mir die Bekanntſchaft eines Mannes brachte, den ich unter dem Wechſel aller Verhältniſſe habe hochſchätzen können. Durch Dr. Lange

lernte ich schließlich indirekterweise auch Dr. Peters kennen. Dieser hatte bei Dr. Lange Beschäftigung an der Redaktion der „Täglichen Rundschau" gefunden, beide hatten sich darüber geeinigt, daß in kolonialen Dingen etwas geschehen müsse, und Dr. Peters berief eine Versammlung in das Hotel Magdeburger Hof in der Mohrenstraße, zu der er mir eine Einladung zugehen ließ. Durch meine vielen Vorträge, meine Beziehungen zum Kolonialverein usw. war ich bekannt geworden und Dr. Lange hatte vermutlich Dr. Peters noch besonders darauf hingewiesen, mich zu gewinnen. Die Aufforderung zur Teilnahme wurde mir durch einen mir nicht weiter bekannten Herrn überbracht, dessen Name mir entfallen ist. In dieser Versammlung, aus deren Schoß die Gesellschaft für deutsche Kolonisation hervorging, fand meine erste Begegnung mit Dr. Peters statt. In ihm erkannte ich intuitiv den Menschen ungewöhnlicher Begabung, den vielgewandten Mann der Kombinationen, mit der Kraft, Menschen in Bewegung zu setzen, den Denker, aber auch den Mann der Tat. Ich glaubte auch den Organisator, den Mann des schöpferischen Talentes zu erkennen, den Mann, der ohne Rücksicht auf die eigenen Interessen die Kräfte seines Charakters und Denkvermögens rückhaltlos in den Dienst der von ihm ergriffenen Sache zu stellen vermag. Auf alle Fälle erblickte ich in ihm einen Mann, dem nach meinem damaligen Urteile alles das in ausgebildeter Form zu eigen war, was ich bei mir selbst nur in den Anlagen zu entdecken vermochte. Ich kann mit Strachwitz sagen: „Ich habe nie das Knie gebogen, den starren Nacken nie gebeugt," ich tue es auch heute noch nicht, es sei denn

freiwillig, und das kann nur da geſchehen, wo überlegene Geiſtesgaben und Charakterkraft gern gewährte Anerkennung von mir heiſchen. Peters aber war einer der Männer, vor dem ich freiwillig und darum gern mich beugte, begierig von ihm das zu lernen ſuchend, was ich an mir ſelbſt ſo vielfach vermiſſen mußte. Dr. Lange kann mir bezeugen, daß ich hier nur wiedergebe was ich damals fühlte und ihm wiederholt anvertraute. Dieſe meine uneingeſchränkte Bewunderung Petersſcher Begabung ließ mich alles das überſehen, was ſonſt geeignet geweſen wäre, uns äußerlich zu trennen, was zwiſchen jedem anderen, nicht ähnlich begabten Mann und mir auch unbedingt geſellſchaftlich unüberſteigliche Schranken errichtet hätte. Das Streben nach gleichen Zielen führte Peters und mich von nun an viel zuſammen. Wir pflegten unſere Mittagsmahlzeiten gemeinſam einzunehmen und über die Dinge zu ſprechen, mit denen der Geiſt junger Leute, wir ſtanden beide noch in der Mitte der Zwanziger, ſich beſchäftigt. Philoſophie und Politik, Ethik und exakte Wiſſenſchaften, und als unſer Umgang über Monate ſich erſtreckte, da begann auch ein jeder hervorzutreten mit dem, was ihn innerlich bewegte: eigenes Erlebtes und von der Zukunft Erhofftes. Natürlich trat das koloniale Problem immer wieder in den Mittelpunkt und ich fand Freude daran, Peters meine Erfahrungen, Pläne, Anſichten zu entwickeln, der ſie mit dem lebhaften Verſtändnis aufgriff, das ein Mann bedeutender Begabung einem ihm wenn auch nur in den äußeren Umriſſen bekannten, ſo doch höchſt wichtig erſcheinenden, und ihn darum lebhaft intereſſierenden Gegenſtand entgegen-

bringt. In jenem anfänglichen Stadium war jedoch die deutſche Koloniſation noch nicht die Grundlage für das Denken von Peters geworden. Obwohl er, wie bemerkt, meine Ausführungen als wichtig erkannte und aufgriff, ſo wurde ſein Innerſtes doch bis zu gewiſſem Maße beherrſcht von dem Gedanken an ein von ihm veröffentlichtes philoſophiſches Werk und eine abzufaſſende Habilitationsſchrift. Dieſe Dinge traten in unſeren Geſprächen immer wieder in den Vordergrund, und ich bin anläßlich ihrer ſozuſagen eigentlich von Peters in das mir bis dahin fremde Gebiet erkenntnistheoretiſcher Betrachtungen eingeführt worden. Erſt nachdem Peters aus Hannover zurückkam, ſchien er die Überzeugung gewonnen zu haben, daß eine Profeſſur ihm nicht bieten könne was er ſuchte, und erſt von da ab warf er ſich mit aller Kraft auf die Verfolgung der in der Luft ſchwebenden kolonialen Gedanken. Dementſprechend nahmen unſere Geſpräche von da ab einen anderen Charakter an. Hatten wir vorher teilweiſe geſchwärmt und betrachtet, ſo trugen unſere Erörterungen jetzt ein mehr rationelles Gepräge, ſie wurden erwägend und ſchlußfolgernd. Ich entwickelte Dr. Peters das Syſtem ſüdafrikaniſch-kolonialer Verwaltung ſo gut ich dieſe ſelbſt verſtand und ſie mir bekannt war, wir beſprachen wie man ſie in eigenen Kolonien zu organiſieren haben würde. Schon zu dieſer Zeit wurde mein auf Oſtafrika bezügliches Programm eingehend beſprochen und bei dieſer Gelegenheit die Einführung einer Hüttenſteuer der Eingeborenen in ihrem Zuſammenhange mit der Arbeitsgeſtellung der letzteren lebhafter Erörterung unterzogen. Eine richtige Steuerpolitik gegenüber den Eingeborenen

iſt von jeher ein weſentlicher Punkt meines kolonialpolitiſchen Programms geweſen. Als ich ſpäter, am 13. September 1886, in einer kolonialpolitiſchen Rede die Hüttenſteuer in ihrer ganzen Wichtigkeit darſtellte, wurde ich heftig deswegen angegriffen; heute iſt ſie überall nach Möglichkeit eingeführt. Auch die Anlage kolonialer Städte beſchäftigte uns. Ich erklärte, wie ich ſelbſt geholfen hatte die Stadt Vreede im Freiſtaat anzulegen, und wir gründeten im Geiſte in ähnlicher Weiſe Niederlaſſungen in eigenen deutſchen Kolonien. Kurz, damals bewegte ſich unſer geſamtes geiſtiges Leben auf dem Boden kolonialer Probleme, und wie ich geſtehen muß, daß jene Zeit unſeres Umganges nicht ohne geiſtigen Gewinn für mich verlief, ſo darf ich wohl mit einigem Recht annehmen, daß ein gleiches bei Dr. Peters der Fall war. Es leben noch heute Männer, die, obwohl ſie Peters und den Umfang ſeiner aus England mitgebrachten Geiſtesſchätze hinlänglich kannten, die Anſchauung vertreten, daß Peters auf dem Gebiet engerer Kolonialpolitik die Grundlage ſeiner Anſchauungen damals von mir erhalten habe.

Jedenfalls hatte Dr. Peters auf anderem Gebiete vielfach Gelegenheit, meine ihm nie verſagte Unterſtützung lebhaft in Anſpruch zu nehmen. Die neu gegründete Geſellſchaft für deutſche Koloniſation erforderte planvolle Tätigkeit. Anfänglich ſetzte ſie ſich aus Männern zuſammen, denen bei aller Begeiſterung für die Idee, der Gedanke an Taten einen gelinden Schrecken einjagte, weil ſie vor der mit der Ausführung erdachter Pläne verbundenen Verantwortung zurückſchreckten. Dagegen ließ ſich nichts ſagen, denn es waren zum Teil kleine Gewerbe-

treibende, die gegebenenfalls materielle Verluste zu fürchten hatten. Die Notwendigkeit, solche Männer herbeizuziehen, die willig und kräftig genug waren eine derartige Verantwortung zu tragen, führte zu öfteren Umwälzungen innerhalb der Gesellschaft, die manchmal sogar Stürme heraufbeschworen. In solchen Fällen war es Dr. Peters nicht unangenehm, wenn ich, vielleicht unter Hintenansetzung solcher Rücksichten, die man im allgemeinen auf andere, ganz besonders auf sich selbst zu nehmen pflegt, mich unbedingt ihm anschloß und solchen Veränderungen in der Zusammensetzung unserer Körperschaft beistimmte, die ihm ersprießlich erschienen. Wiewohl er der einschlägigen Vorgänge in seinem Buche, „Die Gründung von Deutsch-Ostafrika", wohl Erwähnung tut, so hat er doch die Namen derjenigen Herren, auf deren Schultern er oft genug stehen durfte, vergessen.

Diese Umwälzungen führten mit der Zeit auch Dr. Fr. Lange in den Ausschuß unserer Gesellschaft, wo er für längere Zeit unser wirklicher geistiger Führer wurde. Er war der einzige unter uns, der einen Überblick über die zeitweilige politische Lage besaß, als Redakteur der damals viel gelesenen und ziemlich einflußreichen „Täglichen Rundschau" die öffentliche Meinung zu fühlen und zu beeinflussen vermochte. Ihm gebührt das Verdienst, die Gesellschaft geistig am Leben erhalten zu haben, während Dr. Peters, noch im Zweifel über die Richtung, wohin er endgültig seine Schritte lenken sollte, in Hannover weilte, um eine Habilitationsschrift zu verfassen. Unserer Gesellschaft wurden, wie natürlich, bald eine Reihe von Projekten unterbreitet, deren jedes erwogen werden mußte,

deren keines sich als praktisch durchführbar erwies. Nicht ganz von der Hand zu weisen war der Plan des damals schon bejahrten Majors v. Mechow, der vorschlug, zu versuchen, am Quango, einem Nebenflusse des Kassai, festen Fuß zu fassen. Allein bei näherer Prüfung mußte auch dieser Gedanke fallen gelassen werden. Neben den auf Afrika gerichteten Vorschlägen wurde der Wunsch, sich mit unseren kolonisatorischen Plänen nach Südamerika zu wenden, vielfach und nachdrücklich verlautbar. In diese, nach den verschiedensten Richtungen auseinandergehenden Erwägungen über unser zukünftiges Aktionsprogramm hat Dr. Peters niemals durch Aufstellung eines eigenen fest umrissenen Vorschlags eingegriffen. Vielleicht deutlicher als irgend einer von uns anderen vermochte er die politische und wirtschaftliche Tragweite des geplanten Unternehmens zu überblicken und zu würdigen.

Allein praktische Wege zu weisen, in bezug auf das, was wir wollten und, sollte jemals brauchbare Arbeit entstehen, wollen mußten, dazu fehlte ihm die erforderliche Kenntnis, die sich wenig über das hinaus erstreckte, was jeder in England lebende Leser englischer Zeitungen nicht umhin kann sich anzueignen. Ihm schwebte ein ganz allgemein gehaltenes dunkles Projekt vor, in der Gegend von Sofala, in goldreichem Lande, deutsche Niederlassungen zu gründen, und noch heute besitze ich mein altes Exemplar der damals maßgebenden Karte von Afrika, auf der Peters mit Bleistiftstrichen die Gegend bezeichnet hat, wo er sich solche Niederlassungen dachte. Diesem Projekte versagte ich meine Billigung, weil es sich auf Länder erstreckte, deren Lage und Aufbau ihnen zu viel Ähnlichkeit mit

denjenigen zuwies, die ich erſt kürzlich durchreiſt hatte. Es fiel auch unter den Tiſch und wurde niemals ernſtlich erörtert, ſchon aus dem Grunde, weil Peters während ſeines Aufenthaltes in Hannover es nicht zu vertreten in der Lage war. Da tauchte ein anderes Projekt auf, ich erinnere mich nicht mehr von wem es ausging. Es ſtellte als Ziel unſerer Beſtrebungen das Hinterland der portugieſiſchen Provinz Moſamedes auf, wo in den Humpatabergen Boeren ſich niedergelaſſen hatten, mit deren Hilfe und in Anlehnung an ſie wir deutſche Niederlaſſungen gründen ſollten. Der Leſer wird unſchwer erkennen können, daß bei aller Einheitlichkeit unſeres Wollens der Tat doch eine Anzahl Strömungen entſtanden, deren jede beſtrebt war, das Schifflein unſeres Wagemutes mit ſich in eine beſondere Richtung zu führen. Da kehrte Peters aus Hannover zurück, nunmehr anſcheinend entſchloſſen, ſein Geſchick nicht der Gelehrſamkeit anzuvertrauen, ſondern es auf eine Karte in der Lotterie der Politik zu ſetzen. Alsbald änderten ſich die Verhältniſſe in der Geſellſchaft. Nicht weil überlegene Kenntniſſe in bezug auf unſere Tätigkeit ihn befähigten, uns ein eigenes Programm aufzuzwingen, ſondern weil er in weit höherem Maße als irgend einer von uns anderen die Gabe beſaß, die Menſchen auf Geſichtspunkte zu einigen, diejenigen Elemente zu fördern, die ſie ſtützen, die gegneriſchen zu entkräften. In bewundernder Anerkennung ſeiner Kraft, und in Erkenntnis, daß nur ihm es gelingen würde, unſere Mitglieder zu bewegen, nicht nur ein Programm, ſondern auch deſſen Ausführung zu beſchließen, unterſtützte ich ihn mit ſelbſtloſem Eifer als er ſeine Talente in der Neu-

geſtaltung unſerer Geſellſchaft voll entfaltete, eine Arbeit, die mir damals fernlag, mich weder anzog noch meinen Gaben entſprach. Peters machte das Moſammedes-Projekt durchweg zu dem ſeinigen. Ich wußte aus der Lektüre Livingſtones, daß wir dort mit Portugals rechtmäßigem Beſitz in Konflikt kommen mußten und widerſtrebend nur konnte ich mich entſchließen dieſem Plane meine Zuſtimmung zu geben, doch tat ich es endlich in der Hoffnung, daß die anderen Herren die politiſche Seite der Frage richtiger als ich beurteilen könnten und feſt entſchloſſen keinen Zwieſpalt in unſere nun faſt ſchlüſſige Geſellſchaft zu tragen. Nach Ausgleichung, Beruhigung und Vereinigung ſämtlicher etwa abweichender Meinungen wurde das Moſammedes-Projekt beſchloſſen, und wir ſtanden nun vor der ziemlich ausſichtslos erſcheinenden Aufgabe, die für unſer Unternehmen nötigen Gelder aufzubringen.

Das geſchah nach zwei Methoden, durch Ausgabe kleiner Anteilſcheine von je 50 Mark und durch Zeichnung größerer Summen von 5000 Mark an. Die kleinen Anteilſcheine wurden zuerſt zur Zeichnung aufgelegt. Obwohl damals keiner von uns mit weltlichen Gütern beſonders geſegnet war, hielten wir es doch für unſere Pflicht, unſeren Glauben an unſer eigenes Unternehmen durch finanzielle Beteiligung zu bekräftigen. Dr. Lange ſteht als erſter auf der Liſte die damals herumging, als zweiter figuriere ich ſelbſt mit der für meine damaligen Verhältniſſe ſehr hohen Summe von 500 Mark; die gleiche Summe zeichnete Graf Behr. Die auf dieſe Weiſe zuſammengebrachten Gelder erreichten nicht annähernd die Höhe der für unſere Zwecke durchaus erforderlichen Summe, und wir ſetzten

alle unſere Hoffnungen auf das Ergebnis der Zeichnungen für die Beträge von 5000 Mark. Solche Summen à fonds perdu zu fordern, das Anſinnen aber einem durch ſchamloſe Preßartikel mißtrauiſch gemachten Publikum mundgerecht zu machen, war eine uns alle erſchreckende Aufgabe. In der Verſammlung, in der dies geſchah, hat Dr. Peters zweifellos großes Talent bewieſen, und niemals habe ich größere Bewunderung für ſeine Fähigkeiten empfunden als an jenem Abend, dem 19. Auguſt 1884, wo es gelang, die für unſere Expedition nötigen Gelder flüſſig zu machen, und zwar nur auf die Sicherheit unſerer Perſonen, denn irgend welche andere Garantie vermochten wir nicht zu bieten.

Von uns allen war nur der ſchon bejahrte Kammerherr Graf Behr materiell nicht nur ſelbſtändig, ſondern im Beſitz reicher Mittel, wir anderen, wie Dr. Jühlke und ich, waren teils noch auf unſere Eltern, andere, wie Dr. Lange und Dr. Peters, auf Stellungen oder Beſchäftigungsgeber angewieſen. Dr. Peters nimmt daher wohl den Mund ein wenig zu voll, mindeſtens beweiſt er eine eigenartige Wertſchätzung ſeiner Mitarbeiter, wenn er ſchreibt, daß das Zutrauen zu ſeinem Charakter es war, das die Menſchen den kolonialen Plänen unſerer Geſellſchaft geneigt machte. Damals war Dr. Peters neben Dr. Lange, Graf Behr und mir ein unbekannter Mann, und es iſt kein Grund zu erkennen, warum das Publikum zu dem Charakter der anderen Vertreter unſerer Geſellſchaft weniger Zutrauen gehabt haben ſolle, als zu dem des ſelbſt uns ſeinen Mitarbeitern hauptſächlich nur ſeinen Verſtandesgaben nach bekannten Dr. Peters. Dieſer er-

innert ſich in ſeinem Buche meines Namens immer nur dann, wenn er die Möglichkeit ſieht, ihn herabzuſetzen und mit Schmutz zu bewerfen, freilich kann er die Tatſache nicht unterdrücken, daß ich einer der Vertreter unſerer Geſellſchaft war, dem gegenüber die Zeichner der hohen Beträge ſich zur Zahlung verpflichteten. Die wenigen noch exiſtierenden Anteilſcheine aus jener Zeit, einer davon in meinem eigenen Beſitz, weiſen jedenfalls meinen Namen auf als eines der Träger unſerer Geſellſchaft.

Immerhin bleibt Dr. Peters das Verdienſt, jene Verſammlung geleitet zu haben. Hätte einem anderen als ihm dieſe Aufgabe obgelegen, ich bezweifle ob wir das geforderte Geld erhalten hätten. Und es iſt, ich kann wohl ſagen, ſein ausſchließliches Verdienſt, allerdings auch ſein größtes, an jenem Abend unſeren in ihm verkörperten Willen und Einſicht, ſeinen Zuhörern ſo aufgedrückt zu haben, daß ſie ſich bewegen ließen, einer Gruppe von jungen Leuten, deren ſich noch keiner in irgendwelcher hervorragenden Weiſe ausgezeichnet hatte, Gelder in der genannten Höhe zur Verwendung für ein mindeſtens wagehalſig erſcheinendes Unternehmen anzuvertrauen. Hätten wir damals jene Gelder nicht erhalten, ſo trüge die deutſche Koloniſation, die auch ohne uns ins Leben getreten wäre, heute ein anderes Geſicht, dem gleichwohl eine Anzahl uns jetzt ſchon freundlich bekannter Züge fehlen würden. Wären die damals geſammelten Gelder für andere Erwerbungen als für die von Oſtafrika verwandt worden, ſo hätten ſie, des bin ich überzeugt, niemals die Wirkung hervorgerufen, die ihnen heute zuzuſchreiben iſt. Sie aufgebracht zu haben mag Dr. Peters für ſich in Anſpruch

nehmen, ich ſelbſt will ihn gegen jeden Konkurrenten in dieſer Hinſicht verteidigen. Wenn er aber heute mit Vorliebe über die Erwerbung Deutſch-Oſtafrikas ausſchließlich in der erſten Perſon ſpricht und für ſich allein in Anſpruch zu nehmen ſucht, was Raum bietet um vielen Mitarbeitern Anteil zu gewähren ohne die Urheber zu ſchmälern, ſo darf heute doch ſchon mit Sicherheit behauptet werden, und die Geſchichte wird, wie ſie es zum Teil ſchon getan hat, mit unumſtößlicher Sicherheit feſtſtellen, daß, ſoviel Verdienſt Dr. Peters bleibt, er doch ein angemeſſenes Teil an ſeine Mitarbeiter abgeben muß, die er jetzt als beliebig von ihm gehandhabte Werkzeuge hinzuſtellen verſucht.

Von dem Augenblick an, da unſer Beſchluß gefaßt war, als die erſten Mittel flüſſig wurden, wir aus dem Nebelreich der Theorie herabſteigend den Boden der Tat betreten ſollten, da wurden wir uns bewußt, daß uns das Geſchick als Arbeiter an den Webſtuhl eines Gewandes geſetzt hatte, das wohl würdig werden konnte, neben dem nordiſchen Hermelin um die Schultern unſeres Herrſchers gelegt zu werden. Wohl keiner von uns, die wir jene Zeit durchlebten, kann daran zurückdenken, ohne ſich wenigſtens bis zu gewiſſem Grade in die Stimmung verſetzt zu fühlen, die uns damals erfüllte. Und es iſt tief bedauerlich, daß das Band jener gemeinſamen, wirklich dem Vaterlande geweihten nutzbringenden Tätigkeit uns, die Vollbringer jenes Werkes, nicht zuſammenzuhalten vermocht hat, daß es durch eitle Eiferſucht, nicht zu befriedigende Ruhmſucht unheilbar zerriſſen wurde. Doch trifft das nicht auf alle zu. Begegne ich heute einigen meiner Mit-

arbeiter aus jener Zeit, ſo kommt beſtimmt ein Augenblick, wo wir uns gemeinſam erlebter Epiſoden erinnern im erhebenden Bewußtſein, Teilnehmer geweſen zu ſein an der ſchöpferiſchen Arbeit der Jahres 1884, befriedigt und belohnt in dem Gedanken, daß dieſe unſerem Vaterlande zum Nutzen ward, ohne Groll derjenigen gedenkend, deren Eigendünkel es ihnen nicht geſtattet, ſich mit uns des gemeinſam errungenen ſtolzen Erfolges zu freuen.

Nachdem die erſten Anzahlungen geleiſtet, die nötigen Anſchaffungen für die Reiſe, deren Ziel angeblich feſtſtand, gemacht worden waren, trat ein Augenblick der Ruhebedürftigkeit für uns alle ein. War auch die Arbeit der letzten Wochen anſtrengend geweſen, ſo hatte ſie alle Beteiligten mit einem Gefühl der Verantwortlichkeit und der Bedeutung deſſen, wofür gearbeitet wurde, erfüllt, daß niemand ſich der daraus erwachſenden Laſt bewußt wurde. Nur kurze Zeit der Erholung wollten wir uns vor Antritt der Reiſe, dem zweiten Teile unſeres Werkes, gönnen. Peters ging nach Hannover, Dr. Jühlke nach Potsdam, Dr. Lange wurde durch ſeinen Beruf an Berlin gefeſſelt, ich ſelbſt ging nach Schleſien um in dem zu dem Beſitz meiner Eltern gehörigen Bade mich zu erholen. In dem Hauſe meiner Eltern fand eines Abends eine geſellige Vereinigung der Nachbarſchaft ſtatt, als mir, während wir bei Tiſch ſaßen, ein Telegramm von Dr. Peters gebracht wurde mit ungefähr folgendem Wortlaut: „Moſammedes aufzugeben. Was tun? Gleich Berlin kommen!“ Ich erhob mich von der Tafel und fuhr mit dem Nachtzuge nach Berlin. Hier hatte ſich folgendes zugetragen: Auf eine mir nicht mehr erinnerliche Weiſe

war dem Auswärtigen Amte unſer Projekt bekannt geworden, und die Behörde hatte darauf dem Bureau unſerer Geſellſchaft in irgend einer Form die Mitteilung zugehen laſſen, daß ſie der Ausführung unſeres Programms hindernd entgegentreten müſſe, da durch ſie das Reich in Konflikt mit Portugal kommen müſſe und würde. Durch dieſe Mitteilung wurden wir in eine ſehr ſchiefe Lage gebracht. Wir hatten uns vor unſeren Geldgebern auf ein beſtimmtes Programm feſtgelegt, unſere Abreiſe war für den Oktober geplant. Jetzt ſtanden wir vor der Aufgabe, bis dahin ein neues Projekt auszuarbeiten.

Unſere Entſchlußkraft, aber auch unſere Phantaſie, wurde auf eine harte Probe geſtellt. Wir traten zu einer eiligen Sitzung zuſammen, in der ich nunmehr mit allem Nachdruck den Vorſchlag machte, uns nach Oſtafrika zu wenden. Ich trug das früher erwähnte, Dr. Fabri ſeinerzeit zugeſtellte Programm vor, das ich jetzt, geſtützt auf die Autorität Stanleys, weſentlich modifiziert hatte. Wie erinnerlich, hatte ich den Weg Zambezi, Shire, Nyaſſa im Auge gehabt. In ſeinem Werke „How I found Livingstone“ gibt Stanley eine glaubhaft erſcheinende Darſtellung, wie Oſtafrika unter Benutzung des Fluſſes Wami als Verkehrsſtraße, die uns raſch in ein geſundes Bergland führen müſſe, erſchloſſen werden könne. Ohne Anzweiflung Stanleyſcher Zuverläſſigkeit ordnete ich meine, nur auf dem Boden allgemeiner geographiſcher Kenntniſſe ſich aufbauenden Anſchauungen der mit Sicherheit vorgetragenen Lokalkenntnis des berühmten Forſchers unter, und ſchlug vor, die Küſte gegenüber Sanſibar zum Ausgangspunkt unſeres Unternehmens zu machen. Die Zeit

drängte. Ein Entſchluß mußte gefaßt werden. Mein Projekt wurde ja auch nicht zum erſtenmal zwiſchen Dr. Peters und mir erörtert, es hatte jedenfalls den Anſchein der Ausführbarkeit für ſich. Meine lange afrikaniſche Erfahrung gab meinen Worten Gewicht und mein Plan gewann Anhang. Sein alleiniger Gegner blieb Peters, dieſer bekämpfte ihn zunächſt zugunſten ſeiner Idee, anlangend Sofala, die er jedoch weder mit geographiſchen noch mit wirtſchaftlichen Gründen hinreichend unterſtützen konnte. Peters wollte ſich nicht beruhigen, daß ſein Programm nicht widerſpruchsloſe Aufnahme fand, und beſtand darauf, noch andere Autoritäten zu Rate zu ziehen. Wir beſchloſſen deshalb, den durch ſeinen langen Aufenthalt in Südafrika bekannten Konſul Herrn v. Weber aus Dresden um eine Äußerung zu erſuchen. In einer Zuſammenkunft, zu der er von Dresden nach Berlin eilte, entſchied auch er ſich unbedingt für meinen Gedanken. Dr. Peters konnte nunmehr ſeinen Widerſtand nicht länger aufrecht erhalten, mein alter Plan fand einſtimmigen Beifall und bedurfte nur noch der offiziellen Einbringung in unſeren Sitzungen um zum Aktionsprogramm unſerer Geſellſchaft erhoben zu werden.

Wiewohl ich den Plan in unſeren Sitzungen ſchon beſprochen hatte, lag doch nach verſchiedenen Vorgängen Dr. Peters', als dem Vorſitzenden, die Pflicht ob, die inzwiſchen in privaten Zuſammenkünften und Unterredungen gereiften Anſichten in Geſtalt von Anträgen der Geſellſchaft vorzulegen, vor allem nun es ſich darum handelte, deren ſchon endgültig beſchloſſenes Programm abzuändern. Ganz korrekterweiſe verſtändigte ſich Peters

mit mir über diesen Punkt und erhielt ohne das geringste Bedenken meine Zustimmung, selbst den Antrag zu stellen, statt nach Mosammedes uns nach Ostafrika zu wenden.

In seinem Buche druckt Dr. Peters das Protokoll unserer Gesellschaft ab, um durch dessen Inhalt den Beweis zu versuchen, daß er auch Urheber des auf Ostafrika gerichteten Planes gewesen sei. Er tut es, nachdem schon Dr. Lange den äußerlichen Verlauf des Sachverhaltes richtiggestellt und erzählt hat, daß der Plan von mir ausgegangen sei. Ich habe es bislang nicht der Mühe wert gehalten, diese Tatsache vor der Öffentlichkeit zu betonen. Wer den Gedanken faßte, ist an sich gleichgültig, genug, daß er ausgeführt wurde. Für jeden der Beteiligten bleibt es ein erhebendes Bewußtsein, Miturheber eines großen Werkes gewesen zu sein. Wenn aber einer der Mitarbeiter sich mit dieser Tatsache nicht begnügen will, für sich den ganzen Ruhm in Anspruch nehmen möchte, den schon ein Gefühl anständiger Kollegialität ihn bewegen sollte freiwillig zu teilen, namentlich wenn neidlose Anerkennung der Leistungen anderer die eigenen Verdienste in keiner Weise schmälert, wenn ihm das Empfinden dafür abhanden gekommen ist, daß ohne das Zusammenwirken der verschiedenartigsten Fähigkeiten und Kräfte die Ausführung des Planes ganz unmöglich gewesen wäre, so wird es Pflicht der Gerechtigkeit gegen sich selbst, die Verhältnisse, soweit subjektives Empfinden das zuläßt, richtigzustellen. Dr. Peters hat selbst sehr genau empfunden, und mir nie vergeben, daß er nicht der geistige Urheber des Aktionsplanes unserer Gesellschaft war, denn von dem Augenblick an, wo dessen Ausführung beschlossen wurde, datiert seine

Stellungnahme gegen mich, die für mich um ſo nachteiliger fühlbar wurde, als ich von Afrika aus nicht in der Lage war, Gegenmaßregeln zu ergreifen.

Aus welchem Gefühl — wenn man das Wort Feindſeligkeit vermeiden will — läßt es ſich erklären, daß jetzt, nach 22 Jahren, nachdem wir ſeit mehr als einem Jahrzehnt einander weder geſehen haben noch in irgendwelche Berührung miteinander gekommen ſind, Dr. Peters ſich in ſo gehäſſiger Weiſe in ſeinem Buche über mich äußert? Kann er ſo blind ſein, zu glauben, daß ſein Urteil über Perſönlichkeiten deren Charakterbild endgültig feſtlegt? Was bezweckt er damit, den Anſchein zu erwecken, als habe meine Teilnahme an jener Expedition lediglich von ſeinem Willen abgehangen; als habe er überhaupt in auch nur irgend einer Form darüber zu beſtimmen gehabt wer an der Expedition teilnehmen ſolle. Für die Herren, die damals unſere Geſellſchaft leiteten, war es ganz ſelbſtverſtändlich, und ich war mir deſſen wohl bewußt, daß ich bei der Expedition nötig war, war ich doch der einzige unter uns, der über afrikaniſche Erfahrung verfügte, und was das für ein Unterfangen wie das unſrige zu bedeuten hat, wird jeder ermeſſen können, der jemals an einer Expedition teilnahm. Das wußte Dr. Peters ſelbſt ſehr gut, und ſo gern er es geſehen hätte, wäre ihm ganz allein die Leitung des Zuges anvertraut worden, mußte er, weil er jemanden brauchte, um ihn ſozuſagen in den dunklen Erdteil einzuführen, in den ſauren Apfel beißen, mit mir gemeinſam zu arbeiten, auch auf die ſichtliche Gefahr hin, jemanden zur Seite zu haben, den zum willenloſen Werkzeug herabdrücken zu können, ganz ausgeſchloſſen war.

Wer uns beide kennt, wird sich des Lächelns nicht erwehren können bei dem Versuch des Dr. Peters, seine Leser glauben zu machen, er habe mich als „seinen Begleiter" gewählt und ich habe mich wählen lassen.

Mit der letzten erwähnten Sitzung, sie fand am 16. September statt, war der theoretische, europäische Teil unserer Arbeiten abgeschlossen. Von jetzt ab waren wir auf unsere eigene Kraft angewiesen, aber keiner von uns kannte genau die Stelle, wo sie einzusetzen war. Der Augenblick mußte die Entscheidung darüber bringen. Man wird sich heute, nun die Kolonie deutsches Eigentum ist, kaum eine richtige Vorstellung davon machen können, welcher Entschluß dazu gehörte, sich von der Mitarbeit anderer loszulösen, sich in einem fremden, gänzlich wilden Lande auf eigene Füße zu stellen, um politisch verwertbare Erfolge zu erringen. Der moralische Schwerpunkt unserer Tat liegt nicht in der Abschließung von Verträgen mit eingeborenen Häuptlingen, nicht im Ertragen einiger Schwierigkeiten im dunklen Afrika, in der Überwindung unzivilisierter, mehr noch zivilisierter Gegner. Er liegt in der Entschlußkraft, die uns die Fähigkeit verlieh, im entscheidenden Moment nicht zu zagen, sondern ruhigen Gemütes ins Ungewisse hinauszuziehen, zwar getragen von großen Hoffnungen, aber völlig bewußt der Gefahr, sich im Falle des Mißerfolges den Fortgang der weiteren Lebenslaufbahn mindestens wesentlich zu erschweren. Klingt es da nicht wie Ironie, sagen zu müssen, daß keinem von uns der Erfolg unserer patriotischen Tat in irgend einer denkbaren Form Vorteil eingetragen hat?

Am 24. September 1884 verließen Peters und Jühlke

Berlin, am 25. ich ſelbſt. Die wenigen Tage vor der Abreiſe verliefen in fieberhafter Tätigkeit, um die äußerlichen Verhältniſſe der Expedition noch zu organiſieren. Die Preſſe fiel in wahrer Wut über uns her und verurteilte von vornherein jedes Unternehmen, das von drei jungen Leuten ohne ſtaatliche Unterſtützung und Billigung unternommen wurde. Man machte England auf uns aufmerkſam, und es wäre uns wohl übel ergangen, wenn die verſchiedenen über uns kurſierenden Nachrichten ſich nicht ſo auffallend widerſprochen hätten, daß man überall und nirgends uns auftauchen zu ſehen erwarten durfte. Im letzten Augenblick iſt noch ein ſchändlicher Verrat an uns verübt worden. In irgend einer Zeitung wurde unſer Programm in allen Details ausführlich mitgeteilt und England vor uns gewarnt. Wir haben niemals erfahren können, wer ſich dieſe ſchlechte Tat hat zuſchulden kommen laſſen. Dadurch aber, daß wir uns an verſchiedenen Orten ſehen ließen, Nachrichten in Zeitungen lancierten, die unſere Abreiſe teils nach England, teils nach anderen Ländern meldeten, gelang es, die öffentliche Meinung irrezuführen und uns aus Berlin zu entfernen, ohne daß jemand eine Ahnung von dem Aufbruch der Expedition hatte. Dieſe Irreführung der Preſſe iſt ohne Zweifel ein Verdienſt von Peters, der, ſobald Agitation in Frage kam, ſich als Meiſter zeigte. Peters und Jühlke reiſten über Potsdam und Hannover, um ſich dort von den Ihrigen zu verabſchieden; mir blieb nicht die Zeit, zu gleichem Zwecke nach Schleſien zu fahren, mir lag ob, noch vieles für die Expedition in Ordnung zu bringen, ehe ich ebenfalls abreiſen durfte, um mich mit Peters und Jühlke in Wien zu vereinigen. Kurz vor un-

ſerem Aufbruch hatte ein Kaufmann, namens Otto, gebeten, ſich der Expedition anſchließen zu dürfen, er wollte auf eigene Koſten in der neu zu erwerbenden Kolonie ſich niederlaſſen und dort Handel treiben. Im letzten Augenblicke hatte ihn jedoch vermutlich eine Befürchtung erfaßt, ſo daß ſein Vorhaben ihm zu gewagt erſchien, er war am Morgen des Tages unſerer Abreiſe nicht zu finden, und ich mußte viel Zeit verlieren, um ſeiner habhaft zu werden. Endlich war auch er zur Stelle und die Reiſe konnte beginnen. Den ganzen Tag lang hatte mich ein damals in Berlin lebender Bruder treulich unterſtützt, er gab mir auch das Geleit bis zum Bahnhofe. Da ich noch nicht Zeit gefunden hatte, mich durch irgend eine Mahlzeit zu ſtärken, ſo erſtand er fürſorglich ein Butterbrot und ſteckte es in die Taſche meines Paletots. Als ich in den Wagen einſtieg, trennten wir uns, vorausſichtlich auf lange Zeit, am Vorabend eines großen mir bevorſtehenden Wagniſſes. Im Gefühl dieſer Tatſachen umarmte er mich, und wir verabſchiedeten uns mit einem Kuß. Im Wagenabteil begann ich meine Gedanken zu ordnen und auf die zunächſt vor mir liegende Zeit zu richten. Da bemerkte eine mir gegenüberſitzende Amerikanerin zu ihren beiden, halb erwachſenen Kindern, dieſe Deutſchen können doch nicht auseinandergehen, ohne ſich „slobbering kisses“ zu geben. Ich erſchrak ein wenig über dieſe Unverfrorenheit, begann aber ohne Beachtung dieſer Kritik mich in mein jetzt ſehr willkommenes Butterbrot zu vertiefen. Das bewegte die Dame zu einer weiteren Betrachtung über deutſche Sitten, die in der Anſicht gipfelte, daß Deutſche doch keinen Eiſenbahnzug betreten könnten ohne „to start

feeding". Jetzt wurde mir dieſe Kritik deutſcher Gewohnheiten doch zu offenherzig, und ich wagte in artigem Tone die Frage, ob die Dame ſchon zu Mittag gegeſſen hätte. Ich erhielt ein etwas verdutztes Ja, und Ihre weiteſte Reiſe iſt gewiß die von Neuyork nach Hamburg geweſen und immer nur in „first rate Hotels" uſw. Wieder fand ich Zuſtimmung. Nun fuhr ich fort, ſo haben Sie doch eigentlich kein Recht, aus dem Gebaren eines wegen übertriebener Geſchäftigkeit hungrigen Mannes und aus der Verabſchiedung zweier, ſich auf Jahre trennenden Brüder auf die Gefräßigkeit und Sentimentalität einer ganzen Nation zu ſchließen. Die „Dame", die, wie ſo oft die Amerikaner, ſich nicht vorſtellen konnte, daß man in Ländern, denen das „enlightenment" fehlt, das Amerikaner für ſich in Anſpruch nehmen, mehr ausländiſche Sprachen triebe, als in Amerika, war einigermaßen verdutzt über meine Entgegnung, der ja die Freimütigkeit ebenſowenig fehlte, als ihren kritiſchen Bemerkungen. Sie ſchwieg bis Dresden, wo ſie den Wagen verließ. Der Bahnzug war drückend voll, und da ich anfing, die Wirkung der Arbeit der letzten Tage an meinen Nerven zu ſpüren, ſo war es unbedingt nötig, daß der mir gegenüberliegende Platz während der Nacht frei blieb, wenn ich nicht am Morgen mit ſtarken Kopfſchmerzen aufwachen ſollte. Unter ſchweigender Zuſtimmung meiner Mitreiſenden und begünſtigt von der ſchwachen Beleuchtung führte ich einen ſchnell erſonnenen Plan aus. Ich ſetzte meinen kleinen Handkoffer aufrecht in die Ecke, mir gegenüber, bedeckte ihn mit meinem Überzieher, ſetzte eine Reiſekappe oben darauf, ſchlug eine Reiſedecke darunter, um ein Paar Beine

zu markieren und mir gegenüber ſaß nun ein ſo griesgrämlicher Paſſagier, als ſich je einer in einem überfüllten Coupé mißliebig machte. Die andrängenden Paſſagiere warfen nun nur einen Blick in das Abteil, ſagten gewöhnlich „ſchon voll“ und gingen ein Häuschen weiter. Als der Zug ſich in Bewegung ſetzte, wanderten die Gepäckſtücke wieder an ihren Platz und ich hatte Raum, meine langen Beine hinreichend zu ſtrecken. Ohne Kopfweh und vergnügten Mutes ſprang ich am nächſten Morgen in Wien heraus, hier ſollte ſich die ganze Expedition zuſammenfinden. Wir trafen uns auf Vorſchlag von Dr. Peters im „Erzherzog von Öſterreich“, hielten alsbald Abrechnung und ich benutzte die Gelegenheit, alle mitgebrachten Gelder in beträchtlicher Höhe an Dr. Peters abzuliefern, der von jetzt ab die Kaſſe führte. Wir reiſten gemeinſchaftlich nach Trieſt, um dort auf dem Dampfer „Titania“ des öſterreichiſchen Lloyd uns einzuſchiffen. Es war wohl ein Anfall übermütiger Laune, der Dr. Peters zu dem Vorſchlag veranlaßte, uns als Engländer auszugeben. Er ſelbſt beherrſchte die engliſche Sprache einigermaßen, Otto radebrechte ſie im Ausdruck und Wortſchatz ganz gewöhnlicher Leute, und Dr. Jühlke ſprach kein Wort engliſch. Da wir eine Deckpaſſage genommen hatten, wohin wir unſerem Auftreten und Erſcheinung nach gar nicht paßten, ſo waren wir den übrigen Mitreiſenden ſofort verdächtig, und wir wurden mehr beobachtet, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Vor anderen mußten wir entweder ſtillſchweigen, oder ich mußte mich, was mir damals nicht ſchwer fiel, als Engländer gerieren, um den Schein unſerer geborgten Nationalität aufrecht zu erhalten. Es half uns aber nichts.

Lager der Erwerbungsexpedition 1884

Eines Tages überraſchte uns ein Miſſionar dabei, wie wir recht lebhaft in deutſcher Sprache diskutierten, was Engländer untereinander für gewöhnlich nicht zu tun pflegen. In Aden mußten wir unſer Schiff gegen eins der Britiſch-India-Linie vertauſchen, auf dem wir unter Engländern wieder zur Bekennung unſerer richtigen Nationalität genötigt wurden. Ich will mit keinem Worte der Vorkommniſſe klagende Erwähnung tun, über die ich ſchon während der Seereiſe mich zu beſchweren hatte. Ich habe aber die Verleumdungen zurückzuweiſen, die Dr. Peters in ſeinem Buche gegen mich vorbringt. Ich muß daher in Selbſtverteidigung erwähnen, daß ich vom Augenblicke, in dem wir das Schiff betraten, den gewöhnlichſten Angriffen von ſeiten des Dr. Peters ausgeſetzt war. Sie waren ſo offenbar abſichtlicher Natur, daß der Zweck nicht verborgen bleiben konnte. Nichtsdeſtoweniger beſchimpft mich Dr. Peters als illoyal, indem er behauptet, daß dieſe Eigenſchaft meine Naturanlage ſei. Unter Illoyalität pflegt man gemeinhin ideelle Untreue zu verſtehen, eine illoyale Handlung iſt alſo eine ſolche, die im Gegenſatz zu den Gefühlen ſteht, die man anderen gegenüber beteuert oder zu der Haltung, zu der man ſich gegenüber Menſchen oder Gedanken verpflichtet hat. Ich glaube, daß es Dr. Peters ſchwer werden dürfte, mir auch nur eine einzige, ſo charakteriſierbare Handlung nachzuweiſen. Ich dagegen bin in der Lage, zu beweiſen, daß ſchon während unſerer gemeinſamen Schiffsreiſe Dr. Peters ſich brieflich darüber ausgeſprochen hat, daß er jetzt damit beſchäftigt ſei, mich zu unterdrücken, klein zu kriegen oder, wie der Ausdruck gelautet haben mag, alſo jedenfalls eine gegneriſche Haltung mir gegen-

über einzunehmen. Dieſe Mitteilung habe ich von Herrn Dr. Lange, an den jene Briefe gerichtet waren; er hat mir geſtattet, mich auf ihn und den Inhalt der Briefe zu berufen. Es wird eine nicht ſchwer zu beantwortende Frage ſein, wer an dem anderen illoyal gehandelt hat, und ich kann mir die Auffaſſung des Dr. Peters nur erklären unter dem Geſichtspunkt, daß er es ſchon als illoyal empfindet, wenn jemand eine von der ſeinen abweichende Anſicht zu haben oder gar andere Haltung einzunehmen wagt. In welcher Weiſe er mich in Sanſibar durch ſein Auftreten verletzte, unterdrücke ich aus den angeführten Motiven, nur ein Beiſpiel kann ich nicht unerwähnt laſſen als Illuſtration zu dem Begriff Loyalität. Ich hatte es in Sanſibar unternommen, für eine Dhow zur Überfahrt nach dem Feſtlande zu ſorgen. Ein Inder hatte Peters ein Fahrzeug für 65 Rupien angeboten, ich vermochte die Miete zu verhindern. In Deutſchland hat Dr. Peters ſofort nach ſeiner Rückkehr immer mit beſonderer Betonung erzählt, daß ich das Fahrzeug gemietet und fünfmal zu teuer bezahlt habe. In meinem Tagebuch von damals ſteht der wirklich gezahlte Preis von 15 Rupien verzeichnet; ich würde gern die Abrechnung ſehen, derzufolge Dr. Peters nachweiſen kann, daß ein anderer, oder überhaupt welcher Preis gezahlt wurde. Geſchah hier dennoch ein Verſehen, ſo war nicht ich der Zahler, denn Dr. Peters ſelbſt führte die Kaſſe. Hätte ich jedoch wirklich eine ſolche Verſchwendung begangen, ſo betrug die Summe immerhin doch nur eine Kleinigkeit und fiel gegenüber den Geſamtausgaben der Expedition nicht ins Gewicht. Wozu alſo eine mir zugeſchriebene belangloſe Unvorſichtig-

keit in Vorträgen und Schriften verbreiten, wenn nicht die Absicht vorlag, mich in möglichst wenig gutes Licht zu setzen. Es würde mir leicht sein, Dr. Peters in seiner eigenen Münze heimzuzahlen, wenn ich es für anständig oder „loyal" hielte, das zu tun.

In Sansibar stand uns eine unangenehme Erfahrung bevor. Der Konsul, wenn ich nicht irre, Herr O'Swald, teilte uns mit, daß er von der Regierung beauftragt sei, uns die Expedition auf das Festland zu untersagen und uns, im Falle wir sie dennoch antreten sollten, den Schutz des Reiches zu entziehen. Aus dieser Mitteilung ging hervor, daß daheim abermals dunkle Mächte am Werke gewesen waren. Dem Auswärtigen Amte war von uns keine Mitteilung über Ziel und Zweck unserer Expedition zugegangen, die Öffentlichkeit war absichtlich irregeführt worden, man konnte uns mit demselben Rechte in Südamerika vermuten, wie in Sansibar. Irgend jemand, dem die Vorgänge im Schoße unserer Gesellschaft bekannt geworden waren, muß das Auswärtige Amt unterrichtet haben, wo wir uns zurzeit befänden. Brieflich konnte diese Weisung nicht an den Konsul gelangt sein, denn dann wäre der Brief in dem Dampfer angekommen, der uns selbst nach Sansibar brachte. Dazu hätte die Regierung von unserem Plane zu einer Zeit Kenntnis haben müssen, wo es noch möglich gewesen wäre, uns in Berlin mündlich, resp. durch Verbalnote von unserer Expedition zurückzuhalten. Der Konsul erwähnte aber, daß er die Nachricht bereits vor einiger Zeit empfangen und unsere Ankunft erwartet habe. Sie muß ihm also auf telegraphischem Wege zugegangen sein. Diese Mitteilung wirkte einigermaßen

niederſchmetternd. Sollte wirklich unſer ganzes Unternehmen an einem Blatt Papier ſcheitern? Kann das deutſche Volk immer nur dann zu einer Großtat ſich aufraffen, wenn ſie von der Regierung befohlen oder doch wenigſtens genehmigt wird? Hier lag eine große Gefahr nahe, denn, ließen wir uns durch die nicht mißzuverſtehende Drohung einſchüchtern, ſo war es aus mit jeglicher Koloniſation in Oſtafrika, dann trat England ſofort an die Stelle, die wir verließen. Uns jungen Leuten hätte ein Zurückweichen vor der Autorität der höchſten Behörde des eigenen Landes nicht die vernichtende Verurteilung durch die Öffentlichkeit zugezogen, die bei Unfähigkeit der Überwindung etwaiger politiſcher Schwierigkeiten, oder ſolcher, die die Natur oder wilde Stämme uns hätten entgegenſtellen können, unausbleiblich eingetreten wären. Man hätte ſich weidlich über uns luſtig gemacht, ſchließlich aber geſagt, es waren doch ſchneidige Kerle. Peters hätte ſich als Dozent habilitiert, Jühlke wäre vermutlich in die Fußtapfen ſeines Vaters getreten, oder wäre Rechtsanwalt geworden und mein Leben hätte ſich in einer engliſchen Kolonie weitergeſponnen. Pathetiſche Beteuerungen der Unmöglichkeit das Scheitern der Expedition überleben zu können, waren daher ganz unangebracht. Aber die Gefahr der Niederlage trat an uns heran. Dr. Peters ſowohl wie Jühlke ließen ſich durch die Weiſung des Konſuls mehr als billig niederdrücken. Beide ſprachen von der Notwendigkeit, umzukehren. Sie wollten zuſammen nach Chikago gehen, um dort eine Zeitung zu gründen. Otto beſchloß einen längſt gehegten Gedanken auszuführen und ſich nach Japan zu begeben. Kurz, die Expedition lief Gefahr zu enden wie

das Hornberger Schießen. Die ſich ergebenden Verhandlungen fanden in der Ecke eines großen Zimmers in unſerem Hotel ſtatt und gelegentlich meiner letzten Anweſenheit in Sanſibar habe ich mir das Eckfenſter jenes Gebäudes, das heute eine Bank zu ſein ſcheint, photographiert zur Erinnerung an die damaligen folgenſchweren Unterredungen, die wir daſelbſt führten. Dr. Peters hat natürlich jene Epiſode vergeſſen. Seinem Gedächtnis iſt es gänzlich entſchwunden, daß ich ihm damals recht energiſch entgegengetreten bin mit der ſtrikten Forderung, mir die Gelder der Geſellſchaft zu übergeben, weil, wenn er nach Amerika gehen wolle, ich jedenfalls geſonnen ſei, die Expedition weiter fortzuführen. Für ihn ſteht nur feſt, daß er Afrika erwerben oder untergehen wußte. Auf mich machte die angedrohte Schutzentziehung keinerlei Eindruck. Ich hatte mich zehn Jahre meines Lebens ohne jeglichen Schutz des Reiches in der Welt recht wohl befunden, ja ihn niemals nötig gehabt oder entbehrt. Ich hatte die feſte Überzeugung, daß wir ſein Fehlen auf der Expedition auch nicht hemmend empfinden würden. Kaufmann Otto erklärte ſich nach kurzer Unterredung bereit, mit mir die Expedition fortzuſetzen, ſo daß ihr Beſtand gewährleiſtet blieb. Ich würde niemals mich herbeigelaſſen haben, dieſe Epiſode der Öffentlichkeit zu übergeben. Angeſichts der Darſtellung, die Dr. Peters von den damaligen Ereigniſſen gibt und ſeiner abfälligen Betrachtung über meine Loyalität und meine Leiſtungen in einem vielgeleſenen Buche, mag ſie hier wiedergegeben werden als ein Beleg dafür, inwieweit Dr. Peters ein Recht hat, bezüglich der Erwerbung von Oſtafrika immer nur in der erſten Perſon

zu ſprechen, und die Charaktere anderer herabzuſetzen. Mein Einſpruch verhallte jedenfalls nicht ohne Wirkung. Bei ſeiner nicht zu bezweifelnden Begabung, eine Situation raſch zu durchſchauen, erkannte Peters wohl, daß, wenn ich die Expedition trotz der Drohung der Regierung für möglich hielt, auch er ſie nicht aufzugeben brauche. Dieſe Erkenntnis war für ihn gleichbedeutend mit dem Entſchluß, die amerikaniſchen Pläne fallen zu laſſen, und weiter zu gehen. Die Expedition bot in ihrem Verlauf wenig Erwähnenswertes außer dem, was Peters und ich ſchon anderwärts niedergelegt haben. Was ich angeſichts der Petersſchen Auslaſſungen über mich noch zu erwähnen ein volles Recht hätte, unterdrücke ich, weil ich keine Anklage ſchreibe und keinerlei Abſicht habe, Peters auf dem von ihm eingeſchlagenen unreinlichen Pfade zu folgen. Jedem, der afrikaniſches Karawanenleben kennt, wird es einleuchten, daß auf unſerem Zuge techniſche Schwierigkeiten nicht ausbleiben konnten. In ſolchen Fällen mußte es natürlich von erheblichem Nutzen ſein, daß eine mit derartigen Dingen vertraute Perſönlichkeit ſich in der Karawane befand. Meine lange Gewöhnung an den Umgang mit dem Neger und Kenntnis ſeines Charakters machte es mir leicht, auch mit zentralafrikaniſchen Leuten fertig zu werden, in Augenblicken, die uns ſonſt vor ſchwierige Aufgaben geſtellt hätten. Meine vollſtändige Beherrſchung der Zulu- und anderer Bantu-Sprachen ermöglichte es mir, raſch einige Worte des eng verwandten Suaheli aufzuleſen, ſo daß ich ſchon nach wenigen Tagen mir mit einigen Phraſen dieſer Sprache zu helfen wußte. Dr. Peters zeigte wenig Talent im Umgange mit Eingeborenen, er vermag ihren Anſchauungen

nicht Rechnung zu tragen und seine Herrennatur ist zu wenig biegsam, um im rechten Augenblicke nachgeben zu können. Wenn ihm keinesfalls die Fähigkeit abgeht, in gefährlichen Momenten ausschlaggebende Entschlüsse zu fassen, seine späteren Reisen zeigen das, so vermag er doch im täglichen Leben den Eingeborenen nicht zu gewinnen, weil er sich ihm weder nähern kann, noch will. Es liegt auf der Hand, daß die Anwesenheit eines mit dem Negercharakter vertrauten Mannes nicht ohne Wirkung bleiben konnte und zum Gelingen des Zuges durchaus erforderlich war. Ich brauche auf Einzelheiten nicht einzugehen, will aber betonen, daß Dr. Peters auf dieser Reise sich keine der Grausamkeiten hat zuschulden kommen lassen, deren er später gerade in bezug auf unsere erste Reise angeschuldigt worden ist. In seinem Buche erzählt Dr. Peters, ich habe mich als mißgünstiger Beobachter grollend beiseite gehalten. Daß ich mich abseits *von ihm* hielt, ist richtig und hatte seine guten Gründe; ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und sie hier genau auseinandersetzen. Wenn das Verhalten von Dr. Peters gegen die Eingeborenen auch ohne Grausamkeit war, so hatten doch seine sämtlichen Gefährten unter seiner brutalen Art zu leiden. Otto erklärte eines Tages, er ginge nicht weiter mit, und selbst Jühlke, ein weicher Mensch, der Peters seit Jahren genau kannte und eine wirklich rührende Freundschaft für ihn an den Tag legte, erklärte eines Tages, als ich mich zu ihm setzte, während er fiebernd in einer Hängematte ruhte, daß Peters es doch zu arg triebe. Ich darf demgegenüber jedoch folgendes nicht unerwähnt lassen. Wiewohl Peters

mit nicht wiederzugebenden Ausdrücken seine Umgebung, namentlich den Kaufmann Otto, in denkbar freigebigster Weise belegte, hat er sich niemals solche gegen mich erlaubt. Auf der einen Seite hatte er Gelegenheit gehabt, zu erkennen, daß es für seine Willkür mir gegenüber eine Grenze gäbe, andererseits gab ich ihm eben dadurch, daß ich mich ihm möglichst wenig näherte, keine Gelegenheit, sich nach seiner Art in der Form zu vergessen. Trotz aller trennenden Momente hielt die Expedition bis zum Ende zusammen, ja es traten Augenblicke ein, wo die errungenen Erfolge uns auch wieder zeitweise einander näherten, gaben uns doch die mit den Häuptlingen abgeschlossenen und von ihnen unterzeichneten Verträge Dokumente in die Hände, auf denen wir unser Unternehmen weiter ausbauen konnten. Auftauchende Zweifel, und uns allen war bekannt, wie leicht Böswillige die Erwerbungen anfechten konnte, unterdrückten wir mit mächtigem Willen, und es muß gesagt werden, daß wir alle zu Peters das Zutrauen hatten, er sei der Mann, die Dokumente in Deutschland in irgend einer Beziehung zu Wertobjekten zu stempeln. Bezüglich dieser kann ich nicht umhin, Peters in einer Beziehung entgegenzutreten. Nach seiner Darstellung haben wir anderen lediglich die Aufgabe gehabt, Zeugen seiner Erwerbung zu sein. Das ist nicht richtig. Wenn wir anderen uns seiner Führung unterordneten, so geschah das freiwillig aus der Erkenntnis, daß einer die Führung haben mußte, sollte das Unternehmen gedeihen. Wir fühlten uns ihm aber in keiner Weise untergeordnet, konnten das auch nicht sein, denn wir erhielten keinerlei Gegenleistung von irgend welcher oder

gar seiner Seite, sondern wir hatten dem Unternehmen jeder nach seinem Vermögen, geistige Kräfte und materielle Mittel zugewandt, letztere sogar in weit umfangreicherem Maße als Dr. Peters. Wir standen neben ihm als Mitunternehmer des Wagnisses und Teilnehmer des Erfolges, und wenn die Ländereien, die wir erwarben, nominell an Dr. Peters abgetreten wurden, so geschah das sicherlich nicht, weil er der alleinige Unternehmer, Ausrüster usw. der Expedition war, sondern, weil aus Zweckmäßigkeitsgründen nur einer die Gesellschaft vertreten konnte, der in Wirklichkeit das Land nun gehören sollte. Wir hätten uns damals wohl gehütet, so viel aufs Spiel zu setzen, hätte man uns gesagt, daß wir nur für Dr. Peters arbeiteten, nur als Staffage für ihn dienen sollten. Wir haben uns auch während der Expedition, in deren Verlauf wir freiwillig die Führung des Dr. Peters anerkannten, als vollständig gleichberechtigte Mitunternehmer gefühlt und niemals zum Ausdruck kommen lassen, daß die Erwerbung das alleinige Verdienst oder die alleinige Arbeit von Dr. Peters sei. Das kam ganz besonders in Muinye Sagara zum Ausdruck, wo wir die letzte, aber vielleicht bedeutungsvollste Erwerbung machten. Wir besprachen die Erfolge unserer Mission, erwogen, welche Aufnahme deren Ergebnis in Deutschland finden würde, den weiteren Ausbau des Unternehmens, die Aufgaben, die dabei jedem von uns in Zukunft zufallen sollten. Aber bei der Äußerung der Hoffnungen und Wünsche eines jeden trat die oben dargelegte Auffassung in die Erscheinung. Wohl fühlten wir, daß in Deutschland Peters an unsere Spitze gehöre, die Leitung in seiner Hand bleiben müsse, dort durfte keiner von uns sich mit

ihm meſſen. Aber auch er konnte nur dann unſer Führer werden, wenn wir ihn freiwillig auf den Schild erhoben und dieſen ſelbſt trugen. Für uns durften wir in der neuen Organiſation fordern, was uns paſſend erſchien, und niemals gaben wir dem Gedanken Raum — noch wagte Peters je derartiges anzudeuten —, daß er oder irgendwer uns das Verlangte weigern könne. In dem Alter, in dem wir uns befanden, war es natürlich, daß wir allerhand Luftſchlöſſer bauten und die Weiterentwicklung der Kolonie in roſigen Farben ausmalten. Wir glaubten, daß in Deutſchland eine kräftige Stimmung für Koloniſation vorherrſche, daß es gar nicht ausſichtslos war, Geld, viel Geld für dieſen Zweck zu erhalten, alles hing nur davon ab, welchen Wert man unſerer Erwerbung beimeſſen würde. Nach dem Telegramm, das uns im letzten Augenblick faſt vom Betreten des afrikaniſchen Feſtlandes zurückgehalten hätte, durften wir nicht erwarten, in Regierungskreiſen offene Arme zu finden. Im Gegenteil, wir mußten damit rechnen, daß dort unſere Gegner ſtehen würden, und entwarfen Pläne zu deren Bekämpfung. Dieſe konnte ſich nur vollziehen auf dem Wege durch das Publikum, d. h. durch die öffentliche Meinung, und dieſe zu gewinnen, mußte unſere vornehmſte Aufgabe ſein. Freilich lagen auch hier die Chancen nicht beſonders günſtig, denn die Preſſe hatte unbeſchadet aller kolonialen Begeiſterung gerade vor uns und unſerem Unternehmen gewarnt. Auf die Bearbeitung der öffentlichen Meinung mußte daher mit beſonderem Nachdruck in Zukunft der Schwerpunkt unſerer Arbeit gelegt werden, und alles hing davon ab, ob Dr. Peters es verſtehen würde, unſerem Erfolge in Deutſchland Geltung

zu verschaffen, durch taktvolles Auftreten sich und unserem Werk Sympathie zu gewinnen. Wir hatten in dieser Beziehung damals volles Vertrauen zu ihm, denn wir waren zu oft Zeuge gewesen, mit welcher Leichtigkeit es ihm gelang, Stimmung für eine Sache zu erwecken, wo andere sich erfolglos bemühten. Ihm war das Talent hierzu angeboren. Wir besaßen aber noch einen mächtigen Bundesgenossen in Dr. Lange. Dieser war in seinem Blatt stets für praktische Kolonialpolitik im allgemeinen und für unser Programm im besonderen eingetreten. Wir hatten verabredet, daß er je nach der Gestalt unseres Erfolges ein in bestimmten Worten abgefaßtes Telegramm erhalten sollte. In der Zeit, die zwischen dessen Eingang und der Heimkehr von Dr. Peters verlief, hatte er reichlich Gelegenheit, das Publikum über die Art unseres Erfolges aufzuklären und Stimmung dafür zu machen. Wir verließen uns in diesem Falle ganz besonders auf den Charakter unseres Mitarbeiters und durften zuversichtlich annehmen, daß er alle Kräfte daransetzen würde, die ihm Gefolgschaft leistende Lesergruppe so für die bedeutsamen Folgen unserer raschen Tat einzunehmen, daß Dr. Peters auf einen stürmischen Willkommensgruß rechnen konnte. Getragen von einer noch so kleinen, wenn nur begeisterten Gruppe, durfte Dr. Peters es dann wagen auch ein größeres Publikum anzugehen, und er hätte nicht er sein müssen, wenn es ihm dann nicht gelungen wäre, dieses die Dinge durch seine resp. unsere Brille ansehen zu machen. Wir haben uns, in bezug auf die zuverlässige Mitarbeit von Dr. Lange, nicht getäuscht. Er hat getan was in seinen Kräften stand, um unsere Hoffnungen zu ver-

wirklichen, und wenn er auch, weil er an der Expedition nicht teilnehmen konnte, in gewisser Beziehung am wenigsten von uns allen hervorgetreten ist, so gebührt ihm auf Grund seiner, wenn auch intimeren, so doch nicht geringeren Arbeit unstreitig derselbe Anteil an dem Verdienst des Erfolges wie uns anderen. Aber mit dem Beifall der öffentlichen Meinung, so nötig wir ihn brauchten, war es nicht allein getan. Wir brauchten die Regierung. Zwar ließ sich die Möglichkeit denken, trotz der Regierung eine Art privates Handelsunternehmen zu schaffen und sich damit in volle Unabhängigkeit von letzterer auf eigene Füße zu stellen, allein diese Möglichkeit konnten wir nur in der Theorie zugeben. In dem gänzlich kontinentalen Deutschland, dem Polizeistaat, dem Lande des Bierphilistertums, war es kaum denkbar, Menschen zu derartig selbständigem Handeln zu bewegen, schon deshalb nicht, weil zur Nachahmung ähnlicher englisch-holländischer Vorgänge ganz ungeheuere Kapitalien gehört hätten. Diese für ein auf Privatinitiative stehendes Programm zu erhalten, durften wir nicht erwarten. Erst wenn das Plazet der Behörden uns allen auf die Schulter eingebrannt war, konnten wir hoffen, in den Augen unserer Landsleute als glaubwürdige Menschen zu erscheinen, mit Forderungen größerer Kapitalien vor sie zu treten wagen. Gerade hier aber standen wir zweifelnd. Wie sollten wir das Wohlwollen der Regierung gewinnen? Hatten wir doch trotz des Telegrammes das Unternehmen gewagt. Beziehungen nach oben fehlten uns fast gänzlich. Die mit höchsten Behörden in Verbindung stehenden, sich für die koloniale Sache interessierenden älteren Herren gehörten alle dem Kolonialverein an, mit dem wir

ſozuſagen in idealer Konkurrenz lebten. Beziehungen zur Regierung neu zu ſchaffen, war ungemein ſchwierig. Hier war unſere Achillesverſe, hier waren wir ſterblich. Auf dieſem Punkte, das empfanden wir deutlich, verſagte auch Dr. Peters. Er war nicht der Mann die Wege nach oben zu ebnen, oder da ſicheren Fußes zu wandeln, wo die Geſetze geſchulter Umgangsformen unerbittliche Beachtung heiſchten, ihre Kenntnis die Vorausſetzung zur Anknüpfung perſönlicher Verbindungen waren.

Immerhin waren wir nach Abſchluß der Verträge mit Muinye Sagara gutes Mutes, es herrſchte Eintracht und Friede unter uns, und wir verſenkten uns vor Beſchluß weiterer Schritte in den Genuß der Betrachtung unſerer Erfolge. Daß dieſe nicht ohne erheblichen Kräfteaufwand errungen waren, begannen wir ſchon jetzt wahrzunehmen, denn trotz des Willens und des Anlaſſes zu Stimmungsäußerungen, ließen ſolche ſich nur mit Anſtrengung kundgeben. Irgend etwas lag uns in den Gliedern, bedrückte unſer Gemüt, nagte an unſeren Kräften. Dennoch entſtand ein Programm. Zwei Dinge waren vor allen Dingen nötig. Wollten wir die Anerkennung unſerer Verträge herbeiführen, ſo mußten ſie nach Deutſchland gebracht werden. Nicht minder wichtig war aber die Behauptung des erworbenen Beſitzes. Eine Unterbrechung hierin durfte nicht ſtattfinden, wollten wir nicht Gefahr laufen, unſere Rechte angefochten zu ſehen. In Deutſchland ſowohl wie in Afrika mußte je eine Zentralſtelle geſchaffen werden, die eine zur Finanzierung und ſpäteren allgemeinen Leitung des Unternehmens, die andere zur Ausführung ſolcher Maßnahmen, die aus politiſchen Erwägungen von Europa aus

für nötig befunden wurden, sowie solcher, die der Charakter des Landes und seiner Bewohner erforderlich werden hieß. Wie schon oben ausgeführt, konnte nur Peters mit der Weiterführung unserer Angelegenheit in Europa betraut werden; es wurde daher beschlossen, daß er umgehend dorthin zurückkehre. Jühlke sollte ihn begleiten, um alsbald nach vollzogener Konstituierung des Unternehmens wieder herauszukommen. Er sollte dann als juristischer Vertreter der zu gründenden Körperschaft in Sansibar seinen Aufenthalt nehmen und dort die Verbindung bilden zwischen der Zentralleitung und mir, der ich im Innern des Landes zunächst die Verwaltung führen sollte.

Bezüglich dieser stellte sich uns die erste Schwierigkeit entgegen. Wie war eine Verwaltung im Lande einzuführen, welche Gestalt sollte, konnte sie haben, worauf mußte sie sich richten, ja man hatte sich zu fragen, wie sie überhaupt nur anzudeuten war. Wir dachten daran, irgend einen einflußreichen Neger mit formalen Rechten auszustatten und ihn als unseren Beauftragten einzusetzen. Allein dazu fehlte uns vor allem der Neger, der alte Muinye Sagara war zu greisenhaft, um ein solches Amt zu übernehmen, der Stamm, unter dem wir uns befanden, war entschieden ein minderwertiger, er schien kraftvolle Individuen nicht zu besitzen, vielleicht sich zu deren Hervorbringung nicht zu eignen. Den Gedanken, Araber zu verwenden, mußten wir sofort fallen lassen. Wir kamen als ihre Gegner ins Land, d. h. als Leute, die ihre eventuellen Herrschaftsansprüche bestritten und sie durch die eigenen ersetzen wollten. Zunächst durften wir ihnen vor Regelung der Besitzfrage des Landes auf diplomatischem Wege über-

haupt nicht Kenntnis von unſeren Anſprüchen und Plänen geben, es war richtiger, wenn ſie dieſe auf Umwegen erfuhren. Inder wagten ſich damals noch nicht ſo weit in das Land, auch lag bei ihnen immer die Befürchtung nahe, daß ſie ſtatt für uns, in engliſchem Intereſſe ſich bemühen würden. Die Beſitzergreifung mußte aber unter allen Umſtänden äußerlich kenntlich gemacht werden, wollten wir uns nicht der Gefahr ausſetzen, daß unſere Abweſenheit von politiſchen Gegnern zu unſerem Schaden ausgebeutet würde. Da entſchloß ich mich zu dem Anerbieten, ſelbſt ſofort an Ort und Stelle zu bleiben, um als lebender Vertreter unſerer Herrſchaftsanſprüche dieſe zu wahren, wenn möglich zu erweitern. Meine lange Erfahrung unter Eingeborenen ſagte mir, daß mein Entſchluß ein gewagter war, denn ich ſollte unter Leuten leben, deren Charakter mir fremd war, deren Sprache ich noch nicht beherrſchte. Ich hatte Beiſpiele genug erlebt, daß einſam lebende Händler von Eingeborenen umgebracht worden waren und lange Zeit darüber verging, ehe die Tatſache zur öffentlichen Kenntnis kam. Mir fiel die Aufgabe zu, mich unter dieſen mir fremden, islamitiſch angehauchten, daher von Arabern leicht aufreizbaren Negern mich mit dem Gewande der Autorität zu umhüllen, ohne auch nur über das geringſte Mittel zu verfügen, ſie auszuüben. Wußte ich ja doch nicht einmal, ob man mich in der Ausübung meiner allerfriedlichſten Beſchäftigungen, wie Hausbau uſw., die mir dann oblagen, ungeſtört laſſen würde. Es half aber nichts, wir hatten A geſagt, jetzt mußte B geſagt werden. Ein Abzug, ſo plötzlicher Art, wie unſer Erſcheinen, hätte die Nachwirkung unſerer Arbeit vermindert, das Schlachtfeld muß der Sieger

ſtets behaupten. Mich ſtärkte bei meinem Wagnis der Gedanke, daß ich durch mein Verbleiben im Lande meiner Nation einen wirklichen Dienſt leiſte. Gelang es, unſeren Erwerbungen ſtaatliche Anerkennung zu erringen, ſo mußte das ganze Gebiet, auf das ich vor einem Jahre in meiner an Fabri geſandten Arbeit hingewieſen hatte, deutſch werden. Welche Ausſichten eröffnete ein ſolches Ereignis dem deutſchen Handel, welche Zukunft der Ausbreitung des deutſchen Elementes auf der Erde, welchen Machtzuwachs dem deutſchen Vaterlande. Mußte es nicht ſchließlich auch mir ein hoch bedeutſames intereſſantes Arbeitsfeld für mein ferneres Leben eröffnen? Trotz der Waghalſigkeit des Entſchluſſes habe ich dennoch niemals ein erhebenderes Bewußtſein empfunden als in jenen Tagen, wo ich erkannte, daß an meinem Leben möglicherweiſe der Ausgang eines der deutſchen Geſchichte in mancher Beziehung neue Wendungen anweiſenden Unternehmens abhing. Ich durfte aber hoffen, mein Vorhaben erfolgreich durchzuführen. Mir ſtand eine langjährige Erfahrung im Umgange mit Negern zur Seite, ich hatte ſo lange einſam unter ihnen gelebt, daß ich an die Umgebung gewöhnt, keine Gefahr lief, darunter zu verniggern, ſondern daß ich, wie ſchon früher, ſo auch jetzt, in allen Fällen Selbſtdisziplin und damit Herrentum unter ihnen bewahren würde. Ich war mir der Gabe bewußt, in denkbar kürzeſter Zeit die Landesſprache mir aneignen und damit Einfluß gewinnen zu können. In den unabhängigen Negerländern Südafrikas hatte ich die Kunſt erlernt, mich auch im wildeſten Buſch bald häuslich einzurichten, denn ſo manches Haus, aus keinem anderen als dem vom Buſch gelieferten Material

war unter meinen Händen entſtanden. An Beſchäftigung für den Geiſt würde es mir nicht fehlen, mit Spannung ſah ich dem Augenblick entgegen, wo ich meine jüngſt in Berlin erworbenen Kenntniſſe aſtronomiſcher Ortsbeſtimmung und ein wenig Geologie auf die Umgegend meines Wohnortes würde anwenden können. Schließlich war ich an Entbehrungen aller Art gewöhnt, verfügte über einen eiſenharten Körper und einem unbeugſamen Willen. Was wollte ich mehr? Ich hatte keinen Grund zu zagen, mein Entſchluß koſtete mir daher verhältnismäßig wenig Überwindung. Auch Herr Otto wurde mächtig ergriffen von der Bedeutung der durch die Verhältniſſe uns ſchon jetzt geſtellten Aufgabe. Da er auf der Reiſe ſich aus Dankbarkeit für meine ſtets freundliche Behandlung ganz beſonders mir angeſchloſſen hatte, trat er ſofort auf meine Seite mit der Erklärung, daß er bei mir bleiben würde, um mich in meiner bevorſtehenden Arbeit zu unterſtützen. Er werde dabei ſpäter auch auf ſeine Rechnung kommen. Keiner von uns hätte von dem kleinen, unbedeutenden Mann einen ſolchen Mut, reſp. Entſchloſſenheit erwartet, und wir hörten ſeine Beteuerungen einigermaßen ungläubig und erſtaunt. Da er jedoch bei ſeinem Vorſatz beharrte, ſo blieb nichts übrig, als ihn gewähren zu laſſen. Zu ſagen hatten wir ihm nichts, er reiſte auf eigene Koſten und konnte tun und laſſen was er wollte. So ſehr ich mich ihm gegenüber nunmehr verpflichtet fühlte, Dankbarkeit zu empfinden, ſo beſchlich mich doch einige Beunruhigung, denn ich erkannte wohl, daß mir durch Herrn Otto eine Verantwortung erwuchs und ich genötigt ſein würde, neben anderen Sorgen auch die für ihn zu übernehmen. Es iſt daher erklärlich,

daß ich sein Anerbieten mit gemischten Gefühlen annahm.

Somit war jedem von uns die ihm obliegende Arbeit vorgeschrieben, jetzt hieß es, ans Werk gehen. Die Expedition trennte sich. Ich gab den beiden heimkehrenden Herren noch eine Strecke weit das Geleit, neben der Hängematte marschierend in der Peters sich tragen ließ, weil er den schwächenden Einfluß nahenden Fiebers empfand. Zwischen uns herrschte friedliche Stimmung, in mir hervorgebracht durch das Bewußtsein, gemeinsam an einem großen Ziel gearbeitet und es erreicht zu haben. Ich ahnte nicht, mit welchen Gefühlen Peters von mir zog. Als ich die scheidende Karawane verließ, und ich mich nun tatsächlich der Einsamkeit, den neuen Verhältnissen, unter mir fremden Eingeborenen gegenübersah, beschlich mich doch ein, vielleicht durch Anwandlung physischen Unbehagens hervorgerufenes Gefühl der Niedergeschlagenheit, das zu bekämpfen meine ganze Willenskraft anspannte. Es ist ein anderes, im Affekt des Enthusiasmus einen noch so wohl überlegten Entschluß zu fassen, ein anderes, nach eingetretener Ernüchterung ihn durchzuführen. Glücklicherweise war Otto, wie ich selbst, ein alter Kolonist, so daß wir uns verstehen würden in der Handhabung der Dinge, die uns zunächst bevorstanden. Ich konnte darauf rechnen, mich mit ihm zu vertragen, ich war ihm in jeder Beziehung überlegen, wußte aber, daß ich diesen Vorteil nicht mißbrauchen würde. Er war gutmütiger Veranlagung und hatte sich schon auf der Reise gern meinen Anschauungen gefügt. Ihn möglichst kameradschaftlich zu behandeln, konnte mir nicht schwer fallen, war ich doch von Südafrika

her daran gewöhnt, mich mit Leuten geringſter Herkunft zu ſtellen. Ich verfuhr ihm gegenüber ſo, daß ich ihm meine ſchon erwogenen Pläne mitteilte, ihm Gelegenheit gewährte, ſich darüber auszuſprechen, in der Erwartung, daß ſeine Erfahrung ihm möglicherweiſe Beſſerungen eingab. In Prinzipienfragen glaubte ich auf keinen Widerſtand rechnen zu ſollen; er hätte auch wenig genutzt. Was war nun die nächſte mir vorliegende Aufgabe? Vor allem mußte ich für menſchenwürdiges Unterkommen ſorgen. Aus alter Erfahrung war mir bekannt, welche Reihe von Unannehmlichkeiten in bezug auf Unreinlichkeit, Küche, Schlafgelegenheit uſw. ein ſtändiges Zeltlager mit ſich bringt. Dieſem Geſichtspunkt mußte beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt werden, weil die kleine Regenzeit nahe bevorſtand. Wiewohl ſie ſich mit der großen nicht annähernd meſſen kann, ſo hatte ich doch triftigen Grund, auch gegen ſie alle möglichen Vorkehrungen zu treffen, ſie konnte ſonſt unſere Geſundheit auf ſchwierige Proben ſtellen. Alle dieſe Erwägungen drängten zu der Notwendigkeit, mit tunlichſter Beſchleunigung einen zur Stationsanlage geeigneten Ort zu finden. Die Lage mußte geſund ſein, reichliches und gutes Trinkwaſſer, ſowie Baumaterial in nächſter Nähe bieten, um den Bau nicht unnötig zu erſchweren. Außerdem mußte die Bodenbeſchaffenheit Gartenanlagen von einiger Ausdehnung zulaſſen, damit die Station hinſichtlich ihrer Verpflegung von den Eingeborenen unabhängig werden konnte. Als ich mir über alle dieſe Punkte klar geworden war, beſprach ich ſie mit Otto, und wir vereinbarten, ſofort Streifzüge in die Umgegend zu unternehmen, um einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Allein es kam anders,

als wir dachten. Die körperliche Schwäche, die ich seit einigen Tagen fühlte, steigerte sich erheblich, völliger Appetitmangel stellte sich ein, so daß mir alles Essen zum Ekel wurde. Das war insofern ein Glück, als meine Vorräte europäischer Lebensmittel sehr knapp bemessen waren.

Ein junger Eingeborener, namens Kibana, ein Sohn des alten Muinye Sagara, der sich gleich von Anfang an sehr freundschaftlich zu mir stellte, nahm meinen Zustand wahr und deutete ihn richtig auf herannahendes Fieber. Er schenkte mir einen Topf Honig, um meinen Appetit anzuregen, allein so gern ich sonst diesen Leckerbissen zu mir nahm, jetzt vermochte ich nichts davon über die Lippen zu bringen. Ich überließ ihn Herrn Otto, doch dieser befand sich ebenso elend, er verzichtete auf den Genuß. Bei dieser zunehmenden Schwäche war natürlich jeder Gedanke an Wanderungen in die entferntere Umgegend unausführbar, weil mir jedoch bekannt war, daß Bewegung das einzige Mittel ist, dem nahenden Fieber entgegenzutreten, lief ich dennoch so viel umher, als meine Kräfte es irgend zuließen. Zuweilen badete ich im Flusse, allein auch das schaffte mir nicht die sonst gewohnte Erfrischung oder Linderung. Ich versuchte unter den Eingeborenen Freunde zu gewinnen. Unweit des Dorfes wohnte ein anderer Sohn des alten Muinye Sagara, diesen besuchte ich öfters und erhielt von ihm eine Ziege und einige Eier zum Geschenk. Otto und ich, angeekelt von den Konserven, zwangen uns, ein wenig von dem frischen Fleische zu genießen. Den Löwenanteil verzehrten meine ewig hungrigen Leute im Handumdrehen. Die Besuche in der Nachbarschaft mußte ich bald einstellen. Es strengte mich

ungemein an, Unterhaltung zu machen in einer Sprache, von der mir bislang nur ein geringer Wortſchatz zur Verfügung ſtand. Bald aber wurde mir auch die Entfernung zu groß, ich konnte mich nicht mehr weiter als bis zur Grenze der das Dorf umgebenden Felder hinausſchleppen. Auf dieſen Wegen begleitete mich anfänglich Kibana. Er verſprach, mir täglich eine Schale Milch zu geben, ſie bildete lange Zeit das einzige Nahrungsmittel, das ich zu mir nehmen konnte. Otto befand ſich ebenſo unbehaglich wie ich. Leider war es unmöglich, ihn zu veranlaſſen, ſich Bewegung zu machen. Er hatte ſein Quartier in einer Eingeborenenhütte aufgeſchlagen, die er niemals verließ. Unſere Mahlzeiten, ſoweit von ſolchen die Rede ſein kann, nahmen wir nicht mehr gemeinſam ein, denn es herrſchte hinſichtlich ihrer keinerlei Regelmäßigkeit; ging ich aus, ſo rief ich wohl in ſeine Hütte hinein, ihn zur Begleitung auffordernd, allein meine Schwäche geſtattete mir nur ſelten, mich in den engen Eingang hineinzuzwängen um ihn aufzurütteln. Nur ganz gelegentlich, wenn ich einmal einen guten Tag hatte, gelang es mir, einzudringen und ihn zu ſehen. Bei ſolchen Gelegenheiten jammerte er dann viel und verlangte Träger, um an die Küſte gebracht zu werden. Wie ſollte ich die wohl beſchaffen? Koſtete es mir doch Anſtrengung genug, Herr meiner ſelbſt zu bleiben und mich ſelbſt nur am Leben zu erhalten. Hatte er ſich ausgejammert, ſo ſah er wohl unſere Hilfloſigkeit ſowie die Notwendigkeit auszuharren ein und faßte wieder Mut. Ernſtliche Schwierigkeiten hat er mir wiſſentlich nicht verurſacht. Allein die Wünſche Ottos waren nicht die einzigen, die von mir Erfüllung heiſchten.

Auch meine Leute beanſpruchten meine Fürſorge, und zwar ohne irgend welchen Grad der Rückſichtnahme, die Otto ſelbſt in ſeiner Krankheit noch bezeugte. Sie wollten verpflegt ſein, und ich ſollte trotz meiner Schwäche für Nahrungsmittel ſorgen. Zwar zahlte ich ihnen, wie hierzulande üblich, ihren Wochenlohn in Zeugſtoffen aus, allein ſie erkannten einerſeits meine Unkenntnis der Lokalpreiſe, andererſeits meine Unfähigkeit, Information zu ſammeln, und wären keine richtigen Niggers geweſen, wenn ſie die Sachlage nicht ausgenutzt hätten, um mir höhere Löhnung abzunötigen als ihnen berechtigterweiſe zukam. Die einſchlägigen Verhandlungen, die dem Nigger um ſo mehr Erholung ſind, je länger ſie ſich ausdehnen, gereichten mir zur unſäglichen körperlichen und geiſtigen Plage und trugen nichts zur Linderung meines Zuſtandes bei. Zudem wurde jetzt die Hitze unerträglich, oder wenigſtens ſchien es mir ſo. Im Zelt zu wohnen wurde unmöglich, ihm fehlte das beſchattende Doppeldach, es glich daher einem Backofen. Auch ich ſuchte wie Otto Unterkunft in einer Hütte der Eingeborenen, konnte aber nur einen zufällig leerſtehenden Ziegenſtall erhalten, mehr durchzuſetzen fehlten mir die Kräfte. Der Aufenthalt im Dorfe wurde meines Dafürhaltens geſundheitsgefährlich. Die von anwidernden Gerüchen erfüllte Luft atmete Miasmen, die Moskitos peinigten uns fürchterlich, ſie ſchienen hier ganz beſonders giftig und ſo zahlreich, wie ich ſie nur an wenigen Orten der Erde geſehen habe. Wenn man auch damals den Zuſammenhang zwiſchen Moskitos und Fieber noch nicht ahnte, ſo litten doch unſere Nerven ſo ſehr unter dieſen Plagegeiſtern, daß unbedingt unſer Befinden durch ſie nachteilig beeinflußt werden mußte.

Gedrängt von dieſer Erkenntnis und ebenſo von dem Gedanken, daß eine kräftige Anſtrengung des Willens mehr als irgend etwas anderes dazu beitragen würde den verzagenden Körper zum Gehorſam zu zwingen, beſchloß ich ohne Zögern und ohne weitere Platzwahl mit dem Hausbau zu beginnen, und zwar auf einem Hügel in nächſter Nachbarſchaft des Dorfes. Sein Gipfel lag hoch über dem Niveau des Fluſſes, jenſeits war Raum für Gartenanlagen, Holz allein fehlte. Ich berief meine Leute zuſammen und trug ihnen auf, im Buſch Rundhölzer zu fällen und heranzuſchleppen, dieſe ſollten als Baumaterial dienen.

Täglich erſtieg ich den Hügel, um die Arbeiten zu kontrollieren. Zum Aufſeher meiner Leute hatte ich einen Mann, namens Marabu, einen ehemaligen Begleiter Stanleys auf ſeiner erſten Afrikadurchquerung ernannt, in der Annahme, daß er vielleicht an Tatkraft und Energie ſeine Landsleute ein wenig überrage. Aber ſelten iſt der Neger etwas anderes, als das, was der Europäer aus ihm zu machen verſteht. Iſt er veranlagt, ſo kann er zu brauchbaren Leiſtungen in den verſchiedenſten Richtungen, ja ſogar zu einer gewiſſen Selbſtändigkeit des Handelns gezogen werden, taugt er nichts, ſo wird er bei geſchickter Behandlung wenigſtens während der Anweſenheit des Herren, deſſen Tatkraft, wenn auch abgeſchwächt widerſpiegeln, bei nachlaſſender Kontrolle aber in gedankenloſe Trägheit zurückſinken. Latende Begabung aus ſich ſelbſt zu entwickeln iſt dem Neger nur in vereinzelten Fällen gegeben. Was immer Marabu in der Hand eines ungewöhnlich energiſchen Mannes geweſen ſein mag, ohne Leitung, mit der Aufſicht anderer betraut, erwies

er sich als Oberlump erster Klasse ohne mildernde Umstände. Ich vermute, daß er den Leuten im Busch etwas vorfaulenzte und daß die anderen freudig seinem Beispiel folgten. Die Arbeit des Holzfällens rückte nicht merklich vom Fleck. Mit Anspannung aller Kräfte begleitete ich deswegen die Leute einmal bis zum Schlage, allein ich überanstrengte mich dadurch und mein Zustand wurde täglich bedenklicher. Da fiel in die Zeit tiefer seelischer und körperlicher Depression ein anregendes Moment. Eines Abends erfuhr ich, es sei in unserer Nähe eine Karawane angekommen. Ich ahnte sofort, daß sie die eines englischen Missionars sein müsse, der sich mit seiner Frau nach seiner Missionsstation tief im Innern begebe. In Sansibar hatte ich die Leute kennen gelernt und für die der französischen Sprache nicht mächtigen Frau einigemale gedolmetscht. Ich freute mich der Aussicht, zivilisierte Menschen zu treffen, in einer Kultursprache reden zu können und begab mich langsamen Schrittes an die Stelle, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Beide saßen unter einem geräumigen Zelt, und ich erhielt eine Tasse Tee mit Zucker, ein mir lange ausgegangener Artikel, der vielen Menschen wohl Luxus, mir aber direkt Lebensnotwendigkeit ist. Da ich empfand, daß ich ganz besonders ein wenig Zuckers bedurfte, um mich ab und zu wieder durch den Genuß einer Tasse Tee erquicken zu können, bat ich den Missionar, mir ein kleines Quantum zu überlassen. Nach langem Zögern willigte er ein, mir gegen ein Huhn eine Untertasse voll Zucker zu vertauschen. Ich selbst besaß kein Huhn, erhielt aber eins von dem schon öfters erwähnten Kibana geschenkt und gelangte so

in den Beſitz eines wenigen des mir ſo nötigen Lebensmittels. Ich veranlaßte den Herrn, den kranken Otto zu beſuchen, dem er eine Medizin hinterließ. Als der Miſſionar aufbrach, gab ich ihm noch eine Strecke Weges das Geleit. Seine Frau fuhr in einer eleganten, von zwei hintereinandergeſpannten Eſeln gezogenen Karre, er ging nebenher und dirigierte das Fahrzeug. Nach Zurücklegung einer kurzen Wegesſtrecke ſpürte ich wieder die ſchreckliche Schwäche, trennte mich von der Karawane und begab mich ins Dorf zurück. Angeregt durch die Begegnung mit Kulturmenſchen, glaubte ich neue Kräfte geſammelt zu haben. Ich beſtieg wieder den Hügel, um den erſten Pfahl zum Hausbau zu ſetzen. Allein ich hatte mir doch zuviel zugemutet, meine Kräfte überſchätzt. Ein langanhaltender Ohnmachtsanfall war die Folge, währenddeſſen die Leute mich ins Dorf hinabtrugen. Ich habe den Hügel, um dort zu bauen oder Arbeiten zu kontrollieren, nicht wieder beſtiegen. Irgend welche Arbeitsleiſtung und dadurch bedingte Kräfteausgabe war von jetzt ab überhaupt nicht mehr möglich, ich konnte nur darauf bedacht ſein, die vorhandenen Kräfte möglichſt zu ſchonen, damit ſie den Körper gegen die ihn bedrängenden phyſiſchen und ſeeliſchen Leiden widerſtandsfähig erhielten.

Mit großer Anſtrengung vermochte ich meine gewöhnlichen Spaziergänge fortzuſetzen, doch nahm deren Ausdehnung täglich ab. Ich wünſchte mein Zelt an anderer Stelle aufzuſchlagen, um dem Schmutz im Dorfe zu entgehen, mir fehlten die Kräfte, meinen Leuten den entſprechenden Befehl mit Nachdruck zu geben, ich mußte

warten, bis meine Natur sich wieder hinreichend erholt hatte.

Während dieser Tage vollzog sich ein Vorgang, der mir damals neu war, zu dem ich mich durch meinen Koch bestimmen ließ, der, wie ich mit gutem Gewissen annehmen darf, von Eingebungen reinster Selbstsucht geleitet wurde. Ich habe schon wiederholt den jungen Neger Kibana erwähnt, den Sohn des alten Muinye Sagara. Er hatte sich von Anfang an sehr nett benommen, und besuchte mich häufig, um mir fast jedesmal irgend eine Gefälligkeit zu erweisen. Entweder brachte er ein Huhn oder etwas Honig oder Fische, Bananen oder Bataten. Auch in den Arbeiten, die mir die Verpflegung meiner Leute auferlegte, leistete er mir wirksamen Beistand. Der notwendige Verkehr mit ihm ließ mich auch trotz meiner Krankheit einige Fortschritte im Kiswaheli machen, so daß es mir bald gelang, mich ohne Hilfe eines Dolmetschers zu verständigen. Mein Koch behauptete nun mit einem Male, der junge Neger wünsche Blutbrüderschaft mit mir zu machen. Ihm erzählte er wahrscheinlich, daß ich es sei, den dasselbe nicht zu unterdrückende Verlangen beseele. Den Koch bewegte, nach meiner heutigen Einsicht, weiter nichts, als der Hinblick auf die mit der Zeremonie unausbleiblich verbundene Abfütterung. Jedenfalls ließen wir uns beide überreden. Eine Ziege wurde geschlachtet, deren Milz in Asche gebraten, dann wurde jedem von uns in den linken Arm ein kleiner Einschnitt gemacht und Stücke der Ziegenmilz mit dem hervorquellenden Blut betupft. Jeder nahm dann das Fleisch mit dem Blute des anderen in die linke Hand, während er die Rechte seines Gegenübers festhielt.

Ein Verwandter Kibanas zog dann ein paar Meſſer hervor, die er langſam aneinander zu wetzen begann. Dann rief er mit lauter Stimme kurze Sätze, deren Sinn ich damals nicht genau verſtand, die auch wohl nicht immer dieſelben ſind. Ihr Inhalt war ungefähr der: Wenn du Speiſe haſt, gib deinem Bruder davon, haſt du Feinde oder Freunde, ſo ſeien ſie die deines Bruders, weißt du von etwas Böſem, ſo warne deinen Bruder uſw. uſw. Dann trat einer meiner Leute herzu, wetzte ebenfalls Meſſer und ſagte ähnliche Dinge zu Kibana. Dabei wurden gegen Ende der Rede die Meſſer immer geſchwinder gewetzt, die Stimme immer mehr erhoben, bis das Ganze mit einer Beteuerungsformel ſchloß, deren Sinn ich damals nicht völlig erfaßte. Dann aß jeder das mit dem Blute des anderen behaftete Fleiſch. Die geſchlachtete Ziege wurde unter die Anweſenden verteilt, zuſammen mit großen Mengen Zukoſt verzehrt und mit reichlichem Pombe-Trunk heruntergeſpült; außerdem mußte ich 4 Doti = 16 Ellen Zeug an die Verwandten Kibanas entrichten. Damit war die Zeremonie zu Ende. Sie fand ſtatt am frühen Morgen des 24. Dezember 1884. Ich hatte in der vergangenen Nacht ein wenig geſchlafen, befand mich demzufolge etwas beſſer als ſonſt und begann mit weiterer Kräftezunahme zu rechnen. Ich wollte nun mein Frühſtück, beſtehend aus ein wenig Milch, die mir Kibana immer noch lieferte und Ugali, d. i. ein Brei aus Kafferhirſe, zu mir nehmen, ſchickte aber vorher meinen Koch noch zu Otto, um ihn zu fragen, ob er ſich nicht erheben und meine Mahlzeit mit mir teilen reſp. ein Stück von der gebratenen Ziege haben wolle. Ali kam zurück, nach richtiger Niggerſitte

hielt er die geſchloſſene Hand vor den Mund und ſagte nur die wenigen Worte: Umſungu amekufa. Der weiße Mann iſt tot. Wie ein elektriſcher Schlag berührte mich das Wort. Eine entſetzliche Übelkeit überkam mich, und ich brauchte mehrere Augenblicke, ehe meine kranken Nerven ſo viel Faſſung hatten, daß ich erwidern konnte oder zu einem Entſchluß fähig war. Ich begab mich in Ottos Hütte. Er lag mit dem Rücken auf einer Kitanda, Geſtell, das den Negern als Bett dient, die linke Hand über die Bruſt, die andere weggeſtreckt, vom Bett herabhängend. Auf ſeiner Kiſte ſtand eine Doſe amerikaniſcher Kirſchen, die ich ihm am Abend vorher noch hineingeſchickt hatte, ſie waren halb verzehrt. Sein Tod muß ganz plötzlich eingetreten ſein, denn noch ſpät in der Nacht hatte ich ihn mit ziemlich kräftiger Stimme nach Waſſer rufen hören. Er war jedoch ſchon ſteif. Mund und Augen waren offen, ſie zeigten das Bild des Todes in fürchterlicher Geſtalt. Ich ließ ihn ſofort in ſeine Decke hüllen und ging aus, eine Grabſtelle für ihn zu beſtimmen. Unfähig, lange zu gehen, wählte ich eine weitausladende Mimoſe, unmittelbar am Wege in der Nähe des Dorfes. An ihrem Fuße wurde ein Grab gegraben, am Nachmittag gegen 4 Uhr war alles zur Beerdigung bereit. Gern hätte ich länger gezögert, allein die herrſchende Hitze ließ mich nahende Zerſetzung ahnen. Der ſteife Körper, ſorgfältig in eine große wollene Decke gehüllt, wurde auf drei Bambusſtöcke gelegt und von ſechs Leuten zum Grabe getragen. Ich folgte, begleitet von einer Schar neugieriger Zuſchauer aus dem Dorf. Durch die mit dem Todesfall verbundene Arbeit und Aufregung hatte meine Schwäche wieder ſo

zugenommen, daß es mir nur mit größter Anſtrengung möglich war, das nahe Grab zu erreichen. Hier angekommen, wurde der Leichnam von den Leuten geſchickt und ehrerbietig langſam eingeſenkt, ich trat zu Häupten, nahm meinen Hut ab, betete ein Vaterunſer und wiederholte dann den Spruch: Erde biſt du, Erde ſollſt du werden, davon du genommen biſt. Dann bückte ich mich, um eine Handvoll Erde aufzunehmen und ſie ins Grab zu werfen, da verließen mich meine Kräfte, meine Knie brachen unter mir zuſammen, und ich wäre rettungslos auf die Leiche gefallen, wenn meine Leute nicht zugegriffen hätten, um mich zu halten. Das Grab wurde zugeworfen, mit Steinen beſchwert und mit einer Hecke von Dornen bedeckt. Dann wankte ich, auf zwei Leute geſtützt, zurück zum Dorfe. Kein Wunder, daß mir der Gedanke ſich aufdrängte: Wenn du es wieder verläßt, ſo iſt es auch auf drei Bambusſtäben, nur wird an deinem Grabe niemand ein Vaterunſer ſprechen, ſondern wie einen Hund werden die Niggers dich einſcharren. Ich ordnete den geringen Nachlaß Ottos. Seine Uhr und wichtigſten Papiere ſandte ich nach Sanſibar an das Konſulat zur Weiterbeförderung an die Seinen, einige Kleinigkeiten, wie Kleidungsſtücke uſw., verteilte ich an Eingeborene. Mich hatte das Erlebnis furchtbar angegriffen, und die Folge war, daß es mit meinen Kräften rapide bergab ging. Ich war nicht mehr fähig, den Dingen Widerſtand zu leiſten, die dazu beitrugen, meine Nerven völlig aufzureiben. Der hohen Temperatur in meinem Zelt habe ich ſchon Erwähnung getan, dieſe vertrieb mich auch des Nachts in den Ziegenſtall, der mir als Wohnung diente. Hier aber hatte

ich unter anderen Plagen zu leiden. Ich wurde überfallen von zahlloſen Wanzen. Nicht nur ſteckte jeder Bambusſtab des Hüttenmaterials davon voll, ſondern ſie ſchienen ſich auch an beliebige, auf dem Erdboden herumliegende Gegenſtände anzuklammern, mein Zelt war plötzlich von ihnen überlaufen. Ihnen geſellte ſich ein anderes grauenhaftes Ungeziefer, das einem Holzbock ähnelnd, ſich aber nicht wie dieſer mit dem Kopfe unter die Haut eingräbt und dann zur Blaſe verwandelt, ſondern nur beißt und ſich vollſaugt. Es hinterläßt eine Geſchwulſt wie ein Wanzenbiß, nur viel größer und ſchmerzhafter. Mit ſolcher Geſellſchaft unter meiner Decke und Wolken von Moskitos über mir war geringe Ausſicht, wenigſtens im Schlaf ſüßes Vergeſſen täglicher Leiden und Erholung der zerrütteten Nerven zu erlangen. Doch wie viel Kraft und Elaſtizität verleiht nicht unvergeudete Jugend. Endlich ſenkt ſich ein das Bewußtſein aufhebender, dem Schlafe wenigſtens ähnlicher Zuſtand auf die gequälten Sinne. Aber nur kurze Raſt iſt ihnen beſchieden. Plötzlich werde ich aufgeſchreckt. Eine Trommel fängt an zu klingen, nicht eine richtige Trommel, die einen Höllenlärm macht, ſondern ein Ding mit klangloſem, dumpfem Ton, als ob es am Stockſchnupfen litte. Es geht immer in demſelben langweiligen Takt, ſein letzter Ton klingt nie aus, vielleicht hindert das eine auf das Trommelfell gelegte Hand. Man wartet immer, ihn ausklingen zu hören, das ſpannt die Nerven auf unſagbare Folter. Im Kreiſe um den Trommler ſtehen die Dorfbewohner, groß und klein, und ſingen eine Weiſe, die Steine erweichen, Menſchen raſend machen kann. Ein einziger Ton wird, ſolange der Atem anhält, in höchſter

Fiſtel ausgeſtoßen. Läßt ſich die Stimme nicht höher ſteigern, ſo ſchnappt der Ton über ins Falſett und wird ganz leiſe, er beleidigt das Ohr und zerreißt die Nerven. Tritt der Höhepunkt des Vergnügens ein, ſo holt ſich ein zweiter Muſikant ein paar Stücke Holz, die er in einem anderen Takte als der Trommler zuſammenſchlägt. Ein greuliches Volk, unter das mein Geſchick mich verſchlagen hat. Unter Negern anderer Stämme hörte man wohl einen Höllenlärm und bekäme Kopfſchmerzen, die muſikaliſchen Äußerungen dieſer elenden, auch in ihren Beluſtigungen ſchwächlichen Leute, gehen den Nervenſträngen nach, um ſie zu zerſtören.

Ich zittere und Ströme von Schweiß ergießen ſich über mein Geſicht. Ich ſende einen meiner Leute, um dem Spektakel Einhalt zu tun, vergeblich. Durch die Marter raſend gemacht, ſpringe ich ſelbſt auf, um die Trommel in tauſend Stücke zu zerſchlagen, den Trommler und die Sänger in den Fluß zu jagen und Ruhe zu gewinnen. Allein es bleibt nur bei einem Anſatz zum Sturmlauf, meine Schwäche erlaubt nicht mehr. Die Leute ſtieben zwar auseinander, aber nur, um ſofort an einer anderen, unfernen Stelle von neuem zu ihrer teufliſchen Vergnügung zuſammenzutreten. Sie wiſſen ja, daß ich ſchwach bin wie ein Kind und ihnen nichts tun kann. Nach Mitternacht endlich iſt das muſikaliſche Bedürfnis der Leute befriedigt, ſie begeben ſich zur Ruhe und ich finde, daß auch bei mir die Reaktion eintritt, die überreizten Nerven beruhigen ſich, erſehnter Schlaf ſcheint ſich einſtellen zu wollen. Von Erſchöpfung ſenken ſich meine Lider. Gott im Himmel, gibt es denn keine Ruhe in dieſem Zentral-

afrika. Im Dorf befand ſich nur eine einzige Katze, für gewöhnlich bekam man ſie nie zu ſehen, gerade dieſe Nacht aber hatte ſich das Vieh auserſehen, um auch ſeinem muſikaliſchen Drange zu genügen. Unmittelbar neben meinem Ziegenſtall ſitzt ſie und ſingt ein wildes, ſehr langes Katerſchlachtlied. Weggeſcheucht, nimmt ſie allen Schlaf mit ſich, ſie ſelbſt kommt wieder. Ich ſtand auf, um in der friſchen Nachtluft meinen brennenden Kopf zu kühlen. Kaum betrat ich das Freie, ſo ſchallt mir von dem Feuerſchein eines jeden der umliegenden dorfgekrönten Hügel das heilloſe Getrommel entgegen, das die Nerven wieder in zitternde Aufregung verſetzt. Keine menſchliche Konſtitution kann auf die Dauer derartige Angriffe aushalten. Zu der namenloſen, mich immer plagenden Schwäche geſellen ſich Kopfſchmerzen, heftiges Erbrechen und Schmerzen in allen Gliedern. So verfloß die Nacht des 31. Dezember 1884. Der kommende Morgen leitete das neue Jahr mit der Botſchaft ein, Kibana könne mir die Milch nicht mehr geben, ſie ſei anderswo erforderlich. Ich war dadurch des einzigen Nahrungsmittels beraubt, das ich mit Behagen zu mir nehmen konnte. Die Tage verliefen jetzt eintönig und tatenlos. Ich verbrachte ſie in ſtumpfer Gedankenloſigkeit auf meiner Kitanda. Am Abend raffte ich mich zu einem Spaziergang in der Kühle auf. Meine wahllos umherſchweifende Phantaſie führte mich dann wohl zuweilen zurück in das Land, dem meine frühe Jugend gehört hatte, nach Südafrika. Oft ertappte ich mich dabei, wie ich mit alten Bekannten, wie einſt, politiſche Angelegenheiten erörterte oder Verbeſſerungspläne

Erstes Nachtlager der Erwerbungsexpedition 1884

für irgend ein Unternehmen entwarf. Dann wieder sah ich mich, die Büchse aufs Knie gestemmt, auf meinem Lieblingspferd über die endlose Ebene des Südtransvaals einherjagend. Gelb vom noch unabgebrannten, vorjährigen Grase, dehnt sie sich in unabsehbare Ferne, wo sie im Dunst winterlicher Jahreszeit anscheinend zerfließend, mit dem farblosen Himmel zu verschmelzen scheint. Von den leichten Wolken am Horizont kaum unterscheidbar, taucht Kopje Alleen auf, in der Richtung dahin trabt schwerfällig ein Trupp Bleßböcke, mit aufgeworfenen Köpfen die Bewegungen des Reiters verfolgend. Allmählich erglüht das Bild im Feuer der untergehenden Sonne. Die Ebene glänzt purpurn und der Horizont flammt in Gold. Ein unsagbarer Friede strahlt aus dem herrlichen Farbenspiel durch das Auge zum Herzen. Er entspringt dem Bewußtsein gewissenhaft vollbrachten Tagewerkes. Wurde dieses auch größtenteils hingebracht im Kampfe mit der Natur, so weiß diese doch stets aufs neue unser Herz zu gewinnen, indem sie allabendlich in ein Prachtgewand sich kleidet, in dessen Schmuck sie uns stets neue Reize enthüllt, uns vergessen macht, daß sie hart uns zusetzt, karg uns bedenkt, uns anfeuert zu andauerndem Ringen mit ihr um einen kleinen Teil des Inhaltes ihres unerschöpflichen Füllhornes. Langsam verglimmt die Pracht des Himmels, es dunkelt, ein leiser Nachthauch weht über die Ebene. Ich fröstele.

Jetzt ist plötzlich mein Pferd zum schwerfälligen Ochsenwagen geworden. Zu unbestimmtem Umriß verschwimmt seine Form in der Dämmerung, denn ein weites geöltes Kanvassegel ist über ihn gebreitet. Das nahe Lagerfeuer

läßt erkennen, daß unter dem Wagen das Lager aufgeſchlagen iſt, zugleich beleuchtet es die Gruppe der darumſitzenden Leute. Ein eigentümliches ſchnarrendes Geräuſch beweiſt, daß die Ochſen ſich in der Nähe befinden und raſch noch einiges Gras zum Nachtmahl zu ſich nehmen, ſie wiſſen, daß ſie alsbald für die Nacht an das Zugtau feſtgemacht werden ſollen. Ich lege mich unter den Wagen und ziehe fröſtelnd meine Decke über den Kopf. Da knallt der Treiber mächtig mit der langen Peitſche, und erſchreckt erwache ich, um wahrzunehmen, daß irgend ein Geräuſch ſich in meinen Träumen zum Peitſchenknall verdichtet hat, alles übrige Viſionen waren, die meine Phantaſie aus der Vergangenheit in die Gegenwart herzauberte. Nur das Fröſteln dauerte fort, das ſichere Zeichen hohen Fiebers. Statt der friſchen Luft des Transvaalhochlandes umgibt mich der übelriechende Dunſt des Ziegenſtalles, der noch immer mein Quartier bildet.

Mit aller Energie zwang ich mich ſtets noch zu meinem abendlichen Spaziergang. Wie unendlich lang kam mir immer die kurze Strecke vor, die ich täglich zurücklegte. Ich pflegte bis zu einem Baume zu gehen, den die Niggers inmitten ihrer Felder nicht ausgerodet hatten, hier machte ich kehrt. Ich ordnete an, daß, falls mich das Geſchick des Herrn Otto erreiche, ich unter dieſem Baume begraben ſein wolle, und überlegte dann, wieviel Tage verlaufen könnten, ehe ich meinen dauernden Aufenthalt hier nehmen werde. Ich erwog im ſtillen, ob meine Leute meiner Anweiſung, mich hier zu begraben, wohl folgen, oder ob ſie zu faul und unzuverläſſig ſein würden, mich ſo weit zu tragen. Es hatte ſich während dieſer Nachmittagsſpazier-

gänge ereignet, daß ich zuſammengebrochen war und nur nach ſehr langer Ruhepauſe das Dorf wieder erreichte. Mein Diener Osmani, durch mein langes Ausbleiben beunruhigt, pflegte mir deshalb ſeitdem, ohne mein Wiſſen, in einiger Entfernung zu folgen. Am 7. Januar, als ich nur eine kurze Strecke gegangen war, erfaßte mich mit einemmal ein wunderlicher Krampf. Meine Arme drehten ſich von ſelbſt in den Schultergelenken, meine Hände krampften ſich auf und zu, mein Nacken wandte und drehte ſich in beängſtigender Weiſe, die Beine verſagten jeden Dienſt. Mit einem Angſtſchrei, dem einzigen, den ich, ſoviel ich weiß, im Leben ausgeſtoßen habe, fiel ich zu Boden. Osmani lief eilig herzu, rief andere zu Hilfe, und ich wurde im Zuſtande tiefer Bewußtloſigkeit ins Dorf getragen. Als ich zu mir kam, fand ich, daß mir ſogar das Sprechen ſchwer fiel, nur der Geiſt war klar, das Wahrnehmungsvermögen ungeſtört. So verbrachte ich die Tage zeitweilig bewußtlos, zeitweilig wachend, ohne meinen Ziegenſtall wieder zu verlaſſen, bis zum 9. Januar. Da, als ich gerade einem der Leute einen Auftrag gab, fühlte ich den Krampf wiederkehren, alle Glieder ſtreckten ſich lang aus, der Kopf bog ſich rückwärts, ich lag wie erſtarrt. „Too late," ſagte ich zu meinem Diener, völlig überzeugt, ich würde bald den letzten Atemzug tun. Was nun folgte, habe ich immer als ein Wunder betrachtet, denn es war wirklich Hilfe in der höchſten Not. Aus meinem lethargiſchen Zuſtande wurde ich aufgeſchreckt. Ich hörte meinen Namen von einer Stimme ausſprechen, die ſofort den Europäer erkennen ließ. Im nächſten Augenblick fand ich mich kräftig an der Schulter gefaßt und aufgerichtet, zugleich wurde mir aus einer

Feldflaſche ein ſehr ſtarkes Getränk eingeflößt. Ich hörte, wie eine tiefe Stimme im Ausdruck des Erſtaunens ſagte: „Nom de Dieu, quel fièvre de cheval, quel fièvre de cheval!“

Ein kräftiger Mann hatte mich in Behandlung, ein Franzoſe, Kapitän Bloyet, der Inhaber der belgiſchen Station in Kondoa. Von ihm habe ich ſpäter erfahren, daß er mich im Zuſtande der Betäubung gefunden hat. Ich würde das aber ſelbſt gefolgert haben aus dem Umſtande, daß ich mich durchaus nicht erinnern kann, wie er zu mir kam, was wir zunächſt redeten uſw. Ich weiß nur, daß er mir wiederholt zu trinken gab und öfters die oben erwähnten Worte ausrief. Bloyet bereiſte die Gegend um mit ſeiner ihn begleitenden Frau einen hohen Berg der Nachbarſchaft zu beſteigen. Von den Eingeborenen erfuhr er ſelbſtverſtändlich, daß ein wenig abſeits ſeines Weges ein Europäer geſtorben ſei, ein anderer im Sterben liege. Hätte kein anderes Gefühl ihn bewegt, ſo würde ſeine ungewöhnlich entwickelte Rührigkeit ihn veranlaßt haben, den Tatbeſtand zu ergründen. Allein bei aller Tatkraft war Bloyet, wie ich ſpäter Gelegenheit hatte feſtzuſtellen, ein Mann, zwar von rauher Schale, doch von kindlichem Gemüt, der überall wo er konnte, Hilfe zu bringen bereit war. Als guter Geiſt waltete an ſeiner Seite ſeine Frau, eine zierliche kleine Südfranzöſin. Sie begleitete ihren Mann in Männerkleidung auf allen ſeinen Reiſen, handhabte ihren Revolver mit erſtaunlicher Präziſion und beſaß ein ungewöhnliches Geſchick in der Beherrſchung der Neger.

Trotz aller dieſer Eigenſchaften, die mehr auf die Entwicklung der intellektuellen Anlagen als der des Gemütes hindeuteten, konnte man ſich kein ſanfteres weiblicheres Weſen denken. Sie hatte vor Antritt ihres Aufenthaltes in Afrika einen längeren Kurſus als Krankenpflegerin durchgemacht, und mancher Afrikareiſende dankt der freundlichen Pflege, die er durch Madam Bloyet auf der Station Kondoa erfuhr, Geſundheit, vielleicht das Leben, jedenfalls unvergeßliche Stunden. Ich bin Bloyets zu unauslöſchlichem Danke verpflichtet, denn ohne ihr Dazwiſchentreten wäre ich ohne Zweifel das Opfer eines ungewöhnlich heftigen, wahrſcheinlich mit noch anderen Krankheitserſcheinungen verknüpften Fieberanfalles geworden. Ich habe nur Güte und Fürſorge von dieſen beiden Menſchen erfahren, leider jedoch niemals Gelegenheit gefunden, meinen Dank in irgend einer Form zum Ausdruck zu bringen. Solange ich der Erwerbung Oſtafrikas gedenken kann, werden ſie beide, als damit engverknüpfte, freundliche Erſcheinungen in meiner treueſten Erinnerung weiterleben. Bloyet erwies ſich für mich als der barmherzige Samariter. Er ließ mich durch eigene Leute in einer Hängematte in ſein, an idylliſcher Stelle am Ufer eines kleinen Baches aufgeſchlagenes Lager tragen, wo ich von ſeiner Frau freundlich empfangen wurde und von beiden die aufmerkſamſte Pflege erhielt. Unter den weit ausladenden Zweigen eines mächtigen Baumes wurde mir eine ſaubere Lagerſtelle zurecht gemacht, und immer, wenn die Sonne die ſchützende Schattendecke von meiner Kitanda hinwegzog, rückte Bloyet letztere eigenhändig wieder ins Kühle. Ich erhielt Chinin und für meinen Zuſtand geeignete Nah-

rung, die ich zu mir nehmen konnte. Madame Bloyet bereitete mir eine Art Waſſerſuppe, die ſie „Soupe d'ivrogne“ nannte und mir, da ich kaum zu irgendwelcher Bewegung fähig war, löffelweiſe eingab. Ich erinnere mich noch heute, wie vortrefflich dieſes Gericht mir mundete und ich eine Zeitlang alle anderen Vorſchläge bezüglich kräftigerer Speiſen ablehnte mit der Bitte um mehr dieſer vortrefflichen Suppe. Bei der ordentlichen Ernährung, der regelmäßigen Medizinierung und anderer Fürſorge, deren ich in meinem ſchwachen Zuſtande bedürftig war, erholte ſich mein zäher Körper zuſehends und meine natürliche Lebensluſt und Schaffenskraft begann ſich wieder in mir zu regen. Ich erkannte die eintretende Geneſung daran, daß ich eines Tages eine hohe Bewunderung für die Schönheit der mich umgebenden Natur zu empfinden begann. Ich kann nicht den Verlauf meines Verweilens bei Bloyets ſchildern, es erſtreckte ſich über viele Tage, wurde jedoch zunächſt noch einmal unterbrochen. Ich kehrte nach Wiedererlangung einiger Kräfte ins Dorf zurück, verlegte jedoch mein Zelt jetzt auf jenen Hügel, wo ich den Bau des Hauſes begonnen hatte. Ich kann nicht unterlaſſen, eines unterhaltenden Erlebniſſes Erwähnung zu tun, das mich hier befiel: Abends pflegten Hunderte von prachtvollen, großen Schmetterlingen in mein Zelt zu fliegen und das Licht in ſo großer Anzahl und ſo lebhaft zu umflattern, daß ich deſſen Ausgehen befürchtete. Ich konnte mich jedoch nicht entſchließen, den hübſchen Tierchen etwas zuleide zu tun und ließ ſie gewähren. Sie ſetzten ſich dann an die Decke des Zeltes, wo ich die Pracht ihrer Farben in Muße bewundern konnte, und am nächſten Morgen erwachte ich

von dem rauſchenden Getön, das ſie mit ihren Flügeln verurſachten, wenn ſie verſuchten den Weg aus dem Zelt ins Freie zu gewinnen. Ich gönnte ihnen jedoch gern einen Teil meiner Wohnung. Nicht ſo einem anderen Beſucher. Eines Morgens ſah ich an der Zeltdecke über mir eine tellergroße Spinne mit dichtbehaarten Beinen, vermutlich eine ſogenannte Vogelſpinne, ſitzen. Mein Ekel vor dem greulichen Tier trieb mich raſch aus dem Bett und einer meiner Leute erlegte das Ungetüm. Während der Tage, die ich hier vorbrachte, beendeten Bloyets die Tour, die ſie vorgehabt hatten. Nach ihrer Rückkehr ſuchten ſie mich wieder auf, und ihrer Einladung folgend, wanderte ich mit ihnen ihrem Wohnſitz Kondoa zu. Ich habe dort noch viel Pflege und Erholung bei Bloyets genoſſen, und ihnen allein verdanke ich, daß ich aus jener Epiſode mit dem Leben davongekommen bin. Ich habe beide ſpäter in Sanſibar flüchtig wieder geſehen, als ſie wegen Erkrankung der Frau nach Frankreich zurückkehrten. In ſpäteren Jahren verſuchte ich einmal, ſie in Marſeille, ihrer Heimatſtadt, aufzuſuchen, ſie ſchienen aber verzogen zu ſein, ſie waren unauffindbar. Wenige Jahre darauf erreichte mich ein Gerücht, Kapitän Bloyet habe am Panama-Kanal eine Anſtellung gefunden, ſei aber dort dem Fieber erlegen. Nach kurzem Aufenthalt in Kondoa begann ich wieder das Bedürfnis nach Tätigkeit zu empfinden. Bloyet war damals gerade im Begriff, eine Reihe von Ortsbeſtimmungen vorzunehmen, reſp. ſolche, die er an anderer Stelle gemacht hatte, zu berechnen. Mein Intereſſe erwachte ſofort und ich ſtellte mit meinen eigenen Inſtrumenten Parallelbeobachtungen

an, die wir so lange fortsetzten, bis sich ergebende Differenzen völlig ausgeglichen waren. Kaum ein Ort in Afrika dürfte hinsichtlich seiner geographischen Lage genauer bestimmt sein als die Station Kondoa. Als ehemaliger Schiffskapitän war Bloyet Fachmann, außerdem verfügte er über ungewöhnlich schöne Instrumente, so daß ich bei ihm manches Neue sah und lernte. Er hat mich sozusagen in den Gebrauch des Theodoliten eingeführt; meinen Aufenthalt bei ihm verdanke ich mithin nicht allein Wiedererlangung der Gesundheit, sondern auch Erweiterung meines Wissens. Es konnte nicht ausbleiben, daß die politische Zukunft Afrikas Gesprächsthema zwischen uns wurde. Das führte zu einem amüsanten Streit. Bloyet behauptete, daß nur England daran denken dürfe, sich des Gebietes, wo wir uns befanden, zu bemächtigen, weil kein anderes Land daran ein Interesse habe. Ich verneinte das, ohne mich selbst auf eine Meinung festzulegen. Natürlich verriet ich ihm nicht, daß ich sehnsüchtig auf Nachricht von Hause wartete, die mir mitteilen solle, daß Deutschland bereits Besitz ergriffen habe. Die Frage spitzte sich zu, und wir wetteten, er für, ich gegen Englands Zukunftsherrschaft in Ostafrika. Als wir uns in Sansibar wieder trafen, war die Erteilung des Schutzbriefes als weltpolitisches Ereignis bekannt und Bloyet händigte mir glückwünschend zwei Flaschen guten algerischen Muskatellerweines aus, die wir gemeinschaftlich mit Vergnügen auf das Gedeihen der neuen Kolonie ausstachen.

In die Zeit meines Zusammenseins mit den prächtigen Bloyets in Kondoa fällt das Eintreffen der Karawane, die mir Lebensmittel und Tauschartikel für Zwecke meines

weiteren Verbleibens in Uſagara brachte. Ein junger Kaufmann, namens Töppen, im Begriff, für ſeine Firma einen Handelszug in das Innere des Landes zu machen, hatte ſich bereitfinden laſſen, alle die Dinge für mich mitzunehmen, deren man mich für bedürftig erachtete. Herr Töppen fand mich in Kondoa, den Zuſtand meiner Geſundheit erkennend, war er von zuvorkommender Beſorgnis. Ich wanderte mit ihm nach Muinye Sagara zurück, als aber bei dem Übergange des Mukondogwa-Fluſſes meine durch den langen Marſch überanſtrengten Kräfte mich verließen, ſprang er hinzu und trug mich ſelbſt durch den Fluß. Dann eilte er voraus, und als ich, viel langſamer marſchierend, lange nach ihm in Muinye Sagara ankam, fand ich eine gute Mahlzeit meiner harrend. Töppen und ich ſind längere Zeit zuſammen geweſen, denn als ich von ihm erfuhr, daß er weiter zu gehen beabſichtige, entſchloß ich mich, ihn zu begleiten, um event. eine beſſere Stelle zur Anlage meiner erſten Station zu finden als das ungeſunde Dorf Muinye Sagara. Meine Hoffnung wurde aber getäuſcht, denn nach Verlaſſen des Mukondogwa-Tales betraten wir ein Hochland, das für die Zwecke, denen die erſte Station dienen mußte, ungeeignet war. Außerdem entfernten wir uns immer weiter von der Küſte, erſchwerten alſo die Verbindung mit der Kultur und der Heimat. Dieſe Erwägungen veranlaßten mich, in das Mukondogwa-Tal zurückzukehren und nicht, wie ich gern getan hätte, Herrn Töppen bis Mpwapwa zu begleiten. Durch den Zug war jedoch meine Unternehmungsluſt wieder geweckt worden, und ich begann alsbald mit Eifer die Ausführung meines urſprünglichen Programms, die Umgegend

meines vorläufigen Wohnſitzes nach einem geeigneten Platz für eine Station abzuſuchen.

Ich durchzog das ſchöne Mukondogwa-Tal nach allen Richtungen und entdeckte dabei eine an dem klaren idylliſchen Sima-Fluß gelegene Stelle, die ich beſchloß für meine Station zu wählen. Der Fluß beſchreibt hier eine Schleife von der Geſtalt eines Omega, in deren Mitte erhebt ſich ein Hügel, der ſeinerſeits wieder von den umgebenden Höhenzügen überragt wird. Das Ganze präſentiert ſich als ein liebliches Tal, deſſen Grund ſich wohl zur Anlage von Gärten eignet, während der Wohnſitz in hinreichender Höhenlage über dem Waſſer und ſo angelegt werden konnte, daß er immer einem friſchen Luftzuge ausgeſetzt war und gleichzeitig vollſtändigen Rundblick über das Tal gewährte. Am Fluſſe aufwärts fanden ſich eine Anzahl ähnlicher Stellen, ſo daß dereinſt hier in nächſter Umgebung der Station eine Reihe Farmen entſtehen konnten. Dieſer Blick in die Zukunft rührte allerdings einige Zweifel in meiner Bruſt auf, denn ich war mir längſt bewußt geworden, daß die hier anzulegende Station nur für den Anfang genügen, zwar den Ausgangspunkt für weitere politiſche Maßnahmen bilden, aber kaum jemals der Mittelpunkt einer nennenswerten Siedelung werden konnte. Jede in dieſer Richtung zielende Frage konnte aber erſt dann eingehender in Erwägung gezogen werden, wenn unſer Okkupationsrecht anerkannt worden war. Vorläufig mußte es genügen, einen Wohnſitz zu ſchaffen, wo man in Muße ratſchlagen konnte. Ich ſchritt zur Anlage. Das Material zum Hausbau fand ſich an Ort und Stelle, es war daher nicht nötig, Leute umherzuſchicken, um es aus der Ferne

heranzuſchleppen. Der erwähnte Hügel war mit dichtem Bambusgebüſch bewachſen, der Hintergrund des Tales lieferte das nötige Stangenholz.

Da die Regenzeit herannahte, mußte ich daran denken, zunächſt für mich ſelbſt trockenes Unterkommen zu ſchaffen. Ich ſetzte daher meine beiden Zelte auf eine Stelle, die ich ſorgfältig planierte und mit Abzugsgräben verſah, dann errichtete ich über jedem ein Dachgeſtell aus Bambus, das ich mit Gras eindeckte. Da das Dach länger war als das Zelt, bildete es vor deſſen Eingang eine breite Veranda. Jetzt hatte ich zwei wohnliche Räume, deren einer mir zum Arbeiten, der andere zum Schlafen diente. Unweit dieſer Anlage baute ich einige Hütten zur Unterkunft für meine Leute, andere als Aufbewahrungsort für meine Waren und konnte nun erſt ſagen, daß ich einen Wohnſitz hatte, der, ſo ärmlich er ſich vielleicht auch in den Augen eines kulturgewöhnten Europäers ausgenommen hätte, doch ſeinen Rang in der Geſchichte unſeres Volkes behaupten darf, da er als Niederlaſſung des erſten Deutſchen Koloniſten ſich erhob und als Wahrzeichen deutſcher Herrſchaft den Hügel krönte. Mir erſchien er daher als prächtiger Palaſt. Der Bau der Anlage war noch kaum vollendet, als auf dem Rückwege zur Küſte Herr Töppen wieder eintraf. Ich hatte einen Teil der Talniederung vom ſie bedeckenden Gebüſch reinigen laſſen, um auf dem ſo gewonnenen Boden Gärten anzulegen. Das geſchlagene Holz war in großen Haufen zuſammengetragen, ſo daß die heiße Tropenſonne es raſch trocknete, ich konnte es jetzt als Freudenfeuer anzünden. Des Abends ſaßen wir dann in der Nähe der Glut und Herr Töppen, der über eine hübſche Tenorſtimme verfügte,

ſang, ſtellenweiſe von mir in tieferer Stimmlage ſekundiert, die neueſten deutſchen Lieder, daß ſie von den afrikaniſchen Bergen, im tropiſchen Buſch, widerhallten. Was mag wohl das Getier der uns umgebenden Wildnis damals gedacht haben, als die feierliche, bisher niemals durch andere als ihnen gewohnte Töne unterbrochene Stille dieſes Berglandes plötzlich, zu nachtſchlafender Zeit, durch laute und anhaltende Stimmen entweiht wurde! Hier und da konnte man wohl wahrnehmen, wie irgend ein ſchlaftrunkener Affe von ſeinem Zweige, auf dem er Nachtruhe ſuchte, noch einmal emporfuhr, um durch verwundertes Grunzen ſeinen Unwillen über die unbequeme Störung Ausdruck zu geben. Gegenüber raſchelte es plötzlich zwiſchen den Zweigen, das ſichere Anzeichen, daß eine Schar Perlhühner dort nächtigte, deren eines vielleicht noch einmal den Kopf unter dem Flügel hervorzog, um ſich zu vergewiſſern, daß die mächtigen Laute nicht von irgend einem gefahrbringenden Nachtſchwärmer hervorgebracht wurden. Lautlos ſtreichende Nachtvögel ſenkten ſich raſchen Fluges zu uns nieder, geblendet von den gleißenden Flammen meines lodernden Holzſtoßes, und fern im Walde kündete das ungeduldige Schnarchen irgend eines größeren Raubtieres, daß unſer lautes Gebaren ihm die Jagd im eigenen Revier erſchwere. Herr Töppen half mir, den Reſt meiner Habſeligkeiten von Muinye Sagara nach meinem neuen Wohnort ſchaffen und verweilte einige Tage als mein Gaſt und Helfer in Simatal, ſo hatte ich meine Niederlaſſung genannt. Während dieſer Zeit war natürlich unſer politiſches Unternehmen, deſſen Ausſichten für die Zukunft, unſere Erwerbungsexpe-

dition usw. usw. fast ausschließlich der Gegenstand unserer Gespräche.

Bei der Stellung, die Dr. Peters gegen mich, auch Dritten gegenüber, und nach seiner Rückkehr zur Küste eingenommen hatte, lag für mich keine Veranlassung vor, auf ihn mehr Rücksicht zu nehmen als er mir erwies. Ich werde wohl in den Gesprächen mit Herrn Töppen nicht übergeflossen sein von Lobpreisungen über ihn und denke keinesfalls in Abrede zu stellen, daß sein Charakter von uns einer eingehenden Analyse unterzogen worden ist. Sei diese nun ehrenvoll für ihn gewesen oder nicht — sollte in letzterem Falle der Grund lediglich bei uns gelegen haben? — ich habe niemals die Bosheit gehabt, meine Ansicht über den Charakter des Dr. Peters der Öffentlichkeit zu unterbreiten.

In seinem Buche behauptet nun Peters, Töppen habe den Inhalt unserer Unterredungen in Gestalt von Briefen veröffentlicht und darin mitgeteilt, ich hätte jeden einzelnen der getanen Schritte mißbilligt, meine Hände hinsichtlich der ganzen Expedition in Unschuld gewaschen. Mir sind jene Briefe bis heute niemals zu Gesicht gekommen. Ich ahne nicht, was darin steht, trage auch nicht die geringste Verantwortung dafür. Hat aber Herr Töppen Mitteilungen gemacht, die den Petersschen Angaben entsprechen, so fällt ihm die Verantwortung dafür zu; er wird sie wohl zu tragen wissen und mag Dr. Peters sich mit ihm darüber auseinandersetzen.

Bei seiner Darstellung geht Dr. Peters wiederum von der Anschauung aus, resp. sucht er sie zu erwecken, als sei er der alleinige Urheber und Ausführer aller eingeschlagenen Schritte gewesen, seine Mitarbeiter aber

lediglich die Träger seiner Anordnungen. Das stimmt nicht, und einer solchen Auffassung oder deren Verbreitung muß im Interesse der Wahrheit energisch entgegengetreten werden. Peters war gar nicht in der Lage, Anordnungen zu treffen, resp. Schritte zu tun. Was in Europa geschehen war, war das geistige Produkt vieler, an deren Beschlüsse war er so gut gebunden, als irgend einer von uns. Hier im Lande hatte er einer gebundenen Marschrute zu folgen, von der ein Abweichen schlechterdings unmöglich war. Abweichungen dennoch anzuordnen und selbständige Schritte zu tun, dazu fehlte ihm vorderhand nicht weniger als alles, was wirklich geschah, war so gut mein Werk als das seinige, es ist daher nicht wahrscheinlich, daß ich alles, was geschehen war, gemißbilligt, meine Hände in Unschuld gewaschen hätte. Außerdem hatte Peters bereits Gelegenheit gehabt zu erkennen, daß ich nicht der Mann war, mir Anordnungen geben zu lassen wo die Berechtigung dazu fehlte, wo allein ich über die ihm fehlende uns unentbehrliche Erfahrung verfügte, wo mir in bezug auf Wagmut und Unternehmungslust ebensoviel Kraft zur Seite stand als ihm selbst.

Einen noch weniger erfreulichen Anblick als die reinen Tatsachen gewährt die ethische Seite der Angriffe von Dr. Peters auf mich. Wenn der Inhalt der Töppenschen Briefe für Dr. Peters nicht schmeichelhaft war — und das scheint er nach der Art wie jener darüber berichtet, nicht gewesen zu sein —, so ist es immerhin auffallend, daß Dr. Peters mir von diesen Briefen während der Zeit unseres Zusammenarbeitens in Deutschland niemals Kenntnis gegeben hat in der Absicht, mich

nach den Gründen meiner angeblichen Mißbilligung ſeiner Handlungen zu fragen und ein geſtörtes Einvernehmen herzuſtellen. Noch auffallender aber iſt es, daß er jetzt nach 22 Jahren jene Briefe plötzlich hervorſucht, wo ſie weder dem Gedeihen der Kolonien dienen noch ein Licht auf deren Entſtehen der Vergangenheit oder Entwicklung in der Zukunft werfen können. Wunderlich erſcheint es, daß Dr. Peters heute Herrn Töppen als Kronzeugen für ſich in Anſpruch nimmt, den er ſeinerzeit heftig anzugreifen für nötig fand, von deſſen Charakter er ein höchſt unvorteilhaftes Bild entwarf. Welchen Zweck kann angeſichts dieſer Umſtände Dr. Peters wohl mit ſeiner Erzählung verbinden? Sollten die Anſchauungen des Dr. Peters über Loyalität ſo abgeklärt und unanfechtbar ſein, daß ſie, auf hohe Warte ſich erhebend, maßgeblich werden für die Definition des Begriffes? Sollte er in der Lage ſein, mit auch nur einem Schatten des Rechtes irgend jemandem, in dieſem Falle mir, Vorwürfe zu machen über den Mangel dieſer Eigenſchaft? Daß Dr. Peters mich jetzt nach 22 Jahren vor der Öffentlichkeit vorwurfsvoll verantwortlich zu machen ſucht für den Inhalt jener Briefe, ohne vorher eine private Auseinanderſetzung auch nur verſucht zu haben, iſt bezeichnend für ſeine Auffaſſung des Begriffes Loyalität und — — genügend.

An dieſer Stelle habe ich nunmehr der häßlichſten Anſchuldigung entgegenzutreten, die Peters in ſeinem Buche gegen mich erhebt. Er behauptet, daß im Jahre 1896, als er wegen ſeiner Gewalttätigkeiten am Kilimandſcharo zur Verantwortung gezogen wurde, ich meine Zeit gekommen geglaubt und den Angeber gegen ihn geſpielt habe. Meine

Anſchuldigungen haben ſich aber als ſo klare Erfindungen herausgeſtellt, daß man ſie als unwahr habe zurückweiſen müſſen. Der Tatbeſtand aus dem er den Anlaß zu ſo unbegründeten Verleumdungen herleitet, iſt folgender. In jenem Jahre, als das Material geſammelt wurde, das zur Gewinnung eines Urteils über das Vorgehen und die Haltung von Peters in ſeiner Stellung als Beamter in Oſtafrika dienen ſollte, erhielt ich von meinem Landgericht plötzlich eine Vorladung zur Zeugenvernehmung in Sachen Peters. Ich ließ mich in eine Zwangslage verſetzen, dieſer Vorlage Folge leiſten zu müſſen, da es mir widerſtrebte, über den Mann, von dem ich allerdings kaum etwas anderes als offene, mehr noch verſteckte Anfeindung erfahren hatte, der doch aber immer mein Mitarbeiter in ereignisreicher Zeit geweſen war, freiwillig Ausſagen zu machen, die vielleicht ungünſtig gegen ihn ins Gewicht fielen. Die Vernehmung fand ſtatt, und zwar hauptſächlich darüber, ob Peters auf unſerer erſten Expedition ſich Grauſamkeiten gegen Eingeborene habe zuſchulden kommen laſſen. Ich konnte das verneinen. Zu meinem Erſtaunen erhielt ich bald darauf eine zweite Vorladung, in der ich über eine Menge anderer Dinge befragt wurde, bezüglich deren ich weniger indifferent über Peters ausſagen, immerhin aber doch nur ſolche Sachen mitteilen konnte, die bereits öffentlich gegen ihn angeführt worden waren. Damit ſchloß die Vernehmung. Eine Menge anderer Leute in allen Teilen des Reiches ſind ebenfalls als Zeugen in der Angelegenheit vernommen worden und haben durch ihre Ausſagen Dr. Peters zum Teil ſchwer belaſtet; alle dieſe Zeugen müßte er mithin als Denunzianten bezeichnen.

Sollte es ihm in irgendwelcher Richtung nützlich sein, mir allein in dieser Beziehung den Vorrang zu geben? Nachdem ich sein Buch gelesen, habe ich unter Beobachtung der einfachsten Gebote der Loyalität versucht, Wege zu einer Verständigung zwischen Peters und mir zu finden, um zu vermeiden, unseren kolonialen Gegnern das Schauspiel zu geben, wie wir beide, die einzigen überlebenden Mitglieder jener denkwürdigen Expedition, uns wegen Jahrzehnte hinter uns liegenden, heute unwichtig gewordenen Dingen befehden. Ich habe zuletzt durch einen uns beiden nahestehenden Herrn Dr. Peters die noch in meinem Besitz befindlichen Vorladungsdokumente zur Zeugenvernehmung vorlegen lassen, durch die er die unwiderleglichen Beweise in Händen hatte, daß ich einer unabweisbaren bürgerlichen Pflicht zu genügen hatte, von einer Denunziation mithin keine Rede sein kann. Dr. Peters hat es nicht der Ehren wert gefunden, von den Dingen andere als flüchtige Kenntnis zu nehmen, ohne einen der von mir vorgeschlagenen Schritte zu tun, seinen Irrtum, wenn ein solcher vorlag, einzugestehen oder zu berichtigen. Im Gegenteil, er versteckte sich hinter die Behauptung, ihm sei auf dem Auswärtigen Amt die Mitteilung gemacht worden, die seiner Verleumdung zugrunde liege, man könne ihn doch dort nicht getäuscht haben. Es ist merkwürdig, daß auch in diesem Falle Peters Äußerungen derjenigen Männer, gegen die er nicht scharf genug zu Felde ziehen kann, wenn sie sich gegen ihn wenden, sofort als erwiesene Tatsachen anerkennt, wenn sie ihm gegen mich verwendbar erscheinen. Ich habe auf seine Angabe hin mich mit dem Auswärtigen Amte in Verbindung gesetzt und von

dort die ſchriftliche Erklärung erhalten, daß meine Vernehmung auf deſſen Anordnung erfolgt ſei, daß ich mich nicht aus eigener Initiative in Sachen Peters den Behörden genähert habe. Mir ſteht hierfür auch das Zeugnis des Richters, der mich vernommen hat, zur Seite, wenngleich ihm trotz meines Anſuchens, die Genehmigung verſagt worden iſt, es mir in urkundlicher Form zu übergeben. Ich drucke das Schreiben der Kolonialabteilung hier ab:

Berlin, 18. April 1907.

Auf den Antrag vom 30. März d. J. beſtätige ich Ew. Hochgeboren ergebenſt, daß Sie ausweislich der hieſigen Akten in der Disziplinarunterſuchungsſache gegen Dr. Peters lediglich auf amtliches Erſuchen als Zeuge vernommen worden ſind. Der von Ew. Hochgeboren ausgeſprochenen Bitte um Überlaſſung des diesbezüglichen diesſeitigen Aktenmaterials bedauere ich nach Maßgabe der beſtehenden Grundſätze nicht entſprechen zu können, ich ſtelle indeſſen ergebenſt anheim, bei einer etwaigen gerichtlichen Austragung der Angelegenheit die Erteilung einer amtlichen Auskunft durch die Kolonialabteilung über die in Betracht kommenden Punkte bei Gericht zu beantragen. Was die Entbindung des Geheimrats — — von ſeiner Amtsverſchwiegenheit anbetrifft, ſo könnte ich einem entſprechenden Antrage gemäß § 53 Str.-Pr.-O. erſt dann näher treten, wenn ſeine Vernehmung als Zeuge in Frage ſtände.

Auswärtiges Amt (Kolonialabteilung).
Dernburg.

Wenn außerdem, wie Dr. Peters angibt, meine Anſchuldigungen als unwahre Erfindungen erkannt und deshalb zurückgewieſen wurden, ſo ſetzt eine ſolche Behauptung voraus, daß ein Unterſuchungsverfahren oder wenigſtens Unterſuchungsgang ſtattgefunden habe, um meine Anſchuldigungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Ich kann mir nun kein ſolches Verfahren denken, ohne daß ich ſelbſt dazu herangezogen werde, denn man hätte mir doch dabei Gelegenheit geben müſſen, den Wahrheitsbeweis für zweifelhaft erſcheinende Anſchuldigungen zu erbringen. Es iſt bei dem Zuſchnitt nicht nur unſeres richterlichen, ſondern auch jedes von der Regierung geleiteten Unterſuchungsverfahrens ausgeſchloſſen, daß ein endgültiges Urteil gefällt werde, ohne dem Behauptenden die Möglichkeit des Beweiſes zu geben reſp. zuzuſchieben. Anlangend meiner Zeugenvernehmungen in Sachen Peters hat ein ſolches Verfahren niemals und nirgends ſtattgefunden, mir iſt niemals eine Mitteilung darüber zugegangen, daß in etwaige Angaben von mir irgend ein Zweifel geſetzt worden ſei, noch bin ich zu irgend welcher Berichtigung aufgefordert worden. Daraus erhellt, daß ich keine Ausſagen gemacht habe, deren Richtigkeit einer Prüfung unterzogen werden mußte oder unterzogen wurde. Mit dieſer Tatſache fällt die innere Wahrheit der Anſchuldigungen des Dr. Peters und dieſe werden zur Verleumdung. Denn eine ſolche iſt die Behauptung, ich habe mich zu einem ſo ordinären Schritte wie eine Denunziation hinreißen laſſen.

Dr. Peters empfindet es als ein ſchweres, ihm angetanes Unrecht, daß er fälſchlich in verſchiedener Richtung

beſchuldigt worden iſt, und kann ſich nicht genug tun, ſeine Ankläger deswegen an den Pranger zu ſtellen. Wodurch unterſcheidet er ſich denn von ſeinen Verleumdern? Ihm ſcheint jedes Empfinden dafür zu fehlen, daß eine Verleumdung eine Verleumdung bleibt, ob ſie ihn betrifft, oder von ihm ausgeht, und daß er anderen nicht tun darf, was er, wenn es gegen ihn gerichtet iſt, in die Welt hinausposaunt als an ihm verübte Schändlichkeit. Iſt es etwa etwas anderes, eines Tuckerbriefes, als der Denunziation beſchuldigt zu werden? Den Einwand, er habe ſich im Irrtum befunden, darf Peters nicht für ſich in Anſpruch nehmen. Hat er nicht in ſeinen Prozeſſen ſeinen Gegnern wiederholt vorgehalten: Ein Menſch von anſtändiger Geſinnung verſchafft ſich erſt Gewißheit über den Sachverhalt, ehe er ihn in beleidigender Form der Öffentlichkeit übergibt. Da Peters aber, nachdem er Kenntnis von den Vorladungsdokumenten erhalten, nichts getan hat, ſeine gegen mich gerichteten Verleumdungen zu entkräften, ſo bleibt mir nichts übrig, als anzunehmen, er habe ſie abſichtlich in die Welt geſetzt, irgend eines ſeiner dunklen Zwecke willen. Dr. Peters hat dadurch zweierlei erreicht. Erſtens, daß ich aus meiner bisher beobachteten Reſerve heraustrete in einer Form, die ich gewiß nicht gewählt hätte, wäre nicht das Maß ſeiner Anfeindungen durch die zweckloſen, um Jahrzehnte verſpäteten Anſchuldigungen und böswilligen Verleumdungen zum Überlaufen gebracht worden. Er hat ferner erreicht, daß billig denkende Menſchen ſeine eigene Methode gegen ihn gelten laſſen und zunächſt alles das für wahr halten werden, was ſeine Gegner, auch wenn ſie ihre Ausſagen

nicht unter juriſtiſch unanfechtbaren Beweis ſtellen können, gegen ihn vorbringen.

Die Angriffe, die Dr. Peters in ſeinem Buche gegen mich richtet, ſind plump. Wer das Buch mit einiger Aufmerkſamkeit lieſt, entdeckt leicht, daß ſie ſich nicht einmal in glaubhafte Form haben kleiden laſſen. Sie ſind aber auch roh, denn ſie dienen keinen als ſachlich erkennbaren, ſondern nur rein perſönlichen Zwecken. Welche Schlußfolgerung ergibt ſich daraus für mich? Nur eine iſt möglich. Dr. Peters empfindet meine Mitarbeit bei der Erwerbung Oſtafrikas als wirkſame Beſchränkung ſeiner Anſtrengungen, jene Tat ausſchließlich für ſich allein in Anſpruch zu nehmen. Da er angeſichts vieler noch lebenden Zeugen meinen Anteil daran weder wahrheitsgemäß, noch in überzeugender Form in Abrede zu ſtellen vermag, ſo greift er, zwecks Beſeitigung gefürchteter idealer Konkurrenz, zu dem bequemen und — hier fehlt mir ein parlamentariſch zuläſſiges Adjektiv — Mittel, meinen Charakter anzuſchwärzen.

Nach dieſer unerfreulichen, leider nötigen Abſchweifung vermag ich den Faden meiner Erzählung wieder aufzunehmen. Nach Wiedererlangung meiner Geſundheit vermochte ich die Arbeiten zu leiten und zu kontrollieren. Sie vollzogen ſich darum raſch, ſo raſch, daß die Waſagara mich zu beſuchen kamen, um ſtaunend den Fortſchritt des Hausbaus zu bewundern. Maſengu der älteſte und Kibana der zweite Sohn Muinye Sagaras, mein Blutsbruder, beſuchten mich öfters, nie aber ohne irgend ein Geſchenk mitzubringen; Bananen, ein Huhn, Eier, Milch, oder irgend eine Kleinigkeit immer höchſt willkommener Lebensmittel.

Eines Tages kamen beide in großer Aufregung zu mir mit der Nachricht, daß Araber aus dem großen Dorfe einige Leute als Sklaven, dazu Rinder, Ziegen und Schafe weggeführt haben, angeblich einer alten Schuld an Elfenbein halber. Ich ließ mir den Tatbestand möglichst genau auseinandersetzen und beschloß danach, zu handeln. Die Wasagara mußten erkennen, daß ihnen durch die Anwesenheit des weißen Mannes Vorteil, gegebenenfalls Schutz gegen Willkür erwachse. Jede Handlung meinerseits in dieser Richtung, mußte unsere Position kräftigen und die Wasagara in der ausgesprochenen Absicht sich unserer Staatsoberhoheit zu unterwerfen bestärken. Ich beauftragte Masengu und Kibana eine Anzahl ihrer Leute bereitzustellen, als wollen sie einen Kriegszug unternehmen; ich selbst bewaffnete alle die Meinigen mit Gewehren und begab mich unverzüglich in das Dorf, wo ich vorher gewohnt hatte. Ich ließ den Führer der Araber herbeirufen und teilte ihm mit, daß, was immer seine Forderung an den Landeshäuptling sein möge, diese nicht im Wege der Gewalt eingezogen werden dürfe, sondern vor den deutschen Konsul in Sansibar gebracht werden müsse, da wir über dem Lande die deutsche Flagge aufgezogen hätten, dieses mithin unter deutschem Recht stehe. So weit ihr Rechtsanspruch. Was indessen die Wegführung von Leuten als Sklaven anbetreffe, so müsse ihnen klar sein, daß sie sich damit gegen ein bekanntes Volksgesetz in Widerspruch setzten. Es könne mithin auch nicht einmal davon die Rede sein, daß diese Angelegenheit wegen der dadurch bedingten Verzögerung vor den deutschen Konsul gebracht würde, sondern ich selbst würde der Richter sein

und geböte ſofortige Auslieferung der Leute. Im Falle der Nichtbefolgung meines Urteils würde ich die Waſaſagara durch meine Mannſchaft unterſtützen und unverzüglich mit Gewalt gegen ſie, die Araber, vorgehen. Mein Auftreten muß ziemlich energiſch geweſen ſein, denn die Unterredung wurde nicht, wie ſonſt üblich, zu peinlicher Länge ausgeſponnen, die Araber erklärten ſich nach kurzer Beratung bereit, meine Forderungen zu erfüllen. Nicht nur die Leute, ſondern auch das fortgenommene Vieh wurde zurückgegeben, die Araber zogen grollend ab, die Waſagara trotz ihrer ſchlaffen Gemütsart mit lautem Ausdruck der Freude die Sache zu ihren Gunſten erledigt zu ſehen. Meine Handlungsweiſe hatte gute Folgen. Faſt täglich kamen jetzt Leute aus der Nachbarſchaft, um mich zu beſuchen und mir irgend eine Kleinigkeit entweder als Geſchenk zu bringen oder zum Kauf anzubieten. Ich hatte Überfluß an friſchen und guten Nahrungsmitteln. Was wichtiger war, auf den Höhen um mich her ſiedelten ſich eine Anzahl Dörfer an, die vermutlich glaubten, daß ſie je näher dem weißen Manne, um ſo näher auch ſeinem Schutz ſeien. Für mich bewirkten dieſe Niederlaſſungen, daß ich von nun ab in nächſter Umgebung Arbeiter erhalten konnte, die anzuwerben ſonſt immer langweilige Märſche in entlegene Dörfer erforderlich machte. Die Araber aber ſuchten ſich zu rächen. Eines Tages kam mein Diener Osmani ganz aufgeregt zu mir, auch die in der Nähe arbeitenden Leute winkte er heran und in deren Gegenwart begann er mit feierlicher Miene eine Rede. Ich bringe Nachricht, Herr! üble Nachricht! Die Araber ſind in Muinye Sagara geweſen und haben dort deinen Garten

verwüſtet. Ja, ſie haben die Pfähle des begonnenen Hauſes herausgeriſſen, um ihre elenden Lagerhütten damit zu bauen. Und wenn es auch nur rohe Pfähle ſind, ſo koſten ſie doch ebenſo wie jeder Spatenſtich, der dort getan wurde, Geld; deswegen iſt alles, was dort in deinem Garten ſich befindet, dein Eigentum. Und wenn ich nur dieſen Stock in die Erde ſtecke, rief Osmani, ſich immer mehr in Erregung hineinredend, aus, ſo iſt er fremdes Eigentum, das die Araber zu reſpektieren haben und nicht willkürlich fortnehmen dürfen. Dann zog er ein Stück Zuckerrohr hervor, auf deſſen glatter Rinde er, des Schreibens kundig, den Namen des ſchuldigen Arabers eingeritzt hatte. Ein Bericht über dieſen unbedeutenden Vorgang fand ſeinen Weg in die Öffentlichkeit, und in den Hundstagen, wo die Blätter jedes Anlaſſes froh ſind, der ihre Spalten zu füllen ſich eignet, fand es der „Kladderadatſch“ ſehr witzig, die kleine Epiſode in Geſtalt eines Reimes wiederzugeben mit ironiſchem Lächeln darüber, daß ich in einem Briefe geſchrieben hatte, die Araber hätten mir meinen Garten „zertrampelt“. Ich weiß nicht, ob man es ſich zur Ehre rechnen muß, vom „Kladderadatſch“ angeulkt zu werden, jedenfalls brachte er durch das „Klagelied“ eine Frage zur Entſcheidung, die während unſerer Reiſe von Dr. Jühlke aufgeſtellt worden war. Angeſichts der Stilübungen, zu denen wir der damaligen gegneriſchen Preſſe als Anlaß dienten, warteten wir geſpannt auf die geſchraubten Wendungen, in denen ſie ſich vermutlich ergehen würde, wenn unſer Unternehmen gelänge. Da rief Dr. Jühlke: wer von uns wird zuerſt vom „Kladderadatſch“ in Behandlung genommen werden? Nun mußte ich, der den Witz-

blättern am weiteſten entrückte, als Verſuchskaninchen dienen. Ein anderes Ereignis von einiger politiſcher Wichtigkeit unterbrach mein arbeitsvolles, darum genußreiches, aber einſames Leben in afrikaniſcher Wildnis. Meine Maßregelung der arabiſchen Händler war vermutlich von dieſen dem Sultan nach Sanſibar berichtet worden, von dort kam als Parade der Gegenhieb. Mit dem Decken meines Hauſes beſchäftigt, hörte ich eines Tages, wie die Leute, die ich nun ſchon vollſtändig verſtehen konnte, ſich darüber unterhielten, daß einige arabiſche Soldaten, die ich am Tage zuvor in meinem Zelte mit Kaffee bewirtet hatte, vom Sultan von Sanſibar geſandt ſeien, um gegen unſere Flaggenhiſſung zu proteſtieren und gleichzeitig dem Muinye Sagara eine Strafzahlung abzufordern, weil er ſie geduldet habe. Außerdem haben ſie den Auftrag, die Großen des Landes zuſammenzuberufen, um vor ihnen im Dorfe die Sultansflagge aufzuziehen.

Ich ließ die Leute ausreden. Dann begab ich mich in mein Zelt, lud ſämtliche Gewehre, verteilte ſie unter die Leute, die ich antreten ließ, und ohne ihnen mitzuteilen, worum es ſich handele, ihnen dadurch die Möglichkeit feiger Flucht raubend, marſchierte ich nach dem Häuptlingsdorfe. Unterwegs wurde ein langer Pfahl gehauen und im Dorfe in die Erde gepflanzt. Daran hißte ich die deutſche Flagge, die ich mit drei Salven aus meinen ſämtlichen Gewehren grüßen ließ. Die arabiſchen Soldaten waren Zeugen des ganzen, unerwarteten Vorganges. Den Waſagara ließ ich durch meinen Blutsbruder Kibana die Bedeutung meiner Handlung klarmachen, gegenüber den Arabern übernahm Osmani dieſe Aufgabe. Die Waſa-

gara waren mit mir einverſtanden und zufrieden; ſie hatten ſchon Proben gehabt, daß ihnen meine Anweſenheit Vorteil bringe. Die Araber empfanden, daß ich ihnen den Rang abgelaufen hatte, war ich ihnen doch im Tempo zuvorgekommen. Sie verließen die Gegend, wahrſcheinlich um in Sanſibar erneuten Bericht zu erſtatten.

Inzwiſchen erhielt ich auch Nachricht von den Meinen aus der Heimat. Wunderbarerweiſe erreichte mich nur ein einziger der vielen für mich nach Sanſibar geſandten Briefe, auf die in dem einen, den ich erhielt, Bezug genommen wurde. Am willkommenſten aber und hocherhebend war die Nachricht, daß Se. Majeſtät der Kaiſer unſerem Unternehmen ſeine Billigung erteilt, uns für die fünf erworbenen Landſchaften einen Schutzbrief verliehen habe. Jetzt war die Unterlage für wirkliche Kolonialpolitik, richtiger: Kolonialwirtſchaft gegeben, jetzt ſtärkte mich das Empfinden, daß ich nicht mehr nötig hatte, hinter alle meine Arbeiten ein Fragezeichen zu ſetzen. Das Geſchehene war Geſchichte geworden, es durfte ausgebaut werden. Daran ſollte es nicht fehlen. Ich wußte genau, was ich wollte; die Frage war nur, ob ich das Gewollte auch können würde. Meiner Hoffnung wuchſen neue Flügel, mein Mut ſaß wieder hoch zu Roß, und wie ich ſo oft im Leben Gelegenheit gehabt habe, wahrzunehmen, daß der Körper ſchließlich doch nur Untertan des Geiſtes iſt, jedenfalls in weit höherem Maße als man gewöhnlich annimmt dazu gemacht werden könnte, ſo bemerkte ich auch jetzt, daß ſich mein Geſundheitszuſtand erheblich beſſerte von dem Augenblick an, wo ich der Ungewißheit über die politiſche Zukunft unſeres Unternehmens überhoben war.

Meine Erwägungen hinsichtlich der ersten zur Erweiterung des bereits gewonnenen Raumes erforderlichen Handlungen nahmen ungefähr folgende Formen an. Unsere Expedition hatte ausschließlich der Besitzergreifung gedient, neuer Erfolg konnte nur in der Schaffung weiterer politischer Unterlagen gesucht werden. Kolonialwirtschaftlichen Unternehmen mußte irgend eine Finanzierung vorausgehen, sie gehörten daher der Zukunft an. Meine Station konnte deswegen nur zwei Zwecke erfüllen. Einmal den, die in dem Lande errichtete deutsche Herrschaft zu bekunden, ferner in Zukunft eintreffenden Beauftragten in eigener Niederlassung vorläufige Unterkunft zu gewähren, bis eine Entscheidung über die Art ihrer Tätigkeit sich hatte herbeiführen lassen. Zur Erfüllung des ersten Zweckes genügte eine Station in jeder beliebigen Gegend, sobald die Übernahme der politischen Herrschaft seitens Deutschlands ausgesprochen war, wurde er überhaupt überflüssig. Um den letzteren Zweck wirksam erfüllen zu können, hätte die Station eigentlich viel näher an der Küste liegen müssen, brauchte man doch von da fast drei Wochen, um Simatal zu erreichen. Es war also durchaus nötig, unfern der Küste eine Gegend von gesunder Lage zu finden. Da zu jener Zeit an eine lediglich politische Herrschaft in unserem Lande nicht gedacht werden konnte, uns allen vielmehr durchaus der Gedanke an eine Erwerbsgesellschaft mit Hoheitsrechten nach dem Muster der anglo- und der niederländisch-indischen Kompagnien vorschwebte, so mußte meines Erachtens die zu suchende Gegend auch die Möglichkeit der Anlage von Pflanzungen größeren Stiles gewähren. Ebenso mußte sie

eine gewiſſe Bevölkerungsdichtigkeit aufweiſen, damit ſich alsbald Handelsbetrieb in ſüdafrikaniſcher Art einleiten ließe. Aus Plantagenbetrieb und Handel ſollten im Laufe der Zeit die Mittel fließen, die, wie wir hofften, unſerem Unternehmen eine ebenſo hohe wirtſchaftliche wie politiſche Bedeutung geben ſollten, wie ſie unſeren engliſchen und niederländiſchen Vorbildern in früheren Jahrhunderten zu eigen geweſen war. Mich reizten in erſter Linie die wirtſchaftlichen Aufgaben. Hatte ich doch in Südafrika geſehen, wie ihnen gegenüber die politiſchen vollſtändig verblaßten. Das ausgedehnte Land, in dem wir uns befanden, ſollte nach Stanley in dem Wamifluſſe eine bis in ein Gebirgsland führende Waſſerſtraße beſitzen. Auf unſerer Reiſe hatten wir uns überzeugen können, daß Stanley ſich mindeſtens geirrt hatte. Der Wami erwies ſich trotz ſeines impoſanten Unterlaufes in einiger Entfernung von der Küſte nur als ein größerer Bach. Mir aber ging der Gedanke an eine brauchbare Waſſerſtraße nicht aus dem Sinn, und ich glaubte annehmen zu ſollen, daß der ſeiner Länge und ſeinem Einzugsgebiete nach entſchieden bedeutende Rufidji einen fahrbaren Waſſerweg darſtellen müſſe. Ferner glaubte ich mich zu erinnern, daß er in nicht allzu großer Entfernung von der Küſte einen Höhenzug durchbreche, deſſen Abhänge vielleicht dicht bewohnt waren und möglicherweiſe die Bedingungen erfüllten, die ich vorhin in bezug auf die Anlage von Pflanzungen geſtellt habe. Ich erachtete es deswegen als meine erſte Pflicht, die jenem Strom benachbarten Gebiete für uns zu erwerben, um mit dem Flußlauf einen bequemen Zugang in das Innere unſeres Landes

zu gewinnen. Mein Plan erſtreckte ſich aber weiter. In ſeinen Umriſſen habe ich ihn ſchon dargelegt gelegentlich der Erwähnung des an Fabri geſandten Programms. Jetzt wollte es vielleicht das Geſchick, daß ich ſelbſt deſſen Ausführung in die Hand nahm. Dieſem nach mußte ich mit möglichſter Geſchwindigkeit die Seen zu erreichen ſtreben, um unſer Gebiet bis zu deren Ufer auszudehnen. Weiter durfte ich vorderhand nicht denken. Bei der Ausführung dieſer Pläne würden ſich, das war zu erwarten, eine Anzahl Probleme von ſelbſt ergeben, an deren Löſung wir ſpäter herantreten konnten. Im Augenblick war ich noch außerſtande, Expeditionen von dem erforderlichen Umfange auszuführen, dazu fehlten die nötigen Mittel und Waren. So ſehr mich die größere Tätigkeit lockte, zunächſt war mir meine Pflicht genau vorgeſchrieben und ich widmete mich ihr mit allem Eifer in dem Ausbau meiner Station. Da erreichte mich eines Tages ein Telegramm aus Berlin, unterzeichnet von Peters, in dem ich zum Antritt der Nyaſſa-Reiſe aufgefordert wurde. Peters möchte in ſeinem Buche gern wiederum den Anſchein erwecken, als habe er all die hier vorgetragenen Erwägungen auch allein gedacht, als ſei das anderen als ihm unmöglich geweſen, als ſei ich hinſichtlich der nächſten Schritte, die ich tat, lediglich das blind ausführende Organ ſeines Willens und Geiſtes geweſen. Die Pläne, die ich vorgetragen habe, waren jedoch zwiſchen Peters und mir vielfach Gegenſtand der Erörterung geweſen, und zwar in jedem Falle von mir ausgehend. Über ſo bedeutende Gaben Peters auch verfügt, in allen Dingen, die ſich auf unſere praktiſche Tätigkeit in den neuerworbenen Ländern bezogen,

hatte er damals nicht weniger als alles zu lernen; gern hörte und adoptierte er meine Anſichten in voller, inſtinktiver Erkenntnis, daß ſie in jeder Beziehung geeignet waren, die großen Geſichtspunkte zu fördern, die ihm damals hinſichtlich deſſen, was er ſelbſt in Deutſchland zu erreichen gedachte, vorſchwebten. Sein Telegramm, deſſen Wortlaut durchaus gleichgültig war, enthielt mithin nicht die Weiſung zur Ausführung eines von ihm erdachten Planes, ſondern lediglich die Mitteilung, daß jetzt die erforderlichen Mittel vorhanden ſeien, weitere Schritte zur Ausführung des von mir entworfenen, zwiſchen uns vereinbarten Programmes wagen zu können. Wäre das Gegenteil der Fall geweſen, hätte mir Peters lediglich den Auftrag erteilen können, ſeine von ihm ausgearbeiteten Leitgedanken auszuführen, ſo hätte er doch in irgend welcher Richtung ihren Inhalt wenigſtens annähernd mir angeben, für die Form der Ausführung Sorge tragen müſſen. In dieſer Beziehung hatte ich jedoch alles allein zu organiſieren. Zwar hatte ich durch Herrn Töppen einige Waren erhalten, jedoch nicht annähernd die Menge oder Gattung, die für eine lange Expedition in die Seeregion nötig war. Im vollen Bewußtſein, daß die Form des Telegrammes durchaus nicht bindend für mich ſein konnte, ja, daß jeder meiner Schritte in Berlin gutgeheißen werden mußte, weil niemand in der Lage war, mich auf Grund irgend welcher Sachkenntnis zu kritiſieren, ich aber die Notwendigkeit der Art meines Handelns vollauf begründen konnte, beſchloß ich, zu tun, was ich für das Richtige hielt. Ich organiſierte eine kleine Karawane, mit der ich an die Küſte zog, um in Sanſibar mich, ſo wie es nötig war, für

die große Nyaſſareiſe auszurüſten. Allerdings ſollte der Weg nicht in gerader Linie gehen, ſondern ich beabſichtigte, in Verfolgung meiner oben dargelegten Erwägungen, mich zum Rufidji zu begeben, mit den Häuptlingen der durchzogenen Landſchaften Verträge abzuſchließen und dann den Fluß im Kanoe hinabzufahren, um ihn auf ſeine Schiffbarkeit zu unterſuchen. Nachdem der Plan hinlänglich überlegt und gereift war, beſchloß ich, unverzüglich zu handeln. Ich ſtand damit vor der Notwendigkeit, meine mir liebgewordene Station zu verlaſſen. Jetzt erſt erkannte ich, wie ſehr mir dieſe ans Herz gewachſen war. Ich hatte inmitten der Wildnis eine Heimſtätte geſchaffen, die, ſo beſcheiden ſie ſein mochte, doch immer dem Werk meiner Hand ihren Urſprung verdankte. Jeden Balken des Hauſes, das keinen Nagel enthielt, hatte ich ſelbſt gefügt, ja ſelbſt im Walde ausgeſucht. Der Ort ſollte der Ausgangspunkt weiterer Kulturentwicklung werden, den Mittelpunkt bilden, um den ſich deutſche Herrſchaft gruppierte und war ſozuſagen als Hauptſtadt des neuerworbenen überſeeiſchen Reichsgebietes anzuſehen. Daß ich hier viel gelitten hatte, körperlich und ſeeliſch, machte mir die Trennung nicht leichter, iſt es doch eine alte Erfahrung, daß man ſich da am meiſten gefeſſelt fühlt, wo man den ſchwerſten Widerſtand zu überwinden hatte. Waren doch die Arbeiten und Pläne auf meiner Station mit mir gewachſen, jetzt ſah ich im Geiſte, wie ſie ein anderer, vielleicht in abweichendem Sinne, weiterführen, möglicherweiſe ſie zerſtören würde. Allein den Erwägungen des Gemütes durfte angeſichts der großen noch bevorſtehenden Aufgaben keine Rechnung getragen werden, die Zeit fried-

licher, ſchöpferiſcher Arbeit war vorüber, der Kampf um Erwerb und Herrſchaft forderte mich wieder in die Schranken. Für meine Station trug ich in der Weiſe Sorge, daß ich ſie meinem Diener Osmani übergab. Dieſer, ein Mann von den Komoren, hatte ſich ſtets als ein verſtändiger Menſch erwieſen, er ſchien mir für die Aufgabe geeignet. Ich fertigte Liſten der unter ſeiner Obhut verbleibenden Waren und Geräte an, die er in arabiſcher Schrift kopieren mußte. Ich legte ihm meine Gärten ans Herz und trug ihm auf, die der Reife entgegenſehende Ernte von Bohnen, Bataten, Mtama uſw. einzubringen, ſoweit ſie den Bedarf überſtiege, ſorgfältig aufzubewahren, oder gegen Hühner, Ziegen oder Schafe zu verkaufen. Ausgaben ſollte er nicht machen, ſondern Anſchaffungen, ſoweit ſie erforderlich waren, zunächſt mit Verſprechungen und Hinweiſungen auf mich bezahlen. Damit war mein Haus beſtellt, ich konnte mich meiner Karawane zuwenden. Auf irgend eine mir nicht mehr erinnerliche Weiſe war ich in den Beſitz eines kleinen arabiſchen Zeltes gekommen, dieſes ſollte mir bis zur Küſte dienen, weil meine europäiſchen Zelte für gewöhnlichen Gebrauch in der Karawane zu groß und ſchwer waren. Für den Unterhalt meiner Leute während der Reiſe hatte ich genug Waren — für mich ſelbſt bedurfte ich nichts Beſonderes, ich war damals noch hinlänglich daran gewöhnt, mich mit den Nahrungsmitteln der Eingeborenen abzufinden. Wieder im Beſitz einiger Munition, durfte ich hoffen, daß der Buſch ab und zu einen Braten liefern würde. Geeignete Träger zu finden war meine Hauptſorge. Dieſer wurde ich jedoch raſch überhoben, denn kaum verlautete

Panorama vor dem Zelt

in der Nachbarſchaft, daß ich zur Küſte zu reiſen beabſichtigte, ſo trat die Nachwirkung meines den Waſagara gegen die Araber geleiſteten Beiſtandes ein, demzufolge ſich weit mehr Leute meldeten, als ich überhaupt mitnehmen konnte. Ich warb etwa 20 Mann und teilte ſie wie gewöhnlich in zwei ungleiche Gruppen, deren größere die Waren und Tauſchartikel, die andere die meinem perſönlichen Bedürfnis dienenden Dinge zu tragen hatten. Bei der Organiſation der Karawane kam mir der Zufall wunderbar zu Hilfe. Unter den Leuten, die ich für meine Stationsarbeiten angeworben hatte, hoben ſich zwei von den anderen durch hervorragende Eigenſchaften ab. Der eine, ſchon ältere, namens Makutubu, war ein Mann von Überlegung und Weltklugheit. In allen wichtigen Fragen appellierten die Leute an ſein Urteil, das er ſtets mit Vorſicht und wirklicher Wägung der Verhältniſſe abgab. Ihn ernannte ich zum Karawanenchef oder wie der Ausdruck in der Karawane lautet, zum Mnyampara. Mit ihm pflegte ich ſolche Dinge zu beraten, die in irgend welcher Beziehung zu der Aufgabe meiner Reiſe ſtanden. Er führte die diplomatiſchen Verhandlungen mit den Häuptlingen, deren Gebiete wir durchzogen, mit denen wir Verträge abzuſchließen beabſichtigten, er hielt mich über die Stimmung in der Karawane unterrichtet. Der andere Mann, Juma, beſaß ein viel lebhafteres Temperament, war vielleicht der energiſchere von beiden. Ihm übergab ich den inneren Dienſt der Karawane. Er hatte für die wöchentliche Verteilung der Stoffe zu ſorgen, mit denen die Leute ſich ihre Nahrung kauften. Er mußte den Lagerplatz ausſuchen und die Aufrichtung meines Zeltes über-

wachen. Streitigkeiten der Leute hatte er beizulegen, erſt wenn es ihm nicht gelang, durfte er ſie mir vortragen. Wenn er infolge ſeiner energiſchen Lebhaftigkeit vielleicht größere Autorität bei den Leuten hatte, ſo beſaß Makutubu in höherem Grade ihr Zutrauen. Jedenfalls hatte ich in beiden eine vortreffliche Wahl getroffen, beide haben mich auf allen meinen Expeditionen in Oſtafrika begleitet. Jeder Europäer, der mit Negern zu tun hat, erhält ſchon nach kurzer Zeit einen Namen von ihnen, der von ihrer vorzüglichen Beobachtungsgabe und ihrem Witz Zeugnis ablegt. Immer ſind dieſe Namen der Hinweis auf irgend eine markante Eigenſchaft ihres Trägers, auf den ſie ſogar nicht ſelten eine treffende Satire enthalten. Ich erhielt den meinen von Juma, der ſich dabei ſtatt des reinen Suaheli, einer Wendung im Dialekte der Wanyamwezi bediente. Meine Leute empfanden, daß ich ſie gut behandelte, hatten aber vielleicht gerade deswegen großen Reſpekt vor einem mir eigenen ſtrengen Blick. Juma prägte deswegen den Namen „Mkali wa Miſſo“, d. h. der mit den zornigen Augen, das ſollte im vorliegenden Falle heißen, einer der nie in Handlungen, ſondern nur mit den Augen zornig iſt. Dieſer Name iſt haften geblieben, und es bereitete mir nicht geringe Überraſchung, als ich gelegentlich meines letzten Beſuches von Oſtafrika im Jahre 1905 von den Eingeborenen ſofort damit angeredet wurde. Als ich den beiden erwähnten Leuten den Vorſchlag machte, mich auf meiner Reiſe zu begleiten, erwiderte Juma in ſeiner lebhaften Weiſe ſofort „Chini kuako ntchi zote Mkali Wa Miſſo“. Unter dir in alle Lande, d. h.

überallhin. Ich betrachtete dieſe Äußerung als ein Kompliment, auf das ich ſtolz zu ſein alle Urſache hatte.

Wenn ich außer jener beiden Leute noch meines Koches Erwähnung tue, eines höchſt brauchbaren Jungen, dem ich es zu danken habe, daß ich die Suaheliſprache wirklich vollkommen beherrſchen lernte, und eines Trägers, der ſich durch witziges Weſen, treffende Bemerkungen und ſchlagfertige Satire auszeichnete und dadurch die Karawane immer in luſtiger Stimmung erhielt, ſo iſt deren Zuſammenſetzung hinlänglich gekennzeichnet. Die Reiſe mit dieſen Leuten iſt ohne Ausnahme die ſchönſte, die ich in Afrika gemacht habe. Nicht in einem einzigen Falle iſt auch nur das leiſeſte Zerwürfnis eingetreten, wir erſchienen uns als eine zahlreiche, die gleichen Intereſſen verfolgende Familie, in deren Kreiſe ich der ausſchlaggebende Faktor war, dem alle willige Gefolgſchaft leiſteten. Mein langes Leben unter den Eingeborenen Südafrikas lag damals erſt ſo kurz hinter mir, daß ich mich noch mit Leichtigkeit in das Gemüt der Neger verſetzen konnte, ſie verſtand und von ihnen verſtanden wurde. Die Leute lieferten mir den Beweis, daß man mit ihnen unendlich viel erreichen kann, wenn man ſie als Neger behandelt und ſie nicht mit dem Maßſtabe mißt, den wir gewohnt ſind an die Leiſtungen von Europäern zu legen. Vermag man ihnen im richtigen Augenblick ihren aufs Materielle gerichteten Sinn und ihre angeborene Faulheit zu vergeben, ja vielleicht ſelbſt mit ihnen indolent und träge zu ſein, ſo iſt es möglich, ſie gleich darauf zu wirklich bewunderungswürdigen Kraftäußerungen anzuſpornen, unter denen die meiſten Europäer erliegen würden. Allerdings darf man von ihnen nicht euro-

päiſche Gleichmäßigkeit der Leiſtungen erwarten. Iſt man aber nur im geringſten beſtrebt, über die trennende raßliche und intellektuelle Scheidewand hinwegzuſchauen, ſo vermag man immer wieder die guten Eigenſchaften zu entdecken, deren der Negercharakter durchaus nicht entbehrt, wenngleich er den Europäer durch andere an der Oberfläche liegenden, darum meiſt zuerſt in die Erſcheinung tretenden unangenehmen Anlagen leicht zu einem raſchen, darum leicht ungründlichen, jedenfalls oft ſehr abfälligen Urteil veranlaſſen kann. Wäre der Neger der unbrauchbare Menſch, zu dem viele Europäer, ſelbſt ſolche, die lange mit ihm in Berührung ſtanden, ihn ſtempeln möchten, dann täten wir am beſten, unſere Koloniſationsbeſtrebungen an den Nagel zu hängen, denn wir müſſen uns darüber klar ſein, daß nur mit Hilfe des Negers, nur durch geregelte Inanſpruchnahme ſeiner von uns zu ſchulenden Kräfte es in unſeren hauptſächlich tropiſchen Kolonien gelingen kann, deren unleugbaren Werte zu erſchließen und zum Gemeinbeſitz unſerer Nation zu machen. Der Neger allein kann die von ihm bewohnten Länder nicht verwerten, er hat kein Verſtändnis für die Schätze die ſie bergen. Wir allein können es aber auch nicht. In dieſer einfachen Formel liegt der Kern unſerer ganzen Kolonialpolitik, die Beantwortung der Frage, ob wir das Recht haben, von wilden Ländern Beſitz zu ergreifen, die Arbeitskraft des Negers zu deren Erſchließung heranzuziehen. Werden durch die Einführung unſerer Herrſchaft Werte geſchaffen, ethiſche oder materielle, ſo iſt unſer Recht unanfechtbar. Wie aber können die Werte geſchaffen werden? Wenn von uns allein, ſo wird ebenfalls jeder Einwand

hinfällig, wenn nur mit Hilfe der Eingeborenen, ſo wirft ſich die Frage auf, ob es möglich iſt, letztere zu dieſer Hilfeleiſtung zu bewegen, und ob ſie die dafür erforderliche Fähigkeit überhaupt beſitzen. Fehlt dieſe und vermögen wir die Neger auch nicht zur Mitarbeit an unſerem Werk zu gewinnen, ſo ſchwindet damit die Vorausſetzung für jede praktiſche Kolonialpolitik.

Eine nunmehr faſt dreißigjährige Erfahrung im Umgange mit Negern hat mich, obwohl höchſt widerwärtige Erlebniſſe und Eindrücke nicht ausblieben, doch ihre wirklich ſchätzenswerten Eigenſchaften immer wieder erkennen laſſen, auf deren Verwertung ſich m. E. ein Teil der Zukunft unſerer Kolonie aufbaut. In dieſer Bewertung des Negers laſſe ich mich auch nicht irremachen durch andere, die nach langem Aufenthalt unter Eingeborenen zu einer abweichenden Anſchauung gelangten. Ich bin in dieſer Auffaſſung des Negercharakters beſtärkt worden durch die Fügung des Geſchickes, das mich mit den verſchiedenſten farbigen Raſſen der Welt in enge Berührung brachte. Dabei habe ich gefunden, daß von allen farbigen Völkern der Neger, mit Ausſchluß hochgebildeter Individuen, wie ſie in allen ariſchen und mongoliſchen Völkern vorkommen, auf die Dauer weitaus der ſympathiſchſte farbige Menſch iſt, der in ſeinem Denken, Fühlen und Handeln uns Europäern näher ſteht als irgend ein anderer Farbiger. Man denke daran, wie nahezu unmöglich es iſt, für den Charakter des uns ſtammverwandten ariſchen Indiers ein auch nur annäherndes Verſtändnis zu gewinnen oder es bei ihm für uns zu erwecken, und ſtelle dem gegenüber die von keinem Kenner geleugnete Tatſache, daß im Charakter

des Negers doch nur wenige Kammern unserem Einblick dauernd verschlossen bleiben. Man vergleiche die abweisende Unnahbarkeit des melanesischen Kanaken, das zugeknöpfte Wesen des Malaien, den mißtrauischen Australneger, den mürrischen Indianer mit der wortreichen Vertrauensseligkeit des Negers, und der Vergleich kann nur zugunsten des letzteren ausfallen.

Meine Reise vollzog sich ohne die geringsten Schwierigkeiten. Überall wo ich hinkam, wurde ich von den Eingeborenen freundlichst und zuvorkommend empfangen, zu billigen Preisen reichlich mit guten Nahrungsmitteln versehen. Die durchwanderte Gegend erschien mir stellenweise landschaftlich ungemein reizvoll, zum Teil wegen ihrer im Stand der Eingeborenengärten sich bekundenden Fruchtbarkeit, höchst wertvoll für Plantagenzwecke, nicht überall gesund. Mit den Häuptlingen, deren Gebiete ich durchzog, gelang es mir, genau wie wir es auf der ersten Reise getan hatten, Verträge abzuschließen, dabei blieb mir ausreichende Zeit, mich in geographischen Beobachtungen zu üben, kurz, ich durchlebte eine Periode erfolgreicher, anregender und darum zusagender Tätigkeit.

Als ich endlich den Rufidji erreichte, hegte ich den festen Glauben, daß es mir durch vertragsmäßig erworbene Ansprüche auf die von ihm durchflossenen Gebiete gelungen sei, eine mächtige Wasserstraße in das Herz unseres neuen Landes zu eröffnen. Leider wurde diese Überzeugung durch die während meiner Befahrung des Flusses angestellten Messungen wesentlich herabgemindert, doch hat die Technik der Zukunft über diesen Gegenstand auch noch ein Wort mitzureden. Auf alle Fälle hatte ich die auf unserer

erſten Expedition ſchon erworbenen Landſchaften um mehrere andere von vielleicht wirtſchaftlichem, jedenfalls von politiſchem Werte, vermehrt.

Über Einzelheiten dieſer für mich ſo erinnerungsreichen Reiſe habe ich an anderer Stelle berichtet. Ich will daher nur erwähnen, daß ich auf dem Rufidjifluſſe zum erſten Male auf Schwierigkeiten ſtieß. Ich kaufte ein altes, ſehr großes, aber gänzlich defektes Kanu, weil ich erkannte, daß ſein Holz gut genug ſei, um eine Reparatur auszuhalten. Die Eingeborenen hätten es wahrſcheinlich nie hergegeben, hätten ſie ſelbſt dieſe Reparatur vornehmen können, oder wären ſie nicht zu faul dazu geweſen. Ich verband ſeine klaffenden Wunden und ſtellte es binnen wenigen Tagen ſoweit her, daß es zu einer längeren Reiſe ſehr wohl brauchbar wurde. Mit einigen meiner Leute ſchiffte ich mich ein, um auf einer Fahrt ſtromabwärts durch Meſſungen feſtzuſtellen, inwieweit der Fluß für Fahrzeuge geringen Tiefganges benutzbar iſt. Die Eingeborenen, die plötzlich ihr altes Kanu wieder munter im Strom ſchwimmen ſahen, bereuten jetzt vermutlich ihren Handel und beſchloſſen, erſteres wieder in ihren Beſitz zu bringen. Solange ich auf dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes lagerte, konnten ſie ſich mir nicht nähern, als ich aber auf dem nördlichen Ufer anlegte, wurde ich von einer großen Anzahl Leuten, die mir am Fluß entlang gefolgt waren, angegriffen. Gern hätte ich mich jetzt von meinem lebhaften Temperament hinreißen laſſen, einen kleinen Kriegsfall zu erblicken und nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen, zumal die Leute nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, ich dagegen über mehrere Gewehre verfügte. Allein Klugheit gewann die

Oberhand, ich durfte nicht meinen Weg mit Gewalt bahnen, um ihn dadurch meinen Nachfolgern oder auch mir ſelbſt ſpäter dauernd zu verſchließen oder doch weſentlich zu erſchweren. Ich ſetzte daher zwar mich und meine Leute in Verteidigungszuſtand, eröffnete aber doch Verhandlungen mit dem Feinde. Während ſich die Parteien dergeſtalt kriegsbereit gegenüberſtanden, wurde das hinter hohem Riedgras angebundene Kanu von einigen Eingeborenen ſtillſchweigend losgemacht und auf den Fluß geführt.

Als die Angreifenden ihre Liſt gelungen ſahen, brachen ſie die Verhandlungen ab und verſchwanden im Buſch. Wir aber ſahen uns gezwungen, unſere Reiſe zu Fuß fortzuſetzen. Dieſe dehnte ſich dadurch viel länger aus, als ich erwartet hatte, und wir kamen in arge Verlegenheit hinſichtlich unſerer Verpflegung, weil die durchreiſte, ſtellenweiſe die Spuren einſtmaliger dichter Bevölkerung aufweiſende Gegend, jetzt menſchenleer und verödet dalag. Faſt verhungert langte die Karawane an einer der Rufidjimündungen an, wo wir mehrere Tage brauchten, um uns von den gehabten Strapazen zu erholen. Von einem hier wohnhaften indiſchen Händler mietete ich eine Dhow, um die Reiſe nach Sanſibar zur See fortzuſetzen. Schon verſchiedentlich hatte ich von dem Hafen Dar es Salam gehört, mir aber doch kein rechtes Bild von ſeiner Bedeutung machen können. Ich beſchloß daher, die Seefahrt mit einer Beſichtigung dieſes Hafens zu verbinden. Dort ließ ich meine Dhow auf den Strand ſchieben und inmitten des den Hafen umgebenden Pori eine Stelle freilegen, wo mein Zelt errichtet, das Lagerfeuer angezündet wurde. In Begleitung einiger meiner

Leute umging ich die nördliche Seite des großen Baſſins, an deſſen Geſtade unweit der Stelle, wo heute das Zollhaus ſteht, damals die Ruinen des alten, niemals vollendeten Sultanspalaſtes ſich erhoben. Weiter im Hintergrund ſtand ein kleines Araberhäuschen, deſſen Bewohner angeblich angewieſen war, von einlaufenden Schiffen Abgaben zu erheben. Erfüllt von dem Eindruck, den die Unterſuchung des ſchönen Hafens in mir wachgerufen hatte, kehrte ich in mein Lager zurück, wo ich, verſunken in Betrachtungen über die Bedeutung, die dieſer geräumigen geſchützten Bucht in der Zukunft beſchieden ſein mußte, mich im Kreiſe meiner fröhlichen Leute dem Genuſſe eines frugalen Abendmahls hingab. Das war am 27. Juni 1885, alſo jetzt, wo ich dieſes ſchreibe, faſt auf den Tag 22 Jahre her. Faſt genau an der Stelle, wo ich damals im wilden Pori lagerte, erhebt ſich heute ein Prachtbau, die große katholiſche Kirche, der weithin ſichtbare Mittelpunkt der 24 000 Einwohner zählenden Stadt Dar es Salam. Bei meinem letzten Beſuch daſelbſt, im Jahre 1905, fand ich ſogar noch das kleine Araberhäuschen als letzten Zeugen erfolgreich bekämpfter Wildnis. Binnen wenigen Tagen ſollte es weggeriſſen werden, um dem neu anzulegenden Bahnhof Platz zu machen.

Kann man ſich einen ſchärferen Gegenſatz denken, als den hier geſchilderten? Man braucht nicht „Chidher der ewigjunge“ zu ſein, um den Wechſel der Dinge zu erleben, die ihn in Erſtaunen ſetzten, die zu ſehen ſonſt ihm allein vorbehalten iſt. Vor 22 Jahren Wildnis, wenn man die wenigen Gärten der Araber und Hütten der Küſtenneger nicht als Kulturprodukte anzuſehen geneigt

iſt, heute eine große Stadt mit hohen Gotteshäuſern, ausgedehnten Bauten für adminiſtrative und militäriſche Zwecke, Villen, die in ihrer Erſcheinung den Verſuch bekunden, einen Tropenſtil zu ſchaffen, breite, mit Schattenbäumen geſäumte Kunſtſtraßen, die einen Verkehr zu bewältigen haben, wie ihn manche größere Stadt des uralten Kulturgebiets an den Küſten des Indiſchen Ozeans nicht aufzuweiſen hat, einen Verkehr, deſſen Beziehung zu Nachbarländern ſeinen Umfang bereits ſo geſteigert hat, daß der Bedarf an Verkehrsmitteln zur Anlage einer Werft drängte, auf der, wenn nötig, ein Dampfer reſpektabler Größe vom Kiel bis zur Maſtſpitze erbaut werden könnte. Da, wo zu der geſchilderten Zeit das Erſcheinen einer einzelnen, gering befrachteten Dhow einen Schwarm neugieriger Neger aus entfernten Dörfern an den Strand locken konnte, läuft jetzt, ohne den Negern eine Spur des Staunens mehr abzuringen, jede Woche ein großes, hunderte von Paſſagieren tragendes Ozeanſchiff ein, das jedesmal Waren im Werte von Hunderttauſenden landet. Wo ein kleines, aus Korallenſteinen erbautes Araberhäuschen und ein verfallener Palaſt eine aller gefeſtigten Grundlagen und darum wirklicher Macht entbehrende Herrſchaft vergegenwärtigten, ſteht heute das Wohnhaus eines Beamten von hohem Range, deſſen Wirkſamkeit ſich der eines deutſchen Oberpräſidenten an die Seite ſtellen kann, deſſen Amtsbezirk jedoch den Umfang des Deutſchen Reiches faſt um das Doppelte übertrifft. Wo ſorgloſe, vergnügte Neger ſich höchſtens mit wenig Fiſchfang beſchäftigten, ſuchen und finden heute hunderte von nichtbeamteten Deutſchen lohnenden Erwerb, ſo daß ihrem Tun immer neue Anläſſe zur Erweiterung deutſchen wirtſchaft-

lichen Lebens und damit zur Ausdehnung des deutſchen Machtbereiches entſpringen. Auch der zu paſſivem Widerſtand beſonders befähigte Neger, hat ſich dem Einfluß der über ihn hereinſtrömenden Flut neuer Verhältniſſe nicht zu entziehen vermocht. Sein Lebenszuſchnitt hat weſentliche Änderungen aufzuweiſen. Statt lumpenumhüllter oder nackter Geſtalten, die ſich zwiſchen planlos nebeneinandergeſtellten Hütten in ſchmalen, vom Regen ausgewaſchenen, unratführenden Rinnen einherzwängen, ſieht man heute eine im ganzen ſaubere Bevölkerung in hellen Gewändern, auf prächtigen, breiten, von Kokospalmen beſchatteten Straßen ſich ergehen zwiſchen Häuſern, die ſich zwar hinſichtlich ihrer Bauart nicht von denen früherer Jahre unterſcheiden, jetzt aber durch regelmäßige Abſtände voneinander getrennt und in ihrer Umgebung peinlich ſauber gehalten ſind. Wenn uns in früheren Zeiten die Eingeborenendörfer der Küſte romantiſch anmuteten, ſo wurde dieſer Eindruck doch ſchnell weſentlich beeinträchtigt und bald völlig verwiſcht, durch die ſtets vorwaltende Unordnung und Unſauberkeit, einer von dem ſich ſelbſt überlaſſenen Neger unzertrennlichen Begleiterſcheinung. Heute gehört ein Spaziergang durch das Eingeborenenviertel von Dar es Salam zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, und jeder Beſucher wird ſich überzeugen, daß von deren Romantik, oder beſſer Idylle, die wir in einiger Entfernung von der Küſte noch heute antreffen, nichts verſchwunden iſt, ſondern durch die zwangsmäßig aufrechterhaltene Sauberkeit eher eine Zunahme erfahren hat. Es iſt deutſche Tatkraft, die da drüben im Laufe weniger Jahre die Wildnis zur Stätte fröhlichen Schaffens umgeſtaltet hat, die dem Weißen erweiterte Er-

werbsmöglichkeit gewährt, den Neger zu menſchenwürdiger Lebensführung nötigt, den Grund legt zur Ausdehnung deutſchen Volkstums jenſeits der ſchwarzweißroten Grenzpfähle, in deren Bezirk uns fremde Scheelſucht zu bannen verſtand durch das Mittel unſerer eigenen wirtſchaftlichen Schwerfälligkeit und Neigung zu theoretiſierenden Betrachtungen vermeintlicher Sonderintereſſen der Einzelſtämme germaniſcher Nation. Die Ausbreitung unſeres Volkstums durch die waghalſige aber erfolgreiche Unternehmung im Jahre 1884, ohne die unſere Nation um jenes in Afrika verkörperte Stück wirtſchaftlichen und politiſchen Lebens ärmer wäre, mit herbeigeführt zu haben, iſt wahrlich hinreichender Anlaß, auf jenes Stück Lebensarbeit mit einiger Genugtuung zurückzublicken. Der Gewinn der Nation muß uns entſchädigen dafür, daß wir, die wir wohl die Unternehmungsluſt und die Kraft beſaßen, unſere ganze Exiſtenz für das Ziel, das uns vorſchwebte, einzuſetzen, nicht für fähig noch berechtigt erachtet werden, weiter mitzuarbeiten an der Entwicklung des Landes, das unſer Volk und deſſen Fürſten aus unſerer Hand als Geſchenk entgegengenommen haben. Wenn das in unſerer Kolonie pulſierende wirtſchaftliche Leben jährlich Dutzende von Millionen in Bewegung ſetzt, Tauſende von Menſchen ernährt, vielen reichen Verdienſt abwirft, wenn ſchon nach dem Verlauf noch nicht eines Menſchenalters ſeit unſerer Erwerbung ihretwegen die Errichtung eines ſelbſtändigen Miniſteriums unabweisbares Erfordernis wurde, ſo iſt durch die Folgen, die ſie gebar, bewieſen, daß unſerer Tat vom Jahre 1884 politiſche und wirtſchaftliche Bedeutung von noch nicht zu überſehender Tragweite

innewohnt. Iſt gegenüber dieſen nicht wegzuleugnenden Tatſachen der Wunſch unberechtigt, uns, die wir materielle Vorteile und äußere Ehren weder geſucht, noch in irgend einer Form gefunden haben als einzige Anerkennung für die Schöpfung unſeres Werkes wenigſtens mitarbeiten zu laſſen an deſſen weiterem Ausbau? Iſt es ein zu hochgeſpanntes Verlangen, uns zu geſtatten, die Kraft, die zur Schaffung ausreichte, auch der Förderung zu widmen ſtatt ſie unbenutzt verroſten zu laſſen?

Doch es liegt in der Natur des Deutſchen begründet, ſich ſelbſt zu hindern im Werke aller nationaler Arbeit. Uns fehlt die Gabe, durch große Geſichtspunkte uns verbinden zu laſſen, und über dem, was uns vereinigen könnte, das Trennende zu vergeſſen. Ich empfinde es als eine durchaus unwürdige Notwendigkeit, mich gegen den Mann verteidigen zu müſſen, mit dem gemeinſam ich den Anſtoß zu der ſoeben geſchilderten Kulturentwicklung gegeben habe. Das wozu mich das Verlangen nach größerer oder geringerer Beachtung in der Öffentlichkeit niemals hätte veranlaſſen können, mich öffentlich gegen die Übergriffe meines einſtigen Mitarbeiters zu behaupten, das hat dieſer ſich erläſtert durch ſeine unnötigen, unwahren und verleumderiſchen Angriffe. Ich habe nie daran gedacht, auch nur den geringſten Teil ſeiner Verdienſte ihm abzuſprechen, im Gegenteil: niemand kann ſeiner Begabung vorurteilsfreiere Anerkennung zollen als ich, doch auch ihm gegenüber gilt das Wort des Schulkameraden Wallenſteins: So hoch iſt keiner in der Welt geſtellt, daß ich mich ſelber neben ihm verachte. Ich erkenne an, daß Peters für die Beurteilung öffentlicher, politiſcher Angelegenheiten

einen ſicheren Inſtinkt hat, über eine Fähigkeit verfügt, Menſchen in Bewegung zu ſetzen, um die ihn mancher hochgeſtellte Beamte mit Recht beneiden dürfte. Ich kann aber meinen Blick der Tatſache nicht verſchließen, daß dieſe Eigenſchaften unwirkſam gemacht werden durch andere, über die mich zu verbreiten mir die Petersſchen Auslaſſungen über meine Perſon ein volles Recht gäben. Ihm auf dieſem Wege zu folgen, verbietet mir die Erinnerung an einſtige gemeinſame Arbeit an der Geſchichte unſerer Nation und — meine gute Kinderſtube. Wenn ich neidlos zugeſtehe, daß Peters auf Grund ſeiner Fähigkeiten an der Spitze unſeres Unternehmens in Deutſchland ſtehen mußte, ſo darf ich ſagen, daß ich ſelbſt, wahrſcheinlich in höherem Grade als er, die Gaben zu ſchöpferiſchem Wirken auf kolonialem Gebiet beſitze. Durch die Verſchiedenheit unſerer Anlagen war daher eine zweckdienliche Arbeitsteilung gegeben, Peters brauchte alſo in mir keinen Rivalen zu fürchten. Hätte ſeine Begabung einige Selbſtdisziplin eingeſchloſſen, einigen guten Willen, andere anzuerkennen, auch wenn ſie ſich nicht zu ſeinen Kreaturen herabwürdigen ließen, dann ſtünde mit aller Wahrſcheinlichkeit er heute an der Spitze unſerer kolonialen Verwaltung in Deutſchland, getragen von der willigen Gefolgſchaft vieler Intelligenzen und Kräfte, die er ſich dauernd entfremdet, wenn nicht zu erbitterten Gegnern gemacht hat. Durchaus gegen Willen und Neigung, muß ich mich mit meinem ehemaligen Mitarbeiter wegen Angriffen, die nur ihn in ungemein fragwürdigem Lichte erſcheinen laſſen, herumſchlagen. Viel lieber wäre ich damit beſchäftigt, Oſtafrika wirtſchaftlich zu entwickeln, und ich

denke mir, daß bei der Verwendung der Gaben eines jeden von uns an geeigneter Stelle weder unſere Kolonie noch unſer Vaterland weſentlich ſchlechter gefahren wäre, als bisher.

Und wenn die Geſchichte dereinſt Peters ein weſentliches Verdienſt um die deutſche koloniale Sache wird zuerkennen müſſen, ſo wird ſie zugleich doch nicht umhin können, gegen ihn den ſchwerwiegenden Vorwurf zu erheben, daß er ſeiner Nation von dem, was ſie von einer ſelbſtloſen Betätigung ſeiner Fähigkeiten erwarten durfte, einen großen Teil ſchuldig geblieben iſt, weil ſein Wollen nicht an ſeinem Können ſcheiterte, ſondern an ſeinem Charakter. Er gab ein Beiſpiel des Mangels jeglicher Selbſtdisziplin und ſelbſtloſer Hingabe an die von ihm vertretene Sache. Mit Recht wird ihm deshalb dereinſt die Schuld dafür zugemeſſen werden, daß das in dem Anfangsſtadium unſerer Kolonie einſetzende freie Spiel der Kräfte, in dem der Tüchtigſte das ausgedehnteſte Gebiet der Betätigung hätte finden müſſen, jahrelang unterbunden wurde zugunſten eines öden Bureaukratismus. Draußen lähmte dieſer manche brauchbare Kraft, in der Heimat machte er wertvolle Teile des Bauwerkes kolonialer Begeiſterung abbröckeln, doch ſollen wir, wenn der Schein nicht wieder trügt, demnächſt davon erlöſt werden.

Eines Abends in den erſten Tagen des Juli 1885 landete ich in Sanſibar mit den Verträgen in der Taſche, die uns das Ufergebiet des größten Fluſſes unſeres heutigen Schutzgebietes ſicherten. Das Nachhallen der während meines einſamen Aufenthaltes im Innern ertragenen Beſchwerden, die Anſtrengung des Marſches, die geſpannte

Erwartung von Nachrichten aus Deutſchland über unſer Unternehmen, die Verknüpfung meiner eigenen Zukunft mit letzterem ſtellten in ihrer Geſamtwirkung angreifende Zumutungen an meine Nerven, ſo daß ich ſchon am Morgen des Tages nach meiner Ankunft in heftigem Fieber in einem Zimmer des Hotels lag. Hier erſchien als erſter Beſucher der damals erſt kürzlich zum Generalkonſul ernannte berühmte Reiſende Gerhard Rohlfs, deſſen Haltung mir gegenüber, deſſen freundlich-aufmunternder Zuſpruch unter Verhältniſſen, die für mich ungemein drückend waren, hier aber keine weitere Darlegung erfordern, ihm mein ganzes Herz gewannen. Leider dauerte unſer Verkehr in Sanſibar viel zu kurz, denn er wurde bald von dort abberufen. Immerhin hatte ich häufig Gelegenheit, ihn in ſeinem Hauſe, deſſen Honneurs ſeine kluge Gattin in liebenswürdigſter Form machte, aufzuſuchen und die Zukunft unſerer Kolonie mit ihm zu beſprechen. Als Dankbarkeitszoll an das Angedenken dieſes bedeutenden Mannes, zu dem meine Beziehungen ſich auch in Deutſchland ſpäter freundlich fortſpannen, möchte ich erwähnen, daß ich ſelten wieder jemand gefunden habe, mit dem es mir leichter ward, Gedanken über afrikaniſche Zukunftsverwaltung zu erörtern, als mit Gerhard Rohlfs. Er war nicht von Haus aus Beamter, daher frei von dem Schematismus, der unſerem Beamtentum auch in ſeiner beſten Form anhaftet. Wir hatten beide viel von der Welt geſehen und ſie ſelbſtändig anfaſſen gelernt, verſtanden raſch ein jeder die Ziele des anderen, ohne deren Erreichbarkeit uns zweifelhaft zu machen durch Überſchätzung formaler, den Weg erſchwerender Hinderniſſe.

Rohlfs war vielleicht kein Staatsmann und Organisator, allein er war weitblickend und erfaßte den Kernpunkt einer Sache mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und Schärfe. Ihm entfaltete ich alles, was mir damals das Herz beschwerte. Die Zukunft unserer Kolonie, die Methode, betreffend deren Entwicklung, die ich mir zurechtgelegt hatte, meine Befürchtungen allgemeiner und subjektiver Natur! Seine größere Erfahrung in amtlichen Dingen lehrte mich manches in anderem Lichte anzusehen, als ich es bis dahin getan, und während unseres sich allmählich vertraulich gestaltenden Verkehrs wurde zwischen uns ein vollständiges System der Erschließung unserer neuen Kolonie entworfen.

Grundlegender Gedanke meines Programms war die Auffassung, daß Kolonisation hauptsächlich den Charakter der Siedelung tragen müsse, wenn man sie nicht nur als Selbstzweck, sondern auch als ein Mittel erfaßt, die wirtschaftliche und politische Macht des Vaterlandes auszubreiten. Diesem Gedanken wurde am besten Rechnung getragen durch Überführung möglichst vieler Deutscher in überseeische Gebiete unter deutscher Flagge, deren wirtschaftliche Quellen wiederum nur von Kulturmenschen erschlossen werden konnten. Dieser dem Wohl des Mutterlandes hauptsächlich geltende Gesichtspunkt mußte wenigstens anfänglich maßgebend sein, zum Selbstzweck konnte sich die Kolonisation im Laufe der Zeiten entwickeln. An zweiter Stelle leitete mich die Auffassung, daß die wirtschaftliche Erschließung der Kolonie hauptsächlich dem unternehmungslustigen Privatkapital überlassen werden müsse. Natürlich war Kolonisation ohne Verwendung öffentlicher Gelder undenkbar, allein diese

ſollten möglichſt ſparſam für rein amtliche Dinge ausgegeben werden, hauptſächlich dazu dienen, dem Privatkapital die Wege zur Betätigung zu ebenen, ſtets die Ausſaat zur Ernte weiteren wirtſchaftlichen Gewinns bilden. In praktiſcher Ausführung des von ſolchen Grundſätzen geleiteten Programms mußten unſere erſten koloniſatoriſchen Arbeiten auf ſolche Gegenden gerichtet werden, deren phyſikaliſche Beſchaffenheit dem Europäer die Niederlaſſung geſtattet. Daß wir dieſe in den Hochländern am Nordende des Nyaſſa, nach denen ich zielte, finden würden, unterlag keinem Zweifel mehr. Dort ſollten etwaige Siedler nach dem Muſter der Eingeborenen des Landes anfänglich nur Viehzucht treiben. Zwar konnte dieſe nicht in Geſtalt der im Laufe der Jahre herangezüchteten Herden reiche, in Kapital umſetzbare Erträge abwerfen, allein mit der Zeit mußten die Herden an Wert gewinnen und große Vermögen darſtellen. Das lag einmal in der Natur der Sache, außerdem gab die Entwicklungsgeſchichte Südafrikas die beſten Belege für die Richtigkeit dieſer Annahme. Diesbezügliche Erwägungen erſchienen uns auch von untergeordneter Bedeutung. Wir nahmen an, daß Leute, die es wagen würden, ſich in der neuen Kolonie niederzulaſſen, in Erkenntnis der Verhältniſſe gewillt ſein würden und mußten, die erſten Jahre im Lande ganz im Stile derjenigen Boeren zu leben, die im erſten Drittel des 19. Jahrhunderts vom Kaplande in die entlegenen Gegenden des heutigen Transvaals zogen und ihn langſam, ohne finanzielle Beihilfe von außen, zu einem Staatsweſen entwickelten. Einen ähnlichen Werdegang dachte ich mir für unſere Kolonie.

Die vorläufige finanzielle Unterlage unſeres koloniſatoriſchen Unternehmens konnte nur eine in Deutſchland zu gründende Geſellſchaft bilden, deren Mittel in erſter Stelle dazu dienen ſollten, das neu erworbene Gebiet ſowohl dem Menſchen wie ſeinem Kapital überhaupt zugänglich zu machen. Eine ſolche Geſellſchaft war wie wir wußten, Peters ſchon bemüht ins Leben zu rufen. Vor allen Dingen ſollte zwiſchen dem Hochlande und der Küſte Verkehrsverbindung geſchaffen werden. Dazumal konnte die Bahnfrage noch nicht erörtert werden, weil uns der Beſitz der Küſte fehlte. Da ich auch ſtets von dem Grundſatz ausging, daß man ſich zuerſt der vom Lande ſelbſt gebotenen Mittel zu deſſen Erſchließung bedienen müſſe, ſo dachte ich, würde ſich für den Verkehr auf dem Hochplateau bis hinab zu ſeinem Anſtieg der ſüdafrikaniſche Ochſenwagen benutzen laſſen. Vom Fuße der Berge bis zur Küſte ſollte der Verkehr durch geregelten Karawanenbetrieb vermittelt werden, ſoweit nicht doch der Rufidji oder deſſen Oberlauf ſich für ſolchen Zweck als nutzbar erwies. Hatte die Beſiedelung des Hochlandes eine gewiſſe Grundlage wirtſchaftlichen Erwerbslebens gegeben, war die Verbindung mit der Küſte regelmäßig und zuverläſſig geworden, ſo konnte an den Abhängen des Gebirges, das man zu dieſem Zwecke eingehend zu unterſuchen hatte, mit dem Plantagenbetrieb begonnen werden. Mit dieſem ſollte das Land ſozuſagen die zweite Stufe ſeines Entwicklungsganges betreten. Plantagenbau ſetzt weit eingehendere Kenntnis der zu bewirtſchaftenden Gegend voraus, macht auch viel größere Kapitalienanlage nötig, als die weniger verantwortungsvolle, anſpruchs-

losere Viehzucht, die dem Europäer überall da Erfolg verspricht, wo sie von den Eingeborenen selbst betrieben wird. Plantagenprodukte heischen Erreichbarkeit des Marktes und Transportmöglichkeit; mithin war geregelter Verkehr Vorbedingung. Diesen zu schaffen, sollten ebenfalls die Gelder der zu gründenden Gesellschaft dienen, die gleichzeitig vielleicht selbst Unternehmer in größerem Stil werden konnte, um dadurch eigene Mittel teils zu sparen, teils zu gewinnen. Landesherr und doch zugleich Unternehmer zu sein, erschien durchführbar, solange die Landesherrschaft nicht von einer europäischen Regierung, sondern von einer kapitalkräftigen Gesellschaft, nämlich der in Deutschland zu gründenden, ausgeübt wurde.

Diesbezügliche Vorbilder fanden wir in den großen Chartergesellschaften Englands und der Niederlande, vermochten auch Bedenken hinsichtlich der Handhabung nicht zu erkennen, da an die Verwaltung anfänglich keine erheblichen Ansprüche gestellt zu werden brauchten. Nur der Plantagenbetrieb setzte in gewissem Sinne eine Landesverwaltung voraus, die ein Land mit vorwaltendem Viehzuchtsbetriebe kaum benötigt. Plantagen erfordern ständigen Zufluß von Arbeitskräften. Diesen zu sichern schien nur möglich durch Maßnahmen, die sich deutlich als Verwaltung oder Herrschaftsausübung charakterisieren. Als grundlegende Handlung in dieser Beziehung dachte ich mir die Einführung einer Methode, mit der einst in Südafrika sehr gute Erfolge erzielt wurden: die Lokalisation der Eingeborenen. Dieses System braucht hier nicht weiter erklärt zu werden, ich bin später in Wort

und Schrift vielfach dafür eingetreten und halte deſſen Durchführung, mutatis mutandis, auch heute noch, nicht nur für nützlich, ſondern auch ſtellenweiſe für möglich. Es ſollte uns eine gewiſſe Herrſchaft über die Eingeborenen gewährleiſten, die zur Mitarbeit an der Erſchließung des von ihnen unentwickelt gelaſſenen Landes herangezogen werden müſſen. Das iſt nur möglich, indem ſie ſich zu ſtändiger Arbeitsleiſtung bei den Weißen verpflichten oder dazu verpflichtet werden. Wo Geſtellung zur Arbeit untunlich iſt, ſoll ſie im Wege einer direkten oder indirekten Beſteuerung abgelöſt werden dürfen. Die zur Ausführung derartiger Aufgaben erforderliche Exekutivgewalt konnte von den Siedlern geſtellt werden, wie das im Transvaal geſchah. Jedenfalls waren Rohlfs und ich uns darüber einig, je mehr wir die Anſprüche in bezug auf Verwaltungsbedürfniſſe zu verringern verſtanden, um ſo eher war es möglich, eine Chartergeſellſchaft finanziell auf feſte Füße zu ſtellen. Zwar durften nicht ſofort rieſige Bareinnahmen und hohe Dividenden für die eingebrachten Gelder erwartet werden, wohl aber lag in dem Wert, den unſere Arbeit dem ungeheuren Landbeſitz binnen verhältnismäßig kurzer Zeit verleihen mußte, die Gewähr für entſprechenden Gewinn in nicht allzu ferner Zukunft.

Um die Eingeborenen unter unſere Botmäßigkeit zu bringen, war baldige Einführung eines gewiſſen Grades von Verwaltung unerläßlich, jede Verwaltung aber, deren Objekt die Anſiedler ſein ſollten, mußte der Beſiedlung folgen, nicht gleichzeitig mit ihr entſtehen oder ihr vorausgehen. Für die Zweckmäßigkeit dieſer Reihenfolge im Ent-

wicklungsgange einer Kolonie bietet die Geſchichte Südafrikas vielfältige Beweiſe. So dachte ich mir an der Spitze der Niederlaſſungen im Hochlande zunächſt eine Verwaltung, die ſich aus Vertrauensmännern der Siedler zuſammenſetzte und ſich nur mit Belangen des Gemeinwohls zu beſchäftigen hatte. Polizei, Perſonenſtandbeurkundung, Beſteuerung, Heeresdienſt, öffentliche Arbeiten, Gerichtshof, alle dieſe dem Durchſchnittsdeutſchen unentbehrlich und von der Kultur unzertrennlich erſcheinenden Einrichtungen ſollten ſich erſt im Laufe der Zeit wieder einſtellen, in der Form, die aus den Bedürfniſſen der Siedler unter neuen Verhältniſſen hervorwachſen würde und mußte. Daß man wirklich ohne ſolches Zaumzeug für Menſchen leben, ja ſogar ganz gut beſtehen kann, das bewies der beſtregierte Staat Südafrikas, der Oranje-Freiſtaat, der keine dieſer Segnungen der Kultur aufzuweiſen hatte, deſſen Bewohner ſich jedoch trotz dieſer barbariſchen Mängel ganz wohlfühlten. Ich ſelbſt konnte hinſichtlich dieſer Behauptung als lebendes Beiſpiel dienen, ich hatte faſt zehn Jahre in jenen Ländern gelebt und in der ganzen Zeit höchſtens im Ausnahmefalle ein amtliches Schriftſtück zu ſehen bekommen, merkwürdigerweiſe aber auch niemals ein heftiges Verlangen in dieſer Richtung empfunden.

Alle die dargelegten Pläne bauten ſich auf einem Beſitz auf, der ſich damals noch nicht bis zur Küſte erſtreckte, und wurden entworfen zu einer Zeit, wo man noch nicht unbedingt annehmen durfte, daß letztere jemals in ihrem ganzen Umfange unſer ſein würde. Zwei Forderungen betonte daher Rohlfs in unſeren Unterhandlungen mit beſonderem Nachdruck. Erſtens, daß wir weiter beſtrebt

ſein müßten, die größte Waſſerader des Landes, den Rufidjifluß, mit ſeinem ganzen Einzugsgebiet für uns zu erwerben, und möglichſt zu verſuchen, wenigſtens deſſen Mündung als unſeren Teilbeſitz an der Küſte zu gewinnen. Letzterer Teil der Aufgabe müſſe jedoch unſerer Diplomatie überlaſſen bleiben. Ferner ſprach er die Anſicht aus, daß es bei weiteren Expeditionen weniger darauf ankomme, Verträge mit Eingeborenenhäuptlingen abzuſchließen, weil der Umfang unſeres kolonialen Beſitzes doch immer durch internationale Vereinbarungen, niemals durch die Anzahl oder den Inhalt der von uns mitgebrachten Verträge beſtimmt werden würde. Es komme vielmehr darauf an, mit tunlichſter Beſchleunigung ſolche Gegenden ausfindig zu machen und zu beſetzen, deren phyſikaliſche Beſchaffenheit das Entſtehen deutſchen wirtſchaftlichen Lebens daſelbſt ſofort geſtatte, wenn die Neigung dazu ſich in Deutſchland erſt verallgemeinert haben würde. Rohlfs hat mit ſeinen politiſchen Ausblicken buchſtäblich recht behalten. Ich will aber nicht unterlaſſen, zu erwähnen, daß ſeine Ausführungen mir neues Verſtändnis für die politiſche Lage unſeres Unternehmens eröffneten und nicht ohne Einfluß auf meine ſpäteren Bewegungen blieben. Rohlfs mag kein Diplomat geweſen ſein, vielleicht hat ihm die Schulung des Beamten gefehlt; auf alle Fälle war er ein praktiſch denkender Mann, dem politiſche Maßnahmen immer nur die Mittel waren, wirtſchaftlichen Vorteil zu erlangen. Daß er abberufen wurde, lag, ſoweit ich ein Urteil habe gewinnen können, daran, daß er amtliche Gepflogenheiten unberückſichtigt ließ, wo amtliche Berichterſtattung deren ſtrikte Innehaltung forderte, deren Außerachtlaſſung einer

Unvorsichtigkeit gleich erachtet wurde. Ich bin der Überzeugung, daß er seine Nachfolger in der Kraft des Entschlusses und der Überzeugung weit überragte. Hätte man Rohlfs an seiner Stelle belassen, so wäre die Schürzung der Dinge, die fast zu einer Beschießung Sansibars führte und damit die Insel höchstwahrscheinlich in unseren Besitz gebracht hätte, eine festere geworden. Niemals hätte Rohlfs eine Handlung von so weittragender Bedeutung an Bedenken oder aus Gründen nichtpolitischer Natur scheitern lassen. Obwohl es immer mißlich ist, sagen zu wollen, was in gegebenen Fällen eingetreten wäre, so zweifelt doch niemand, der Rohlfs kannte, daran, daß er sein Bestes getan hätte, der Witu-Angelegenheit eine unseren Interessen mehr entsprechende Wendung zu geben. Meine Unterredungen mit ihm weckten in mir die Überzeugung, daß Rohlfs in der Lage und bestrebt gewesen wäre, Einfluß auf die Gestaltung unseres Unternehmens zu gewinnen. Durch ihn wäre es vielleicht ein wenig in die Bahnen des vorher aufgezeichneten Werdeganges gelenkt worden, keinesfalls zum Schaden der Sache, sicherlich unter schärferer Betonung und darum rascherer Entwicklung ihrer wirtschaftlichen Seite. Das hätte zur Folge gehabt, daß es gelungen wäre, mit geringeren Mitteln die Einrichtung des Neubaues in unserem nationalen Wirtschaftshofe zu bestreiten, an der die aufrichtige Freude doch stets ein wenig beeinträchtigt wird durch die Erinnerung an die hohen Anschaffungskosten.

Meine stark angegriffenen Nerven bedurften einiger Erholung, namentlich da sie durch den Fieberanfall am Tage nach meiner Ankunft in Sansibar nochmals auf die Probe gestellt wurden. Ich fand vortreffliche Pflege

und gute Unterkunft im französischen Hospital, wo ich mit Bloyet wieder zusammentraf, dessen Frau ebenfalls an einem schweren Fieber daniederlag, von dem sie indessen glücklich hergestellt wurde. Während meines Aufenthaltes im Hospital erlebte ich die Ankunft des deutschen Geschwaders, durch dessen Anwesenheit unsere Hoffnungen und unser nationales Selbstgefühl eine erhebliche Steigerung erfuhren. Aus dem Hospital entlassen, nahm ich Wohnung in dem sogenannten Usagara-Hause, einem arabischen Gebäude, das die in Deutschland inzwischen konstituierte Gesellschaft als Hauptquartier in Sansibar gemietet hatte. Hier fand ich eine große Anzahl Herren, deren jeder beauftragt schien, eine Expedition ins Innere zu führen; Begeisterung mangelte ihnen nicht, noch fehlte es unter ihnen an rührigen Persönlichkeiten. Ganz besondere Tätigkeit entfaltete ein Leutnant von Anderten, der dadurch gewissermaßen die Seele des Hauses wurde. Für alle Bedürfnisse wußte er Rat. Jeder Wunsch wurde ihm vorgetragen und nach Kräften von ihm erfüllt, er hatte die Bürde eines Kasinovorstandes übernommen und wurde wegen seiner wirklich rührenden Fürsorglichkeit für die Nöte eines jeden fast immer nur Mutter Anderten genannt. Sein Wohlwollen äußerte sich u. a. darin, daß, während ich noch im Hotel am Fieber lag, er sofort zu mir kam, um zu fragen, ob er mir in irgend einer Form nützlich sein könne. Die Namen der meisten anderen Herren sind meinem Gedächtnis entfallen, keine gemeinsame Tätigkeit verband uns, und die umfangreichen Vorbereitungen für meine weiteren Arbeiten verhinderten das Zustandekommen näherer Bekanntschaft. Auf mich machte das

Treiben in dem Uſagara-Hauſe einen etwas befremdlichen Eindruck. Was war eigentlich der mit der Herausſendung ſo vieler Herren, als Führer ebenſovieler Expeditionen, verbundene Zweck? Man konnte doch in Berlin nicht glauben, daß Abſchließung von Verträgen mit einer langen Reihe von Häuptlingen, deren wenigſte wirklichen Einfluß beſaßen, dann noch einen Wert haben könne, wenn die Aufteilung bis dahin herrenloſen Landes Gegenſtand internationaler Politik geworden war. Wollte man dennoch auch fernerhin Verträge mit Eingeborenen als Grundlage für zu erhebende Anſprüche gelten laſſen — und ein Grad von Berechtigung ließ ſich dieſem Gedanken nicht abſprechen —, ſo mußten dieſe Verträge nach einem beſtimmten Syſtem abgeſchloſſen werden. Dazu hätte gehört, daß man einen Ring um ein beſtimmtes Gebiet zog, an deſſen Peripherie man Erwerbungen ausführte und dadurch es für andere nutzlos machte, ſich im Innern dieſes Ringes feſtzuſetzen. Bei der großen Koſtſpieligkeit der Expeditionen wäre dieſes das ſparſamſte und doch wirkungsvollſte Verfahren geweſen. Hier in Sanſibar jedoch lagen die Mitglieder einer Reihe von Expeditionen, deren Zweck und Ziel in widerſprechendſter Form verlautete, deren Nutzen im beſten Falle nur ein theoretiſcher ſein konnte. Einige dieſer Expeditionen waren ſchon aufgebrochen, ſie ſollten ſich auf meine Station begeben, dieſe als Baſis benutzen und von dort aus weiter operieren. Die Station ſelbſt war, ſeit ich ſie verlaſſen hatte, einem Gärtner überwieſen worden mit dem Auftrage, ſie weiter auszubauen. Von den in Sanſibar ſich aufhaltenden Expeditionsmitgliedern beſaß keines irgend welche außereuropäiſche Erfahrung; es war daher kein

Wunder, wenn die Organiſation der verſchiedenen Karawanen nur langſame Fortſchritte machte. Der dadurch verurſachte lange Aufenthalt der Expeditionen in dem teueren Orte mußte die Ausgaben der Geſellſchaft ungemein ſteigern, ohne entſprechenden Nutzen einzubringen. Auch konnte es bei der Zuſammenhäufung der verſchiedenartigſten Elemente nicht ausbleiben, daß Verſtimmungen eintraten. Manche der Herren, unzufrieden damit, daß ſie ſich nicht ſo ſchnell in Bewegung ſetzen konnten, als ſie erwartet hatten, ſich vielleicht ein wenig bewußt, daß ſie den in ſprachlicher wie in klimatiſcher Hinſicht eigenartig ſchwierigen Verhältniſſen zu fremd gegenüberſtanden, um ihnen vollſtändig gewachſen zu ſein, verloren die Luſt an der Arbeit, von der ihnen, wie ſie wohl erkannten, viel, an erhofften Abenteuern wenig bevorſtand. Enttäuſchungen anderer Art, die nicht ausblieben, ballten ſich zu grollenden Gewitterwolken an dem heiteren Himmel freudigen Wagemutes. In unverantwortlicher Überſtürzung und Verkennung der Verhältniſſe hatte man in Berlin zugegeben, daß man Anſiedler, die es wagten, ſich ſchon jetzt als Farmer in der neuen Kolonie niederzulaſſen, dort gern ſehen würde. Mehrere Herren hatten ſich entſchloſſen, ihr Glück zu verſuchen in der Annahme, entweder im Lande ſchon geordnete Verhältniſſe vorzufinden, oder in der Erwartung, daß die Geſellſchaft ihnen beiſtehen würde und könnte, um wenigſtens für ihre Perſonen ein gewiſſes Maß einer Unterlage wirtſchaftlichen Charakters zu ſchaffen. Dieſe Herren fand ich in Sanſibar und wurde von ihnen mit Fragen beſtürmt, was ſie tun ſollten oder könnten. Ich befand mich in einer äußerſt

ſchwierigen Lage. Mein Gewiſſen verbot mir, ihnen zuzureden, ſich im Inneren, wo ihnen nichts als Verluſte bevorſtehen konnten, als Farmer niederzulaſſen. Ihnen nachdrücklich abzuraten, verhinderte der Gedanke, daß ich mich damit in ſchroffen Gegenſatz zu unſerer Geſellſchaft geſetzt hätte. Dieſer mußten, wenn ich das tat, natürlich ſchwerwiegende Vorwürfe daraus gemacht werden, daß ſie, ohne die Anſicht ihres einzigen in dieſer Hinſicht mit Erfahrung ausgerüſteten Mitgliedes einzuholen, ſchon jetzt, wo ſie noch im Zuſtande des Werdens ſich befand, den Zuzug von Koloniſten überhaupt geſtattet habe. Ich wußte beſſer als irgend ein anderer, daß an Niederlaſſung in unſerer neuen Kolonie, zu welchem Zwecke auch immer, vorderhand noch an keiner Stelle zu denken war. Mindeſtens mußte noch ein Jahr, wenn nicht mehr, vergehen, ehe ſelbſt nach meinem eigenen Plane die Unterlage geſchaffen ſein konnte, auf Grund deren man auch nur einen einzigen Siedler ermutigen durfte, ſich im Lande niederzulaſſen. Und ſelbſt dann mußte man die Zulaſſung beſchränken auf ausgewählte Leute von nicht gewöhnlicher Charakter- und Tatkraft, fähig und gewillt, jahrelang, ohne ihr Ziel aus dem Auge zu verlieren, eine Art Robinſonleben zu führen, wie ich das früher dargelegt habe.

Zu jener Zeit aber, unter den damaligen Verhältniſſen, oder beſſer geſagt, in dem die ruhige Ausgeſtaltung jedes Programms unendlich erſchwerenden Zuſtande des Wirrwarrs, war es geradezu ein Verbrechen, Anſiedlern zu geſtatten, ihr Kapital, ihre Geſundheit, ja ihre Exiſtenz aufs Spiel zu ſetzen bei dem Verſuch, ſich in irgend einer der uns bekannt gewordenen Gegenden Oſtafrikas niederzu-

laſſen. Meine Situation erwies ſich ſchwieriger, als ich gedacht hatte. Soviel ich mich erinnere, waren zwei Herren in Sanſibar, die ſich anzuſiedeln beabſichtigten. Indem ich ſie über ihre Abſichten und Hoffnungen ausfragte und ſie dann erkennen ließ, wie wenig Möglichkeit vorhanden ſei, letztere auch nur annähernd zu verwirklichen, verſuchte ich, ihnen eine Anſchauung der Verhältniſſe in richtigem Lichte zu erwecken. Leider ſtieß ich alsbald auf heftigen Widerſtand nicht nur von ſeiten der zukünftigen Koloniſten, ſondern an anderen Stellen, ſo daß ich deutlich zu erkennen vermochte: es war Fürſorge getroffen, irgend welchem Einfluß, den ich auf Grund meiner Erfahrung vielleicht hätte gewinnen können, von vornherein vorzubeugen.

Sobald ich mich vergewiſſert hatte, daß man meinen Einfluß fürchtete, daß Stellungnahme meinerſeits Stürme erwecken könne, deren Wehen man in Berlin nachteilig empfinden mußte, hörte ich auf, mich zu beſtreben, Einheitlichkeit in die Pläne zu bringen, ſoweit ſolche vorlagen. Ich kümmerte mich nur um die mir ſelbſt bevorſtehenden Aufgaben. Dadurch wurde ich zum ruhigen Beobachter und konnte wahrnehmen, wie ſchwierig die beſſeren Elemente es fanden, ſich einzureihen in eine ordnungsloſe Marſchkolonne ohne feſtes Ziel. Die Stimmung im Uſagara-Hauſe war keine gehobene, daß ihr Barometer nicht einen bedenklichen Tiefſtand erreichte, war hauptſächlich zu danken den redlichen Bemühungen des Herrn v. Anderten, um das perſönliche Wohl der Bewohner des Hauſes und Herrn v. Carnap, der trotz ſeiner großen Jugend ein ungewöhnlich entwickeltes Talent beſaß, Öl auf die Wogen erregter Gemüter zu gießen.

Einer der Koloniſten beharrte auf ſeinem Vorſatz, ins Innere zu gehen und ſich zu dem Zwecke meiner Expedition anzuſchließen. Ich durfte ihm dieſen Wunſch nicht abſchlagen, und ſo entſtand für mich die unbequeme Notwendigkeit, eine Karawane von einer ungewöhnlich großen Trägerzahl führen zu müſſen. Dem Herrn widerfuhr kurz vor ſeinem Ausmarſche noch ein eigenartiges Unglück. Er ſetzte ſich auf einen zuſammenklappbaren Feldſtuhl, die man auch vielfach als Deckſtühle zu bezeichnen pflegt, und zwar ſo, daß er einen Teil des Untergeſtells mit der Hand umfaßte. Als er ſich niederließ, glitt die den Widerſtand gebende Leiſte aus den Kerben, der Stuhl klappte zuſammen, der Goldfinger der rechten Hand geriet zwiſchen die ſich ſchließenden, ſcharfkantigen Holzteile, die das weiche Fleiſch an der Innenſeite des oberen Fingergliedes wie eine Schere weggeſchnitten. Da der Herr ein guter Klavierſpieler war, traf ihn dieſer Unfall beſonders empfindlich, ich bewunderte ſeinen Mut, trotz dieſer kurz vor ſeinem Aufbruch eintretenden Verletzung ſeine Reiſe dennoch auszuführen. Die Größe der entſtehenden Karawane veranlaßte mich, einen Reiſebegleiter als Helfer zur Bewältigung der Karawanenarbeit zu wählen. Im Uſagarahauſe war ein Leutnant, Herr Schlüter, eingetroffen, mit dem Auftrage, irgend eine Expedition ſelbſtändig zu führen, ſie mußte jedoch unterbleiben, da ſich bald herausſtellte, daß die dafür erforderlichen Mittel nicht vorhanden waren. Dieſer Herr ſchien mir wegen ſeiner Ruhe und Gelaſſenheit der richtige Mann zu ſein, mich in der Führung meiner großen Karawane zu unterſtützen und wir einigten uns

darüber, daß er mich auf meiner bevorſtehenden Reiſe begleiten ſolle.

Die zahlreichen, den Abmarſch anſtrebenden Karawanen verurſachten lebhafte Nachfrage nach Trägern und große Schwierigkeit, die nötigen Leute zu erhalten. Meine jüngſt entlaſſenen Leute hatten mir jedoch ein gutes Renommee geſchaffen, und es mehrten ſich die Anmeldungen von Trägern, deren ich bald über eine ſehr bedeutende Anzahl verfügte. Die ungemein anſtrengenden Anwerbearbeiten mußte ich, weil außer mir noch keiner der Herren die Eingeborenenſprache beherrſchte, allein bewältigen. Meine Beobachtungen über die Art der Weiterführung unſeres ſo ſolide und wirtſchaftlich gedachten Unternehmens, das Empfinden meiner Machtloſigkeit, die Dinge in einigermaßen gangbare Wege zu leiten, Sorge um die Zukunft und Überanſtrengung riefen einen Rückfall hervor. Anſtatt aufs Feſtland mußte ich mich noch einmal ins Hoſpital begeben, um einen erneuten Fieberanfall auszukurieren. Meine Karawane durfte jedoch nicht länger in Sanſibar liegen bleiben. Die Koſten wären dadurch unverantwortlich gewachſen, und die mit Mühe zuſammengebrachten Träger hätten leicht und wahrſcheinlich ſich wieder zerſtreut. Ich bat daher Leutnant Schlüter, mit dem einen Teil der Karawane vorauszueilen und mich, falls ich ihn nicht einhole, auf meiner Station Simatal zu erwarten. Er tat dies nach geſchickter Ausführung der ihm zugefallenen Aufgabe. Die mir auferlegte Zögerung wurde aufgewogen durch anderweitige Vorteile. Im letzten Augenblick ſchloß ſich mir Herr Dr. H. an, der auf eigene Fauſt eine Reiſe in Oſtafrika zu unternehmen

und nach deren Beendigung nach Europa zurückzukehren wünſchte. Dieſer Herr, von Beruf Chemiker, einer der intelligenteſten Menſchen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, wurde die Veranlaſſung, daß ich mich auf ſpäteren Reiſen den Naturwiſſenſchaften mehr zuwandte. Solange er mich begleitete, regte er allerhand Beobachtungen und Erwägungen an, die Zeit unſeres Zuſammenſeins charakteriſierte ſich daher durch den denkbar eifrigſten Meinungsaustauſch. Trotz einiger vielleicht mit der Jugend des Betreffenden zuſammenhängenden Neigung zur Unbeſtändigkeit war er der geborene Mann für koloniale Verhältniſſe, er illuſtrierte deutlich die bedauerliche Tatſache, daß es ungemein ſchwer hält, die geeigneten Leute überhaupt zu gewinnen und ſie dann an die richtigen Stellen zu bringen. Die Tendenz der heutigen Zeit iſt es nun einmal, die Intelligenz, dafern ſie mit einiger Kraft gepaart iſt, zur Seite zu ſchieben zugunſten der Gefügigkeit, auch wenn dieſe nur der Mittelmäßigkeit geſellt iſt. Gott beſſer's! Auch Herr v. Bülow, der ſpäter am Kilimandſcharo fiel, befand ſich in meiner Karawane. Ich kann nicht umhin, einen hübſchen Charakterzug dieſes Mannes zu erzählen, obwohl er in keinem direkten Zuſammenhange mit dem Thema dieſes Buches ſteht. Bülow war noch recht jung und unfertig, als er Afrika aufſuchte, wo er ſich als Farmer niederzulaſſen gedachte. Ihm fehlte alle Überſicht, ſelbſt die über ſein Eigentum, ſo daß ſeine ganze Ausrüſtung, ſtatt nach Afrika, nach Indien gegangen war, und er kaum über Kleidungswechſel verfügte. Er bat, ſich mir anſchließen zu dürfen, um wenigſtens bis in die Gegenden zu gelangen, wo er ſich niederzulaſſen gehofft

hatte. Unterwegs war es zeitweilig unvermeidlich, ihn darauf hinzuweisen, daß afrikanische Verhältnisse gegenüber europäischen wesentliche Verschiedenheiten aufzuweisen haben. Ich kann mir denken, daß wegen der Verschiedenheit unserer diesbezüglichen Ansichten zu jener Zeit Herr v. Bülow manchmal nicht gerade gut auf mich zu sprechen war. Wiewohl er erhaltene Aufträge nach Kräften ausführte, sah ich doch, daß er mir auf meiner bevorstehenden Reise nicht von Nutzen sein konnte und ich nahm ihn nicht weiter mit als bis zu meiner Station, wo sich damals alle ins Land gehenden Karawanen vereinigten. Ein Jahr später traf ich Herrn v. Bülow als Chef einer Station am Kinganiflusse wieder an. Er war noch ein wenig verstimmt, meinte aber, er hätte damals auf der Expedition doch manches gelernt, das ihm nützlich geworden wäre, so daß er jetzt die Station allein ganz gut verwalten könnte. Da es in seinem Hause und um ihn herum ein wenig wüst aussah, lud ich ihn in mein Zelt zu Tisch, wo er verwundert war, ein weißes Tischtuch und mich in sauberer Karawanenkleidung zu finden. Er bemerkte: Wie machen Sie es nur, daß Sie auch auf der Karawane doch immer „anständig" aussehen, wenn man unter Niggers leben muß, wird alles um einen her doch immer gleich zum Schweinestall. Jahre danach, als Herr v. Bülow sich schon durch schneidiges Verhalten in der Schutztruppe, in die er übernommen worden war, ausgezeichnet hatte, erschien er in deren schmucker Uniform bei mir in meiner Wohnung in Berlin. Er schüttelte mir in seiner immer etwas verlegenen Weise die Hand und sagte: „Ich komme um Ihnen

dafür zu danken, daß Sie mich damals in der Karawane so tüchtig rangenommen haben. Ich habe längst eingesehen, daß Sie in jedem Worte recht hatten, und Ihre Lehren damals haben mir die Augen darüber geöffnet, worauf es in Afrika eigentlich ankommt. Sie sehen aber, daß ich davon profitiert habe, und daß doch noch etwas Tüchtiges aus mir geworden ist." Gerührt von dieser vornehmen Denkungsweise schüttelte ich ihm die Hand, freute mich an seiner hünenhaften Gestalt und dem besonnenen Wesen, das sich bei ihm eingestellt hatte, ich gratulierte ihm zu seinen Leistungen und schied von ihm in der Zuversicht, daß er sich im Leben zurechtfinden werde. Ich sah ihn nicht wieder, denn kurz darauf fiel er als Held am Kilimandscharo.

Meine Karawane erreichte Simatal. Der dort hingesandte Gärtner hatte sie nach besten Kräften ausgebaut, mehr Land urbar gemacht, Gemüse darauf gezogen, sowie verschiedene Nebengebäude errichtet. Das Haus wurde jetzt bewohnt. Da man aber den geschlagenen Estrich, den ich hinterließ, durch einen Fußboden von Bambus bedeckt hatte, machte ein entsetzlicher, flohzeugender Staub den Aufenthalt höchst unbehaglich. Die Neuarbeiten verrieten ebensosehr den tätigen Mann, wie den Mangel alles Einblicks in die wesentlichen und darum erforderlichen oder überflüssigen Dinge. Eine der anderen Expeditionen, mit den Bewohnern von Simatal in geringer Übereinstimmung, hatte es unternommen, unweit des Dorfes, in dem ich die erste Zeit meines Aufenthaltes in Usagara zubrachte, eine zweite Station anzulegen. Ein Haus nach dem Muster des meinen stand schon da.

Ich sah diese Vorgänge mit Bestürzung. Die Ergebnisse meiner Überlegungen auf Grund meiner Beobachtungen an Ort und Stelle, geläutert durch die Kenntnis kolonialer Entwicklung, die ich aus Südafrika mitgebracht hatte, alles wurde über den Haufen geworfen durch ein stürmisches Vorwärtsdrängen nach gestaltlosen Zielen. Die verschiedenen Herren, von dem besten Willen und wirklichem Drange zur Tat erfüllt, konnten sich unmöglich aus eigenem Wissen ihre Aufgaben stellen. Es war natürlich, daß jeder selbst die erfolgreichste Expedition zu machen wünschte. Worin der Erfolg bestehen könne, müsse, an der Hand welches Maßstabes konnten sie sich darüber Rechenschaft ablegen? Auch ein gemeinschaftliches Zusammenwirken zwischen ihnen war unter diesen Umständen ausgeschlossen, dazu hätte gehört, sie sämtlich auf Anstrebung eines allen ersichtlichen Zieles zu verpflichten, oder daß einem von ihnen die Direktive über die vorzunehmenden Bewegungen übertragen worden wäre.

Man hätte damals mit weniger Übereilung weniger danach streben sollen, die überraschende Wirkung unserer ersten Erwerbungen im Wege der Vertragsabschließungen durch nochmalige Anwendung derselben Mittel womöglich noch zu übertreffen, neue Schlachten auf alten Schlachtfeldern zu schlagen. Hätte man weniger versucht, das deutsche Publikum durch Berichte über zu erwartende ungeheure politische Erfolge in Atem zu halten, ihm statt dessen die Gewähr für Schaffung wirtschaftlicher Unterlagen gegeben, die Entwicklung Ostafrikas hätte vermutlich wesentlich andere Wege, jedenfalls ein schnelleres Tempo eingeschlagen. Die ertraglose Verausgabung großer

Gelder nur für politische Zwecke mußte das Zutrauen der Geldgeber in Deutschland zu unserer wirtschaftlichen Einsicht erschüttern, immer ein Hinderungsgrund werden für die Ausgestaltung unseres Unternehmens zu einer Charterkompagnie, d. h. einem kaufmännischen Betriebe als Träger von Hoheitsrechten, wie wir sie uns doch ursprünglich gedacht hatten. Viele Sachverständige jener Zeit glaubten für die Weiterführung unserer Kolonialpolitik jene Form als die geeignetste ansehen zu sollen. Sie gaben ihr jedenfalls weitaus den Vorzug vor dem Verwaltungsbetriebe durch die Regierung, einmal, weil sich nachrechnen ließ, daß es das billigere System von beiden war, weil es ferner als das entschieden elastischere angesehen werden durfte. Blickt man heute auf den bisherigen Entwicklungsgang Ostafrikas zurück, so wird man leicht der Anschauung beipflichten können, daß eine richtig geleitete Charterkompagnie im Verein mit unserer Regierung für die Erhaltung des Umfanges ihres Landgebietes hätte sorgen können. Sie hätte vielleicht nur einen geringen Teil davon in politische Verwaltung genommen, dafür einen weit größeren wirtschaftlich intensiv bewirtschaftet. Ich habe für diesen Gedanken früher die Formel angewandt, man hätte nicht das für unsere Kolonien erforderliche Betriebskapital und den Machtaufwand bemessen sollen nach dem Umfange des in unseren Besitz gelangten Landes, sondern mußte das wirtschaftlich zu erschließende resp. in Verwaltung zu nehmende Land abgrenzen nach Maßgabe der vorhandenen Mittel und Kräfte.

Meine Station konnte, wie früher hervorgehoben, nur ein Notbehelf sein. Der erste wirklich feste Punkt mußte

in möglichſter Nähe der Küſte errichtet werden. Daß deshalb die Anlegung einer zweiten Station neben der meinigen, an einem Ort, den ich aus Geſundheitsrückſichten verlaſſen hatte, nur unnötige Ausgaben verurſachte ohne Nutzen zu bringen, das waren Geſichtspunkte, für die man von den eingetroffenen Herren, Neulingen auf den von ihnen betretenen Pfaden, hinreichenden Weitblick nicht erwarten durfte. Aber keiner der Herren war in der Lage, mir irgend welche Mitteilungen zu machen über die Ziele, die man etwa in Berlin verfolgte. Sie hatten dort nichts gehört außer den etwas unbeſtimmten Aufgaben, die jeder der Expeditionen obliegen ſollten. Fehlte es in Berlin an einem durchdachten wirtſchaftlichen Programm, ſo mangelten draußen Perſönlichkeiten mit der Befähigung, Ordnung in den Verlauf der Handlungen zu bringen. Hätte ſich damals jemand der Führung bemächtigt, ſo wäre bei willigem Zuſammenwirken doch vielleicht ein politiſches Reſultat zu erringen geweſen durch energiſche Ausführung der früher erwähnten Ringexpedition, mittelſt deren man große Gebiete eingekreiſt und fremde Bewerber davon ferngehalten hätte.

Betrachtungen über dieſe und ähnliche Geſichtspunkte füllten neben anderen Arbeiten die Zeit unſeres Aufenthaltes auf meiner alten Station aus. Das Zuſammentreffen von Trägern mehrerer Karawanen brachte zwar viel Leben an den ſonſt ſo einſamen Ort, allein die dünne Bevölkerung der Gegend vermochte nicht die zugezogenen Menſchenmengen zu ernähren. Mangel von Lebensmitteln und deren nicht unweſentliche Verteuerung war die unausbleibliche Folge.

Unſere Leute mußten bald entfernte Dörfer aufſuchen, um Nahrung zu finden und die Beſchaffung von hinreichendem Proviant für eine große Anzahl Menſchen, die eine längere Reiſe antreten wollten, geſtaltete ſich ungemein ſchwierig. Ich veranſchlagte, daß ich mindeſtens für drei Tage Nahrungsmittel brauchte. Brach ich mit weniger auf, ſo ſtand zu befürchten, daß die Leute, ſolange die Station noch erreichbar war, des Nachts davonliefen, angeblich, um ſich Lebensmittel zu holen, dabei aber die Wiederkehr vergaßen. Die Träger erkannten die Lage ganz genau, und es gefiel ihnen natürlich beſſer, ſich faſt beſchäftigungslos auf der Station, oder in deren Nachbarſchaft herumzutreiben, als tagelang Laſten zu ſchleppen. Sie waren deswegen niemals imſtande, hinreichende Rationen aufzutreiben; wiederholt mußte die Abreiſe verſchoben werden. Mit Leutnant Schlüter kam ich überein, Nahrungsmittel an einem Orte aufkaufen und lagern zu laſſen, den wir ſpäter paſſieren mußten. Makutubu und Juma, ausgerüſtet mit den nötigen Waren zum Einkauf, wurden mit der Aufgabe betraut. Als ſie gut verrichteter Sache zurückkehrten, mußten am folgenden Morgen ſämtliche Träger antreten und ſich zu ihrem Erſtaunen ſofort in Marſch ſetzen. Kein Wehklagen wegen unvollſtändiger Verproviantierung oder zurückbleibender ſoeben erſt erhandelter Weiber fand Berückſichtigung, es begann der Marſch nach dem Hochland. Im letzten Augenblicke ſchloß ſich uns Dr. H. noch an. Schon in Muſuka, dem Ort, wo ich die Nahrungsmittel vorfand und deswegen einen Tag verweilte, änderte er jedoch ſeinen Plan und wandte ſeine Schritte wieder rückwärts, ſehr zu meinem Bedauern, da ich in ihm einen

höchſt belehrenden Reiſekameraden verlor. Schlüter und ich waren nun allein und aufeinander angewieſen. Ich beabſichtige nicht, einen Bericht über den Verlauf unſerer Reiſe zu geben, darf aber doch nicht unterlaſſen zu erwähnen, daß ich inmitten des Berglandes, das wir nun paſſierten, der Rubehoberge, eine Gegend fand, die ſich nach meiner Beurteilung unbedingt zur Viehzucht eignet. War auch das Gebiet kein ausgedehntes, ſo ſchien es doch immer die Möglichkeit zu bieten, Siedlungsverſuche zu machen, wenn ſich anderen Ortes kein geeignetes Land finden ſollte. Die Höhenlage iſt beträchtlich, die Bergabhänge entſenden reichliche Waſſervorräte in Geſtalt zahlreicher Rinnſale, die Temperatur war für die Jahreszeit, Oktober, angenehm kühl. Bald erreichten wir wieder Tiefland, das in der Gegend um den Wohnſitz des Häuptlings Marore dicht bewohnt und gut kultiviert, ſich anſcheinend vortrefflich zur Bebauung, alſo auch für Plantagen eignet. Sobald der Ruaha überſchritten war, änderte ſich die Gegend, die, hier des Waſſers entbehrend, als trockenes Buſchland ſich ausdehnt, in dem wir wegen Waſſermangels recht beſchwerliche Tage erlebten. Am Fuße einer als mächtiges Gebirge ſich präſentierenden Stufe, deren Anſtieg auf das Hochland von Uhehe führt, wurde einige Zeit Raſt gemacht, um der Karawane nach der letzten großen Anſtrengung Ruhe zur Kräfteſammlung zu gewähren. Ein mühſamer Aufſtieg in regenverwaſchenen Rinnen im hellfarbigen, hier das Gebirge bildenden Sandſtein, führte uns empor. Die mächtigen Bergſpitzen um uns her rückten auseinander, anſtatt aber, wie man hätte erwarten können, eine labyrinthiſche Bergwelt zu

eröffnen, traten sie hinter uns zurück dem Auge eine weite Ebene zu unseren Füßen freigebend.

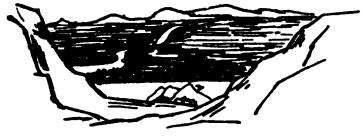
Ich erkannte auf den ersten Blick, daß ich hier gefunden, was ich gehofft und gesucht hatte. Vor uns dehnte sich das Land in unermeßlicher Weite aus, stellenweise ist es von Busch bestanden, der auf Monsoon fangenden Bergrücken zu wirklichem dunklem Walde wird, aus dem steil und kahl unnahbare Bergkegel emporragen, gewaltige Wegweiser für Weiß und Schwarz von feuchtheißem, buschbedecktem Tieflande, zu kräftiger Luft, heiterer Fernsicht, wogendem Grase, zur freien Steppe. Wie bekannt mir das alles vorkam. Fast wähnte ich die Drakensberge in Südafrika von Natal aus erklommen zu haben. Dasselbe Gestein, derselbe feuchte, undurchdringliche Wald, dieselben zackigen Berge. Auch der Graswuchs war dem dortigen ähnlich, und wenn auch noch roher und härter als in den besser abgeweideten Gegenden Südafrikas, so doch im Vergleich zu dem des Tieflandes, das wir eben verlassen, kurz und weich. Hier mußte Viehzucht möglich sein, und hätten mich äußere Anhaltspunkte noch einen Augenblick im Zweifel gelassen, er wäre sofort gefallen, als wir in einiger Entfernung Rinderherden von stattlicher Stückzahl umherweiden sahen als lebender Beweis, daß Viehzucht zu den Gepflogenheiten der Landesbewohner gehöre. Diese waren bei näherer Bekanntschaft wenig einladend. Sie bettelten unerträglich, ohne jemals irgend eine Leistung zu vollbringen, derentwegen man ihnen ihr unleidliches Betragen hätte vergeben können. Die Lebensmittel flossen spärlich, man versuchte, überall uns festzuhalten, oder Schwierigkeiten in den Weg zu legen, um unser Vor-

dringen wenn nicht zu vereiteln, ſo doch zu verlangſamen. Die Wirkung auf meine Leute blieb nicht aus, in der Karawane erſtanden entſetzliche Gerüchte über bevorſtehenden Überfall durch die Wahehe, Gefangennahme, Tortur, Hinrichtung uſw. uſw. Als dann eines Tages, nachdem wir trotz aller Hinhaltungsverſuche dennoch ein gutes Stück vorgedrungen waren, einige Große eintrafen, um uns nach Ziel und Zweck unſerer Reiſe zu befragen, da entfeſſelte deren Erſcheinen eine panikartige Furcht unter meinen Leuten, ſo daß ihrer eine erkleckliche Anzahl während der Nacht ausriß und das Weite ſuchte, um nicht dem grauſamen König von Uhehe in die Hände zu fallen. Hätte meine Krawane einen größeren Prozentſatz Wanyamwezi ſtatt Sanſibariten enthalten, ſo wäre dies Ereignis kaum eingetreten, wir hätten Mittel gefunden uns durchzuſchlängeln, wie es Giraud vor uns getan hatte. Der Verluſt vieler Träger ſchwächte meine Kräfte ſo weſentlich, daß es unmöglich wurde, in der eingeſchlagenen Richtung weiter vorzudringen. Der Eindruck, den ihr Erſcheinen hervorgerufen hatte, hob natürlich den Stolz der Wahehekrieger um ein bedeutendes, ſie verlangten nun nicht nur Auskunft über allerhand Dinge, die ſie nichts angingen, ſondern auch die Entrichtung des damals noch üblichen Hongo's oder Wegezolles. Dieſen zu gewähren, konnte ich mich nicht entſchließen, allein es ſtellte ſich heraus, daß wir unſere Laſten mit der durch Deſertion erheblich verminderten Anzahl Träger nicht fortſchaffen konnten, wir mußten fünf Bündel an Ort und Stelle liegen laſſen oder ſie vernichten, wenn wir ſie nicht dem Könige überließen. In der Hoffnung eine günſtige Wirkung durch ein Ge-

ſchenk zu erzielen, übergab ich den Abgeſandten die Bündel Zeuge, nur einen Vorrat Pulver, den ich nicht in die Hände dieſes Volkes fallen laſſen wollte, verſtreute ich im Graſe. Das gab Anlaß zu der Bemerkung: ich verſtreue wohl Dawa, Medizin, um das Vieh zu vergiften. Die Krieger konnten ſich nicht denken, daß man mit Schießpulver ſo verſchwenderiſch umgehe. Ich freue mich noch heute meiner damals geübten Vorſicht, denn mein Pulver hätte andernfalls kurze Zeit ſpäter gegen unſere eigenen Volksgenoſſen Verwendung gefunden. Als ich ſah, daß mit ſo furchtſamen Leuten wie den meinigen über das Hochplateau das Gebirgsland am See nicht erreicht werden konnte, beſchloß ich, einen anderen Weg aufzuſuchen. Der Gedanke an die Waſſerſtraße erwachte in ſeiner alten Kraft, und ich ſchlug ohne zu zögern die Route ein, die mich zu dem Oberlauf des Rufidji, Ulanga genannt, führen mußte. Dieſen Strom gedachte ich wenn möglich zu benutzen, um von dem Punkte wo die vorausgeſetzte Brauchbarkeit endete, wieder ins Gebirge zu klimmen und unter Umgehung der feindſeligen Wahehe in dem, eines gaſtlicheren Rufes ſich erfreuenden Ubena, die Reiſe fortzuſetzen. Wie geplant wurde die Reiſe ausgeführt. Wieder im Tieflande angelangt, fand ich bei all den Stämmen, die ich nun beſuchte, ſichtliches Entgegenkommen, weil man in uns Feinde der Wahehe und darum natürliche Verbündete gegen dieſe zu erblicken glaubte. Wir erfuhren, daß unſere entlaufenen Leute ſich nach der Küſte gewandt hatten. Dort ſetzten ſie, um ihr unmotiviertes Erſcheinen zu rechtfertigen, das Gerücht in Umlauf, daß unſere Karawane überfallen, zerſprengt worden wäre, und fügten,

um ihren Bericht recht glaubhaft zu machen, hinzu, Schlüter und ich seien nach Erlegung ganzer Heerscharen der Feinde, endlich von der Übermacht überwältigt und gefallen. Einige Zeitlang verließ man sich auf diese Angaben, und ich hatte später das Vergnügen, die Nachricht meines Todes in den Zeitungen lesen zu können. Daß man mich auch in eingeweihten Kreisen für wenigstens verschollen hielt, geht aus einem Vermerk auf einem Briefe hervor, den ich schrieb, kurz nachdem ich Uhehe verlassen, dessen Tenor aber den Beweis erbringt, daß weder meine Zuversicht noch meine Stimmung durch das Ereignis gelitten hatte. Da dieser Brief stets die Heiterkeit seiner Leser aus meinem Bekanntenkreise erregt hat, wage ich ihn hier meinen Lesern vorzulegen.

Pa Kidatu am Ruaha.
29./X. 85.

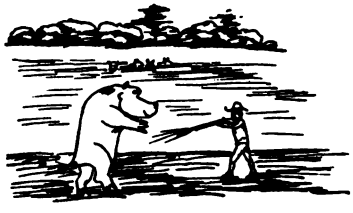


Mein lieber Herr Doktor.

J'ai l'honneur de vous saluer!

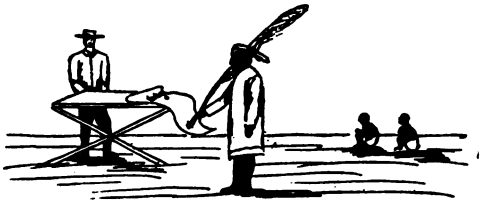
Es macht mir besonderes Vergnügen, Ihnen einige kurze Nachrichten über unsere Reise nach Uhehe übersenden zu können. Wir überschritten mehrere Flüsse, erstiegen viele hohe Berge meist ohne Mühsale. In dem gelobten Lande

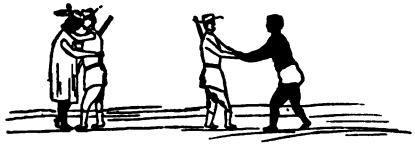
wurde uns ein unseren Absichten ganz unwürdiger Empfang zuteil, und wir verließen es, weil wir uns verletzt fühlten, nachdem vorher Se. schwarze Majestät geruht hatte, eine kleine Tributforderung allergnädigst entgegenzunehmen. Uehe ist ein Land von außerordentlich großem Wildreichtum, und auch uns bot sich Gelegenheit auf ein „Pharu" zu jagen. Doch glaubt man oft zu schieben und wird geschoben, ebenso wie wir zu jagen glaubten, aber eigentlich gejagt wurden. Dennoch setzten wir unsere Jagdversuche fort. Eine Nilstute warf verlangende Blicke nach mir, sie wurde mein eigen. Leutnant Schlüter hatte das Unglück, von einem schlecht schießenden Gewehr eine Ladung Pulver in das Auge zu bekommen, so daß er zurzeit nebenstehender Figur nicht ganz unähnlich sieht, während Sie aus meinem nebenstehenden Bildnis hoffentlich immer noch meine Salonfähigkeit erkennen werden.

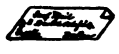


Unsere Gesundheit ist Gott sei Dank

gut. Wir leiden beide ein wenig an geſchwollenen Lebern. Wir ſind jedenfalls gutes Mutes, da wir von dem Sultan Kidatu ſehr freundlich aufgenommen und bewirtet wurden. Einen ihm vorgelegten Vertrag unterzeichnete er bereitwilligſt. Wir ſchieden als Freunde. Von hier beabſichtigen wir nach Mahenge zu gehen, von dort wieder in die Berge, von denen wir im Geiſte den Dampfer ſehen, der uns wieder in die Heimat führt. Leben Sie wohl, lieber Herr Doktor. Eine Zeile von Ihnen wird mich immer ſehr erfreuen und findet mich, wenn an das Bureau der Geſellſchaft adreſſiert. Inzwiſchen wünſcht Ihnen alles Gute und grüßt Sie herzlichſt aus der Ferne







Ihr ganz ergebener
Graf Pfeil.

Vorſtehender Brief, an Herrn Dr. W. H. in Jena gerichtet, iſt, da demſelben ein Schreiben an die D. O. A. G. nicht beilag, im Intereſſe des ſeit mehreren Monaten für verſchollen gehaltenen Abſenders heute, am Empfangstage, von mir eröffnet worden. Sanſibar, 14. 2. 86. L.

Ehe wir den Ulanga erreichten, gelang es mit Nalioto, dem Häuptling der Mahenge, einem Stamme der gefürchteten Mafiti, geſchworenen Feinden der Wahehe, einen wichtigen Vertrag abzuſchließen. Nalioto ſchien ſich mit der ſtillen Hoffnung zu tragen, den Wahehe früher oder ſpäter mit Waffengewalt erfolgreich entgegenzutreten. Mit ſchlauer Politik glaubte er mich benutzen und in mir die Überlegenheit der Weißen ſeinen Zwecken dienſtbar machen zu können. Ob er annahm, ich ſei zu bewegen, unverzüglich mit ihm gemeinſame Sache zu machen und ihn mit meinen Gewehren und Vorräten von Pulver uſw. zu unterſtützen, will ich dahingeſtellt ſein laſſen. Jedenfalls dachte er ſeinem Zweck am beſten zu dienen, wenn er mir eine ſtarke Schar ſeiner eigenen Krieger zur Verfügung ſtelle. Nach kurzen, in ihrer Knappheit wahrhaft überraſchenden Verhandlungen, in deren Verlauf er ſich als gewiegter Diplomat und vorzüglicher Redner zeigte, ließ er ein Regiment ſeiner Krieger antreten und allerhand vorzügliche Exerzierübungen ausführen, wahrſcheinlich in der Abſicht, zu zeigen, über welche bedeutende Macht und vorzügliche Kriegsſcharen er verfüge. Die durchaus feſſelnde Vorführung endete mit einer originellen Zeremonie, während deren mir ein elfenbeinerner Ring über den Arm geſtreift und ich zugleich zum Häuptling eben dieſer Krieger ernannt wurde. So unbedeutend dieſer Vorgang an ſich erſcheinen mag, ſo ſchwerwiegende Betrachtungen weckte er doch in meinem ſorgenden Innern. Ich verkannte nicht, daß ſelbſt wenn wir eine Charterkompagnie würden und blieben, doch der Augenblick kommen werde, in dem wir einer Exekutivmacht in irgend einer Geſtalt bedürfen würden. Keiner

Kolonie war dieſe Notwendigkeit erſpart geblieben. Überall aber, wo in den Kolonien eine regelrechte Militärmacht errichtet worden war, hatte deren Unterhalt und Verwendung im Bedarfsfalle Summen verſchlungen von ſolcher Höhe, daß die Aufbringung ähnlicher Mittel in Deutſchland kaum erwartet werden durfte. Ich wußte, welchen Aufwand die Unterhaltung der berittenen Policeforce in Natal verurſachte, daß die großen Koſten einer der Gründe geweſen war für die Auflöſung der ehemaligen Hottentottentruppe im Kaplande. Ebenſo war mir aber bekannt, mit welchem Heldenmut farbige Völker gefochten hatten, nicht nur für ihre eigenen Intereſſen, wie die Zulus im letzten Kriege oder in früheren Zeiten unter ihren großen Königen, ſondern auch dann, wenn ſie im Dienſte der Europäer Verwendung fanden wie in den Anfängen der Kolonialgeſchichte Südafrikas. Hier bei den Mahenge ſchien mir ein Fingerzeig gegeben, wie wir uns eine bewaffnete Macht ſchaffen konnten, deren ſtändiger Unterhalt uns nicht zur Laſt fiel, deren Verwendung in unſerem Belieben ſtand. Alle dieſe Erwägungen veranlaßten mich, für die Pläne Naliotos möglichſtes Intereſſe und weitgehendſtes Entgegenkommen wenigſtens anſcheinend zu zeigen. Wurden wir den kleinen Zwecken des Nalioto dienlich, ſo nützten dieſe wieder in höherem Maße uns, und es war nur eine Frage der Geſchicklichkeit, die Geiſter die man gerufen hatte, auch wieder los zu werden. Keinesfalls war es das erſtemal in der Kolonialgeſchichte der Völker, daß eingeborene Stämme gegeneinander ausgeſpielt und einer gegen den anderen benutzt worden wäre. Ich geſtehe, daß ich an den Einfluß, den ich damals unter

den Mahenge unfraglich gewann, nicht geringe Hoffnungen bezüglich der Zukunft unſerer Kolonie knüpfte. Es iſt immer unrichtig zu klagen, wenn es zu ſpät iſt, ich wage aber die Vermutung auszuſprechen, daß die Expedition Zelewski einen weſentlich anderen Verlauf genommen hätte, wäre ſie von einer Schar kriegsgeübter, mit der Kampfesweiſe der Wahehe bekannter Mahenge begleitet geweſen. Die Tatſache, daß ſpäter die Mahenge von uns bekriegt worden ſind, ändert an meinen Schlußfolgerungen durchaus nichts, ſondern zeigt höchſtens, wie wenig wir es verſtanden, gegebene und geſchaffene Verhältniſſe in unſerem Intereſſe zu verwerten. Das Herz voll Hoffnungen und erfreut über den Erfolg, den das Geſchick mir in den Schoß geworfen hatte, wandte ich mich nun der Aufgabe der Unterſuchung des Fluſſes auf ſeine Verwendbarkeit als Waſſerweg zu. Wir erreichten den Fluß bei Nga Homa, befuhren ihn in zwei Kanoes und gelangten nach langer Fahrt in ausgedehnte Sümpfe, die das Weiterkommen praktiſch unmöglich machten. Wir verließen den Fluß, um mit einigen der anwohnenden Ubenahäuptlingen Beziehungen anzuknüpfen und Verträge abzuſchließen. Bei allen war die Kunde von unſerem Erlebnis unter den Wahehe ſchon eingetroffen, wir fanden daher bereitwilliges Entgegenkommen. Man erblickte in uns Feinde der Wahehe, die natürlich allen denen als mögliche Bundesgenoſſen willkommen ſein mußten, die ſich von erſteren bedrückt fühlten. Deren waren Legion und ſo fanden wir überall offene Herzen und Hände. Die Unterſuchung des Fluſſes ergab, daß er von der Stelle wo wir uns eingeſchifft, ſtromaufwärts auf eine lange Strecke für Fahr-

Erſte deutſche Niederlaſſung in Oſtafrika, Januar 1885

zeuge geringen Tiefganges fahrbar sein muß, noch war es ungewiß, ob stromabwärts bis zu den bekannten Suguli-Fällen nicht Hindernisse sich der Schiffahrt entgegenstellen würden. Ich fand auf dieser Strecke später noch eine Barre quer über den Fluß, deren Beseitigung erst einer kommenden Zeit erforderlich erscheinen wird. Zu Nga'Homa zurückgekehrt, zog ich in ernste Erwägung, ob ich nicht vielleicht doch noch selbst die schon mehrfach angedeutete Ringexpedition ausführen solle. Leider sprach alles dagegen. Die Musterung meiner Warenvorräte machte es mir nachdrücklich klar, daß ich über nicht annähernd hinreichende Mittel für ein Unternehmen von längerer Dauer verfügte. Ich überlegte die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit am Südende des Tanganyika Araber zu treffen, in deren Niederlassungen ich meine Warenvorräte hätte ergänzen können. Für mein Temperament schien die Aussicht auf eine höchst interessante Reise entlang dem Tanganyika bis zum Viktoria und von da zur Küste ungemein verlockend, ganz abgesehen von den Erfolgen, die mir dabei vielleicht winkten. Allein zwei Gründe hielten mich von der Ausführung dieses großzügigen Planes schließlich doch ab. Meine Leute hatten mir Beweise ihrer Unzuverlässigkeit gegeben. Ich glaubte nicht, mit einer der Mehrzahl nach aus Sansibariten zusammengesetzten Karawane einen Zug wagen zu dürfen, der sicherlich an Leiter wie Träger ungewöhnliche Anforderungen stellen würde. Zwar wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen gewesen, an den Ufern des Tanganyika Wanyamweziträger anzuwerben, allein hier spielte der zweite Grund, dessentwegen ich die Reise unterließ, schon mit hinein. Ich hatte, als ich die Reise entwarf,

ihre Ausdehnung nur bis in das Bergland am Nyassa geplant und vorgeschlagen, mich auch nicht mit mehr als den hierzu nötigen Waren auszurüsten. Alle meine bisher gemachten Beobachtungen weckten in mir das intuitive Empfinden, ich würde, wenn ich das von mir selbst gestellte Programm überschritt, in irgend einer Form verantwortlich gemacht werden, namentlich wenn meine Handlung andere als dafür vorveranschlagte Unkosten verursachte. Im Hinblick auf die Hoffnungen, die ich bezüglich meiner eigenen Zukunft an die koloniale Bewegung knüpfte, durfte ich keine Handhabe geben, die, gleichgültig ob dazu die innere Berechtigung vorlag oder nicht, gegen mich benutzt werden konnte. Nachdem ich diese Sachlage mir klar gemacht und mit Schlüter besprochen, entschlossen wir uns zur Rückkehr an die Küste. Wir hatten wenn auch nicht den ersehnten Ring, so doch das Segment eines solchen gezogen, innerhalb dessen es jetzt schwer halten würde, uns verdrängen zu wollen, auch wenn unsere Ansprüche auf die dort liegenden Gebiete nicht durch Verträge gestützt wurden. Jedenfalls ist diese Auffassung bei der endgültigen Abgrenzung unserer ostafrikanischen Kolonie maßgebend geworden, denn die ausgedehnten Steppenländer zwischen Ruaha und Tanganyika sind uns zugefallen; es war für andere nicht mehr gut möglich, sie in Besitz zu nehmen, als sie den Zugang zu ihnen von der Küste aus zugebaut sahen. Auf diese Weise war uns wenigstens die Gegend der hohen Bergländer am Nordende des Nyassa und damit ein Auswanderungsgebiet in nicht allzu ferner Zukunft gesichert. Mit diesem Resultat mußte ich mich begnügen, das Weitere dem Schick-

ſal überlaſſen. Wir zogen ſtromabwärts, um den unteren Teil des Flußlaufes noch kennen zu lernen, und ſtrebten dann nach Kilwa, um dieſen Hafen in Augenſchein zu nehmen. Damals war mir unbekannt, daß es zwei Orte dieſes Namens gibt, und daß die Schiffe der Britiſch India-Linie den nördlicheren anliefen. Die Führer brachten uns deshalb anſtatt nach Kilwa Kiſiwani, dem Ort, deſſen handelspolitiſche Bedeutung ſich vielleicht dereinſt zu neuem Leben erwecken läßt, nach Kilwa Kivindje, wo der nächſte Dampfer täglich erwartet wurde. Wir beſchloſſen mit dieſem nach Sanſibar zurückzufahren. Hier war man erſtaunt, die Totgeglaubten wiederkehren zu ſehen, allein die obwaltende Stimmung bewies, wie richtig meine Beurteilung der Lage geweſen war. Für mich war kein Feld der Betätigung zu finden in dem Unternehmen, das ich ſelbſt mit ins Leben gerufen, deſſen Grenzpfähle ich ſoeben erheblich weitergetragen hatte. Mir blieb nur übrig, nach Europa zurückzukehren, vielleicht gelang es dort, für meine weitere Mitarbeit die Grundlagen zu ſchaffen. Da kurz nach unſerer Ankunft ein Privatdampfer des Sultans nach Indien ging, benutzte ich die Gelegenheit zu baldiger Abreiſe, um auch dieſes Land wenigſtens flüchtig kennen zu lernen. Leutnant Schlüter ſchloß ſich auch hier an. Berlin erreichte ich eines Abends im Mai. Ich hatte alſo ohne Unterbrechung anderthalb Jahre in Oſtafrika zugebracht, und meine Leſer wiſſen nun, inwieweit es ein Vergnügungsaufenthalt geweſen war. Ich brachte mehrere Verträge mit, die, wenn ich auch durchaus nicht verkenne, daß ihre Bedeutung nur eine theoretiſche war, doch genau denſelben Wert beſaßen wie

jene, die wir zuerſt abſchloſſen, mit denen Peters ein Jahr vorher in Berlin anlangte. Ich hatte des Tages Laſt und Hitze erduldet, ohne in irgend einer Form durch äußeren Beifall, Genüſſe der Ziviliſation, Ausſicht auf eigenen Vorteil oder Ehren getragen oder ermutigt zu werden. Meine Überzeugung, daß unſere Sache gut ſei, darauf beruhende Begeiſterung für ſie und der Entſchluß zum Werk, alſo ein mutiges Herz und ſtarker Wille, waren die Quellen meiner Kraft geweſen. Nach Maßgabe der letzteren hatte ich geſtrebt, mein Beſtes zu tun unſer Unternehmen zu fördern, hatte jedenfalls nach einem überlegten Programm gehandelt und Erfahrungen darüber geſammelt, in welcher Weiſe draußen weiter vorgegangen werden konnte und mußte. Von den Herren, die jetzt in Berlin am Ruder waren, überragten mich ſicherlich alle an Geſchäftskenntnis, in der Fähigkeit, ſich gegenüber europäiſchen Einflüſſen durchzuſetzen. Wer aber konnte ſich mit mir meſſen in bezug auf Kenntnis unſeres neu erworbenen Landes, Einblick in deſſen latente wirtſchaftliche Quellen. Ich hatte ſomit Anſpruch auf zwei Dinge. Auf eine wenigſtens die konventionellen Formen wahrende Rückſichtnahme auf meine bisherige Mitarbeit, zweitens auf Gehör bei der Beratung über die Weiterentwicklung unſeres Unternehmens in Afrika ſelbſt. Ich durfte mir dabei nicht verhehlen, daß meine Stimme in allen Dingen, die ſich auf den Ausbau in Europa bezogen, wahrſcheinlich gegenüber anderen Anſichten, die hier mitzuſprechen hatten, kaum ein Gewicht in die Wagſchale werfen konnte. In allen lediglich afrikaniſchen Fragen wog dagegen mein Urteil ſchwerer als irgend ein anderes, das des Herrn Peters einbegriffen. Als ich am Abend

jenes Maitages auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin, die Laſt meiner jüngſten Vergangenheit tragend, dem Zuge entſtieg, fand ich einen Herrn dort, der mir von Dr. Peters die Aufforderung brachte, mich in einer von ihm bezeichneten Kneipe einzufinden, um ihm Bericht zu erſtatten. Ich begab mich in mein Hotel, und es vergingen mehrere Tage, ehe ich Herrn Peters zufällig irgendwo traf. Damit endete für die nächſte Zeit unſere gemeinſame Tätigkeit. Wenn ſchon meine auf Koſten von Körper und Gemüt erworbenen Erfahrungen für die Weiterentwicklung unſeres Unternehmens ſo wenig Wert zu haben ſchienen, daß keinerlei darauf ſich gründende Mitarbeit mich zu der Geſchäftsſtelle der Geſellſchaft führte, ſo konnte ich doch nicht unterlaſſen, mich in meinem eigenen Intereſſe einige Male dahin zu begeben. Ich hatte bis jetzt meine Arbeit aus Enthuſiasmus für die große Sache geleiſtet, dadurch auch in Afrika keine eigenen Ausgaben gehabt; in Deutſchland aber traten nicht nur die Anforderungen des Kulturlebens, ſondern die durch meinen Geſundheitszuſtand bedingten, an mich heran. Ich glaubte ein Anrecht auf irgend einen Gehaltsbezug zu haben, um ſo mehr, da von ſeiten des Dr. Peters bislang bei ihm zweckmäßig erſcheinender Gelegenheit ſtets ein Angehörigkeits- und damit Unterordnungsverhältnis meinerſeits zu der neuen Organiſation betont worden war. Allein meine diesbezügliche Anſicht muß ſich wohl auf falſchen Grundlagen aufgebaut haben, denn es war keine Rede davon, daß ich als eingeordnetes Glied der Geſellſchaft wie Dr. Peters ſelbſt auch in materiellem Sinne von dieſer getragen wurde. Erſt im Oktober, wenn ich mich recht erinnere, gelang es

mir, den Bezug von 300 Mark monatlich für die Dauer meines Aufenthaltes in Deutſchland durchzuſetzen.

Im September des Jahres 1886 fand in Berlin der Kongreß zur Förderung deutſcher Intereſſen im Auslande ſtatt. Man hat vielfach über dieſes Unternehmen ſich luſtig gemacht und ihm jede Wirkung im Sinne ſeines Titels abzuſprechen verſucht. Allein man überſieht, daß eine ſolche durchaus nicht beabſichtigt war. Es handelte ſich damals überhaupt nur darum, dem erſchlaffenden Intereſſe des Publikums die Sporen zu geben, und man kann der Meiſterſchaft die Anerkennung nicht verſagen, mit der Peters es verſtand, eine Reihe von wirtſchaftlich-wiſſenſchaftlichen Körperſchaften, die ſich ſchon eines wohlbegründeten Rufes erfreuten, vor den ſchwer belaſteten Wagen unſeres kolonialen Unternehmens zu ſpannen. Es kann nicht geleugnet werden, daß die verſchiedenen Kolonialkongreſſe des letzten Dezenniums ſich an jenen erſten Kongreß in Form und Charakter anlehnten mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht in annähernd ſo hohem Maße Teilnahme und Beteiligung des Publikums zu erwecken vermocht haben. Ich hielt mich zu jener Zeit gerade in Jena auf, um meine wiſſenſchaftliche Bildung zu vervollſtändigen, und war nicht wenig erſtaunt, die Aufforderung zur Mitarbeit auf dem Kongreß in einer Form zu erhalten, die mir kaum eine andere Wahl ließ als ſie anzunehmen. Obwohl ich ſtets die Öffentlichkeit mehr mied als ſuchte, war ich dennoch dem Publikum bis zu gewiſſem Grade bekannt geworden; es ſchien mir daher, als habe man es für erſprießlich erachtet, mich, den älteſten Mitarbeiter in unſerer Kolonie, öffentlich zum Worte

kommen zu laſſen. Ich ſprach über die Erziehung des Negers zur Arbeit, legte dabei die Notwendigkeit der Einſetzung einer Exekutivgewalt dar und ſuchte dieſe, wie oben mitgeteilt, in der Verwendung des einen Stammes gegen den anderen. Ich zeigte, daß Arbeit auch für den Neger die beſte Erziehung ſei, Beſteuerung das geeignetſte Mittel, ihn zur Arbeitsleiſtung zu bewegen. Nur wenn man über eine vorhandene Exekutivgewalt verfüge, ſei es möglich, ein geregeltes Beſteuerungsſyſtem durchzuführen. Meine Anſichten und daran geknüpfte Vorſchläge ſchienen, wenn anders ich aus dem mir geſpendeten Beifall Schlüſſe zu ziehen berechtigt bin trotz ihrer robuſten Form, einmütige Zuſtimmung zu finden, und ſchon glaubte ich hinſichtlich meiner zukünftigen Weiterarbeit in der kolonialen Sache einen Fuß in den Bügel gehoben zu haben.

Da fand ich einen unerwarteten Gegner in dem Miſſionsinſpektor Büttner. Dieſer erhob ſich und legte in längerer Rede dar, wie meine Vorſchläge wegen der darin verborgenen Grauſamkeit das Blut in ſeinen Adern habe erſtarren machen. Seine Ausführungen über die Abſcheulichkeit meines Programmes gipfelten in der Behauptung, es gehe auch anders; leider unterließ der würdige Herr uns zu ſagen, wie es gehen könne. Der Verlauf der Entwicklung unſerer Kolonie hat ſchließlich gezeigt, daß meine Auffaſſungen doch nicht ſo unmenſchlich grauſam geweſen ſein können. Meine damaligen Beſteuerungsvorſchläge ſind heute alle ausgeführt, unſere ganze Schutztruppe beſteht aus Eingeborenen, die wir gegen andere verwenden, und man ſucht heute dringend nach Mitteln,

die Arbeitsleiſtung der Neger über ein Maß hinaus zu ſteigern, das, ſo klein es an ſich ſein mag, uns damals als etwas Ungeheures erſchienen wäre. Ich habe ſpäter Herrn Büttner ganz gut kennen gelernt und ihn gefragt, was ihn denn ſo in Harniſch gegen mich gebracht habe. Als er wahrnahm, daß ich gar kein ſo blutrünſtiger Negerſchlächter ſei, entſchuldigte er ſich bei mir wegen ſeines heftigen Angriffes auf dem Kongreſſe. Er teilte mir mit, er habe als ich ſprach, eine Bemerkung fallen laſſen, etwa des Inhalts, daß ich mit meinen Vorſchlägen ja den Stammeskrieg unter den Eingeborenen entfachen würde. Das habe Peters gehört und ihn daraufhin aufgefordert, meinen Ausführungen entgegenzutreten. Dabei habe er ſich in der Form ein wenig übereilt. Nach Büttner ſprach Peters in deſſen Sinne gegen meine Vorſchläge, und nun wußte ich, warum ich zur Beteiligung am Kongreß aufgefordert worden war.

Meine dort gehaltene Rede enthält Belege für Teile meines hier noch einmal niedergelegten, ehemaligen koloniſatoriſchen Programmes. Um meinen Leſern die Möglichkeit zu gewähren, ſich ſelbſt, anlangend die von mir geplanten Grauſamkeiten, ein Urteil zu bilden, gebe ich deren Wortlaut nach dem gedruckten Bericht der Schriftleitung des Kongreſſes hier wieder:

Nunmehr ergreift das Wort Herr Joachim Graf Pfeil über Erziehung des Negers zur Arbeit:

Unter den Erwägungen, die bei afrikaniſcher Koloniſation in Frage kommen, iſt die Arbeiterfrage eine der hervorragend wichtigſten. Der Boden jungfräulicher Länder mag noch ſo fruchtbar, ihre Produkte noch ſo man-

nigfaltig ſein, der Wert beider iſt gleich Null, wenn uns die Hände fehlen, den Boden zu bebauen, die Produkte zu ſammeln. Der Europäer kann erwieſenermaßen in tropiſchen Gegenden ſich den körperlichen Arbeiten nicht unterziehen, welche die Kultivation eines Landes erfordert. Es bietet indeſſen die zahlreiche ſchwarze Bevölkerung Afrikas ein Arbeitermaterial, welches in dieſer Richtung den Europäer unter deſſen Oberleitung völlig erſetzt.

Es handelt ſich lediglich darum, 1. eine Art und Weiſe aufzufinden, dieſes Menſchenmaterial zur Arbeitsleiſtung heranzuziehen, und 2. die Sicherheit zu ſchaffen, daß die Arbeitsleiſtung keine zeitweilige, ſondern eine dauernde ſei.

In Europa regelt ſich das Arbeitsverhältnis nach Bedarf und Angebot, in Afrika gilt dieſer Grundſatz nicht, da Bedarf bisher kaum vorhanden war und Angebot nicht exiſtiert. Man darf ſich auch nicht der Täuſchung hingeben, daß freiwillige Geſtellung des Negers zur Arbeit, die hie und da vorkommt, als ein wirkliches Arbeitsangebot aufzufaſſen ſei.

Genügen auch ſolche Arbeiter wohl einmal, um die zeitweiligen Arbeiten einer kleinen Plantage zu bewältigen, ſo wird doch die Arbeitsluſt nur ſo lange anhalten, als ſie den Reiz der Neuheit beſitzt, oder gerade lange genug, um die wenigen Ellen Kaliko zu verdienen, die zufällig das zeitweilige Bedürfnis des Negers ausmachen. Hierzu bedarf es keiner übergroßen Ausdauer und der Reiz der Neuheit iſt bald vorüber. Sobald aber der Grund für ſeine Arbeitsleiſtung nicht mehr vorhanden iſt, hört der Neger auf, das Angebot derſelben zu machen.

Es fehlt dem Neger die Grundlage für das Angebot europäiſcher Arbeit, der Erwerbstrieb. Für ſeinen Lebensunterhalt ſorgt durch ihren Feldbau ſein Weib.

Abgeſehen von der Arbeit, die wir für die Kultivation neuer Länder gebrauchen, liegt uns aber auch die Pflicht ob, deren rohe Einwohner zu erziehen, zu ziviliſieren. Was man auch von dem Einfluß des guten Beiſpiels ſagen, und welchen Erfolg man von der Miſſion in ihrer jetzigen Art erwarten mag, der einzige wirkſame Faktor der Ziviliſation iſt die Arbeit. Durch ſie lernt der Menſch ſeinen Wert kennen, erlangt er das Gefühl ſeiner Würde, welches entſpringt aus dem Bewußtſein der Nützlichkeit des eigenen Daſeins.

In ziviliſierten Ländern wird von jedem Menſchen, je nach dem Grade ſeiner Bildung ein gewiſſes Maß von Arbeit gefordert, ſei es für das Wohl des Staates, für die Wiſſenſchaft oder die Familie, ja in den meiſten Fällen beruht der Lebensunterhalt darauf. Muß aber der Europäer arbeiten, ſo liegt die Frage nahe, warum ſoll es der Neger nicht.

Unſere Anſichten über den Neger waren bisher ganz eigentümlich verſchroben. Anſprüche, die man an die unteren Volksklaſſen der Europäer erhob, ja als ganz naturgemäß betrachtete, verſchrie man ſofort als Roheit, wenn ſie an den Neger geſtellt wurden, gerade als ob der Neger ein zu beſonders zarter Behandlung berechtigtes höheres Weſen ſei. Allerlei Rechte, die wir als ziviliſierte Völker beſitzen und die wir uns durch langes Ringen danach erworben haben, ſollen ohne weiteres dem Neger zugeſtanden werden, der für das Verſtändnis und die Wertſchätzung

derartiger Rechte noch gar nicht die nötige kulturelle Entwicklung aufzuweiſen vermag.

Man ſprach von dem Neger als einem freien Manne, der über ſeine Handlungen in gleicher Berechtigung wie die Europäer verfügen könne. Dieſes freie Verfügungsrecht über ſich ſelbſt wird aber ohne moraliſche Selbſtbeſchränkung zur Zügelloſigkeit.

Solche Anſchauungen über Neger ſtammen noch aus der Zeit des unſeligen Humanitätsduſels, der ſeinen Urſprung nahm, als übertriebene Gerüchte über die Grauſamkeit der Sklaverei nach England gelangten, hier eine Sympathie für den arg unterdrückten, mißhandelten ſchwarzen Bruder wachriefen und ſpäter die Aufhebung der Sklaverei herbeiführten. So berechtigt dieſe Sympathie in einzelnen Fällen geweſen ſein mag, ſo hat ſie doch eine Verzärtelung des Negers zur Folge gehabt, die uns ſchließlich faſt auf den Standpunkt brachte, den Neger überhaupt für Arbeitsleiſtung untauglich zu halten. Man gewöhnte ſich ab, ihn zu zwingen; ohne Zwang arbeitet er nicht, und ſo ſuchte man an ſeiner Stelle lieber andere Arbeiter. Ich verweiſe auf Südafrika, mit einer dichten ſchwarzen Bevölkerung, wo man doch ſchon ſeit Jahren mit indiſchen Kulis arbeitet, nicht weil dieſe beſſeres Material ſind, ſondern weil man das vorhandene nicht zur Arbeit veranlaſſen kann.

Jene Zeiten verſchwinden jedoch allmählich, eine geſunde Reaktion beginnt ſich gegenüber den damaligen ſuperhumanen Anſchauungen geltend zu machen. Solange der Neger ungekannt in ſeiner Wildnis lebt, mag er jede Berechtigung zu ſeiner zügelloſen Lebensweiſe haben, dieſe

muß aber ſofort aufhören, wenn er mit dem Europäer in Berührung kommt, und dieſer unter der Willkür des Negers leidet. Der Kulturmenſch muß die Berechtigung haben, von dem Neger ein gewiſſes Maß von Arbeit verlangen zu können, wie es von ihm in Kulturverhältniſſen gefordert wird; dieſe wird den Fähigkeiten des Negers entſprechend, mechaniſcher Natur zu ſein haben.

Der Neger verſchwindet nicht gleich dem Indianer vor dem Kontakt mit dem Weißen, im Gegenteil, er beſitzt eine außerordentliche Widerſtandsfähigkeit. In ſeiner Willkür neben dem Europäer zu leben iſt unmöglich, er muß ſich daher letzterem anpaſſen. Das umgekehrte Verhältnis iſt ausgeſchloſſen. Gleichberechtigt mit dem Europäer kann ebenfalls der Neger nicht ſein. Wenn der Neger alle die Kulturphaſen durchgemacht haben wird, durch welche wir uns vom Pfahlbauern bis zum Kulturmenſchen entwickelten, wird er die Berechtigung auf ethiſchen Beſitz ebenfalls erworben haben. Sie ihm jetzt ſchon zuzuſprechen, iſt verfrüht.

All die vorher erwähnten Gründe kann man alſo gegen die einzuführende Arbeitsverpflichtung des Negers nicht mehr einwenden. Aus einer ſolchen Verpflichtung würden aber für den Neger Vorteile entſpringen, die dem mit afrikaniſchen Zuſtänden unbekannten Europäer nicht ſo gleich ins Auge fallen. An hundert Orten zu gleicher Zeit gibt es beſtändig ſogenannten Krieg um der geringfügigſten Kleinigkeit halber. Das heißt: größere oder kleinere Horden kriegeriſcher Stämme ziehen ſengend und brennend durch das Land, eine Menge Leute tötend, eine geringere Anzahl als Sklaven mit ſich führend. Obwohl die Sklaven

ſpäter eine ganz gute Behandlung erfahren, ſind doch die jedesmaligen Opfer an Menſchenleben zu bedeutend, um dieſe Art der Arbeiterherbeiziehung zu billigen. Der Schaffenstrieb der bekriegten Stämme vermindert ſich, oft ziehen ſie ſich in unwirtſame ungeſunde Gegenden zurück, und der Stamm verkommt in phyſiſcher Beziehung. An Stelle eines kräftigen Menſchenſchlages tritt ein ſchwächliches Volk. — Gegen dieſe Art der Kriegsführung iſt das beſte Mittel die Arbeitsverpflichtung. Der beſchäftigte Neger kann keine Raubzüge machen. Er verlernt Arbeit als eine Schande zu betrachten und muß arbeiten gleich dem Manne, den er ſich früher zum Sklaven hielt.

Mit der Einführung der Verpflichtung zur Arbeit wird alſo kein Eingriff, weder in beſtehende noch eingebildete Rechte des Negers getan. Es handelt ſich nur um die Methode der Durchſetzung.

Alle Vorſchläge in dieſer Richtung, die auf ſchönen Theorien baſieren, ſind unzweckmäßig, auch leiden ſie meiſt an dem Umſtande, daß ſie darlegen, was man mit dem Neger tun muß, wenn er zum Arbeiter geworden iſt; wie man es anfängt, ſeiner habhaft zu werden, wird uns nie geſagt. Wie bei dem gefrierenden Waſſer zuerſt ein einzelner Kriſtall ſich bildet, an dem ſich dann unzählige andere anreihen, ſo muß auch in dieſem Werke zunächſt ein Nukleus geſchaffen werden, um den ſpäter Operationen ſich gruppieren.

Dieſer Mittelpunkt kann aber nur aus einer, wenn auch noch ſo kleinen, ſo doch organiſierten Macht beſtehen.

Dieſe ſoll nicht dazu dienen, nach Maßgabe europäiſcher Begriffe von Recht und Geſetz zu richten, denn

letztere können nur erfolgreich angewendet werden, wo sie gekannt und anerkannt sind. Die Art und Weise der Verwendung wird im Gegenteil um so mehr Erfolg haben, je mehr sie sich den Ansichten und Gebräuchen der Eingeborenen anschließt. Schwachen, furchtsamen Stämmen imponiert die Schaustellung der Macht, kriegerische Stämme werden versuchen, sie als Verbündete zu erhalten. Es kommt lediglich auf geschickte Benutzung der jeweiligen Umstände an, um nach kürzerer oder längerer Frist unter allen Umständen das entscheidende Wort zu sprechen und einmal gefaßte, allgemein nützliche Pläne, vielleicht gegen den Willen vieler Stämme, aber mit der Hilfe von einem durchzuführen.

Wir brauchen nur auf die Entwicklung Südafrikas zurückzugehen, um ähnliche Fälle zu finden, deren Studium uns meistens auf den richtigen Weg führen wird.

Als im Anfang des Jahrhunderts die Engländer, vor ihnen die Holländer, die Hottentotten nicht allein bemeistern konnten, riefen sie die Kaffernstämme gegen sie zu Hilfe, und im Kriege gegen die Zulus veranlaßte man die Basutos des Oranje-Freistaates, sich am Feldzuge gegen entsprechende Entschädigung von Land und Vieh zu beteiligen. In beiden Fällen war die Maßregel erfolgreich, und derartige Beispiele weist die Geschichte Südafrikas eine Menge auf. Dieses Verfahren läßt sich auf zentralafrikanische Verhältnisse übertragen. Eine kleine aber zuverlässige Truppe lege man an den Ort, den man für kolonisatorisches Vorgehen ausersehen hat. Mit dem Häuptling des Stammes, unter dem man lebt, treffe man zunächst das Abkommen, daß er seine Hörigen zur Arbeitsleistung stellt,

zu denen bald ein Teil der männlichen Bevölkerung des Landes herbeigezogen wird. Eine rechtzeitige Schaustellung der bewaffneten Macht kann diese Maßregel zur Durchführung bringen ohne jeden tatsächlichen Zwang, d. h. Anwendung von Gewalt. Der Neger, der sich in alles findet, was eben tatsächlich unvermeidlich ist, wird einer solchen Maßregel keinen Widerstand entgegensetzen, namentlich wenn er sieht, daß man keineswegs Sklaverei beabsichtigt, sondern ihn nach Ablauf der festgesetzten Arbeitsfrist belohnt und ihm die Muße wiedergibt.

Dieses Verfahren genügt, um in einem kleinen Distrikte die Einwohner zur Arbeit zu zwingen. Um aber ganze Volksstämme zur Arbeit heranzuziehen, bedürfen die Mittel einer ausgedehnteren Anwendung und werden abermals den größten Erfolg erzielen, wenn sie den Gebräuchen der Eingeborenen sich anschließen. Überall finden sich kräftige Stämme, deren kriegerischer Sinn sich dadurch kundtut, daß sie in der Weise, wie ich es vorhin beschrieb, ihre schwächeren Nachbarn befehden. So unzulässig diese Raubzüge aus Anlaß von einer kleinen Viehherde oder ein paar Maiskolben sind, so können sie doch geschickt ausgenutzt und zu einem wesentlichen Faktor in unserem zivilisatorischen Programm gemacht werden.

Bei einiger Geschicklichkeit im Umgange mit Negern kann es nicht schwer halten, den Häuptling eines solchen kriegerischen Stammes zum Verbündeten zu gewinnen. Er und sein Volk werden von der allgemeinen Arbeitsleistung dispensiert, übernehmen jedoch die Verpflichtung, andere Stämme, die bei der Stellung von Arbeitern sich saumselig erweisen, und das werden gewöhnlich die friedlichen

ſein, die familienweiſe ohne allgemeines Oberhaupt leben, nötigenfalls mit bewaffneter Hand dazu zu veranlaſſen. Ein ſolch kriegeriſches Volk wird in dieſer Maßnahme nur die Möglichkeit erblicken, mit größerer Unbeſchränktheit ſeinen Räubereien obliegen zu können, namentlich da ſie den Weißen, die ſie im Beſitz ſtarker Kriegsmedizin glauben, als ihre Verbündeten betrachten. Wir aber wiſſen, daß ihre rohe Gewalt nur dem höheren Endzwecke allgemeiner Ziviliſation dienen ſoll. Die friedlichen Stämme dagegen werden lieber ſich dem Verlangen der Weißen unterwerfen, als von feindlichen Negerſtämmen, deren Grauſamkeit ſie aus Erfahrung kennen, getötet, ausgeplündert und in Sklaverei geſchleppt zu werden.

Bei einer geſchickten Handhabung der Fäden würde die Ausübung einer Gewaltmaßregel niemals nötig werden.

Auch in noch anderer Weiſe kann ein derartig kriegeriſcher Stamm Verwendung finden. Wir können uns aus ihm eine Kolonialmacht heranziehen, denn nicht aktiv darf ein wildes Volk in eine ziviliſatoriſche Aufgabe eingreifen, ohne zugleich paſſiv einem Kulturprozeß unterworfen zu ſein.

Von einem kriegeriſchen Stamme werden jährlich eine beſtimmte Anzahl kräftiger Leute in die Reihen unſerer immer noch vorhandenen kleinen Truppe eingefügt, es wird ihnen vor allem die Notwendigkeit des Gehorſams gelehrt. Dieſe Leute werden ſo lange geübt, bis ſie imſtande ſind, die urſprünglich als Truppen gebrauchten Leute zu erſetzen, worauf deren doch immer Koſten beanſpruchender Unterhalt in Wegfall kommt. Daß dieſer

Zuſtand nicht in allernächſter Zeit eintreten wird, liegt wohl auf der Hand, allein ihn herbeizuführen liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit. Vielleicht befindet ſich unter meinen Zuhörern einer oder der andere, der zur Zeit des Zulukrieges ſich in Südafrika befand, er wolle ſich dann nur die Haltung der bewaffneten Baſſutos ins Gedächtnis zurückrufen; eine für unſere Zwecke brauchbarere Truppe ließe ſich kaum wünſchen. —

Dies iſt das erſte Stadium unſerer Aufgabe. Es beſteht darin, den vorderhand gänzlich zügelloſen Neger zur Arbeit überhaupt zu veranlaſſen. Denn ehe wir ihn erziehen können, müſſen wir ſeiner erſt habhaft werden. Und das iſt nur möglich durch eine wirkliche, niemals in Zweifel gezogene Autorität, durch welche zunächſt die Oberhäupter der Stämme veranlaßt werden, ſich wenn auch ohne ihr Wiſſen an der Arbeit der Ziviliſation zu beteiligen.

Wir treten nun in das zweite Stadium unſerer Aufgabe, dies iſt die planmäßige Erziehung des Negers, durch welche ſeine Tätigkeit erſt Dauer gewinnt. Zur Erziehung des Negers genügen nicht zeitlich beſchränkte Maßnahmen, ſie iſt nur durch Einführung dauernder Einrichtungen möglich.

Die Erziehung zur Arbeit bedeutet nicht, die Veranlaſſung zur Ausübung der Arbeit zu geben, ſondern befaßt ſich mit der Modellierung des Geiſtes, in welchem der Drang zur Arbeit, der Arbeit ſelbſt halber, geſchaffen werden ſoll. Wir täuſchen uns, wenn wir glauben, daß wir in jetzt lebenden Generationen von Negern dieſe Einſicht hervorrufen können. Wir können dieſe in einen Zu-

ſtand der Arbeitsverpflichtung verſetzen, müſſen aber bei der Erziehung zur Arbeit unſer Augenmerk auf kommende Generationen richten.

Ebenſo wie unter ziviliſierten Völkern, wird auch unter wilden das Kind zunächſt von der Mutter erzogen. Die Behandlung des Weibes verdient alſo in unſerem Erziehungsprogramm ganz beſondere Berückſichtigung. Und gelingt es, die Weiber in unſer Programm hineinzuziehen, ſo werden zukünftige Generationen bereits leichter zu behandeln ſein, als die jetzigen.

Ich glaube nicht, daß man auf große Schwierigkeiten ſtoßen würde, zöge man auch einen Teil der weiblichen Bevölkerung eines Landes zur Arbeit heran. Unter den Stämmen laſtet die Hauptarbeit ſowieſo auf dem Weibe, wodurch ihre Tauglichkeit zur Arbeit erwieſen wird. Außerdem würde zunächſt in dem Neger nur der Gedanke ſich an dieſe Maßregel knüpfen, daß für jedes arbeitende Weib ein Mann weniger zu arbeiten hätte.

Bei der Erziehung zur Arbeit, muß auch der Modus der Arbeitsverteilung berückſichtigt werden.

Hier kann man abermals Vorhandenes, unter Anpaſſung an vorliegende Verhältniſſe einführen.

Am zweckmäßigſten dürfte ſich eine rotierende Geſtellung erweiſen, derart, daß ein Prozentſatz der Bevölkerung zu einer vielleicht zweijährigen Arbeit herbeigezogen würde. Nach Ablauf eines Jahres zöge man dieſelbe Anzahl Leute herbei, die nunmehr von ihren eigenen, ſchon etwas angelernten Stammesgenoſſen unterwieſen würden. Jeder, der Gelegenheit gehabt hat mit Negern zu arbeiten, weiß wie ſtolz der Neger iſt auf jede kleine von Weißen

erlernte Kunſtfertigkeit und wie gern er ſich ſeinen weniger bevorzugten Kameraden gegenüber damit brüſtet.

Dieſe Bewegung läuft um, bis nach Ablauf einer beſtimmten Friſt die eben einmal in Arbeit geweſene Abteilung an die Reihe kommt.

Durch dieſes Verfahren wird der Neger die Überzeugung erlangen, daß man ihn nicht als Sklaven betrachtet, das Weib wird an der Arbeit teilnehmen und das Kind inſtinktiv ſie als etwas zum Leben unvermeidlich Dazugehöriges betrachten lernen.

Noch ein anderes Hilfsmittel ſteht uns zu Gebote, den Neger zu erziehen. Man legt ihm die Pflicht des Erwerbs auf.

Nachdem man durch diskrete Anwendung der zu Gebote ſtehenden Macht ſich in den Stand geſetzt glaubt, Maßregeln wie die zu erwähnende durchzuführen, zieht man die über weite Gebiete zerſtreut lebenden Leute auf kleinere Kreiſe zuſammen. Man weiſt ihnen Lokationen an.

Hierdurch wird die Aufſicht der Neger erleichtert und eine beſſere Kontrolle ermöglicht, inwieweit ſie ſich der Erwerbspflicht zu entziehen oder ihr nachzukommen ſuchen. Dieſe beſteht darin, daß man ihnen eine Kopfſteuer auferlegt. Jeder erwachſene Neger hat eine Abgabe von beſtimmtem Wert zu entrichten. Um den Betrag zu erwerben, wird der Neger ſeine Arbeit zu Markte tragen müſſen, die wiederum nur bei dem Weißen Abnahme findet.

Schon frühzeitig entſteht hierdurch bei dem jungen Neger das lehrſame Gefühl der Verpflichtung, und man muß es erlebt haben, wie ängſtlich ſich die Neger auf den wichtigen Tag der Steuerzahlung vorbereiten, um

die Wichtigkeit dieſer Maßregel vollkommen würdigen zu können.

Iſt erſt der Zeitpunkt herbeigekommen, wo ſelbſtändige Farmer ſich in den Kolonien niedergelaſſen haben, ſo kann man ferner das Verfahren einſchlagen, daß dann jeder, je nach der Größe ſeines Grundbeſitzes, ein Anzahl Familien von Eingeborenen zugewieſen bekommt, die auf ſeinem Lande wohnen und nach privater Übereinkunft zu einer gewiſſen jährlichen Arbeitsleiſtung zu beſtimmtem Lohne ſich verpflichten. Entbände man die ſo wohnenden Leute von der Kopfſteuer, ſo würden ſie mit Vergnügen ihren Wohnſitz auf privatem Grundbeſitz aufſchlagen und die Farmer niemals an Arbeitermangel leiden. Man könnte an Stelle dieſes Verfahrens auch eine Verwaltung einſetzen, an welche die arbeiterbedürftigen Farmer ſich zu wenden hätten und welche dieſe mit aus den Lokationen entnommenen Arbeitern verſähe. Hierdurch würde vielleicht eine größere Kontrolle über die Arbeiter ausgeübt, allein eine Koſten beanſpruchende Verwaltung träte eben an Stelle des einfacheren Verfahrens.

Noch ein wichtiger Faktor in der Erziehung der Neger dürfte die Miſſion werden, wenn ſie es über ſich gewinnen könnte, etwas weniger zu predigen, ihr Augenmerk etwas mehr auf den Unterricht in praktiſchen Arbeiten zu lenken.

Beten und arbeiten war bisher ihr Grundſatz, der bei einem Volk ganz angebracht ſein mag, welches über dem letzteren das erſtere vergißt.

Bei den Negern kann man dieſen Satz getroſt umkehren und den Schwerpunkt auf das Arbeiten legen. Nicht ſo und ſo viele Gebet-, Leſe- und Schreibeſtunden

ſollten die Miſſionare wöchentlich ihren Zöglingen erteilen, ſondern ebenſowohl ihren Leuten Handwerke lehren, wobei immer noch ſo viel Religionsunterricht mit unterlaufen könnte, als für einen Neger verdaulich iſt. Der Neger plappert Sätze, denen eine philoſophiſche Anſchauung zugrunde liegt, nach, ohne ſie je annähernd verſtehen zu lernen. Wenn aber von den Miſſionsſtationen Leute hervorgingen, die, anſtatt ſchlecht leſen und ſchreiben, gut zimmern und ſchmieden können, ſo würden die Miſſionszöglinge ſtets ſehr begehrte Leute ſein, an Stelle des Gegenteils, wie es jetzt oft der Fall iſt. — Überall würde man Miſſionsſtationen gern ſehen und ſie könnten zu einem nicht geringen Teil zu dem Werke der Erziehung des Negers beitragen.

Nicht mit Theorien und Phraſen löſt man die vorliegende Aufgabe, ſondern mit tätigem energiſchem Eingriff. Deswegen habe ich mich nicht weitläufig darüber verbreitet, daß der Neger zur Arbeit gezwungen werden muß, ſondern ich habe gezeigt, wie es geſchehen kann. Daß man dabei nicht mit den weichen Mitteln von Überredung und Beiſpiel zu Werke gehen kann, iſt klar, es bedarf kräftiger Beilhiebe, ehe der gänzlich rohe Klotz eine Geſtalt bekommt, der ihr letztes Gepräge mit der Feile gegeben wird. Überlaſſen wir die Anſchauung von Würde und Freiheit der Neger den Philanthropen, und wie wir uns politiſch zur Macht aufgeſchwungen haben, emanzipieren wir auch unſer Urteil von dem Einfluß der Anſchauung fremder Völker, und löſen wir die vor uns liegende Frage auf ſpezifiſch deutſche Art. Die Mittel dazu ſind eine Benutzung der tatſächlich obwaltenden Um-

ſtände und Ausübung einer niemals zu bezweifelnden Autorität. Wenn wir mit weiſer Mäßigung am richtigen Ort, aber mit unerbittlicher Konſequenz unſere Macht ausüben, ſo liegt kein Grund vor, warum nicht auch der Neger zu einem brauchbaren Arbeiter erzogen werden ſoll, wenn auch erſt unſere Enkel die Früchte ernten, deren Samen wir ausgeſtreut. (Äußerſt lebhafter Beifall.)

Ich möchte, ehe ich fortfahre, mich mit allem Nachdruck dagegen verwahren, daß ich eine Anklageſchrift gegen Dr. Peters ſchreibe. Hätte ich das gewollt, ich hätte Anlaß genug dazu gehabt, dazu wäre aber vor Jahren der richtige Zeitpunkt geweſen. Ich habe meine Beſchwerden niemals öffentlich zur Sprache gebracht, ebenſowenig wie ich zu den Vorgängen, aus denen man heftige Vorwürfe gegen Peters herleitet, jemals öffentlich Stellung genommen habe. Ich vermied das alles, weil ein offener Streit zwiſchen uns den Gegnern der kolonialen Sache, ſowie dem Auslande Anlaß zur Kritik unſerer Kolonialpolitik geben mußte, die dem Gedeihen des Werkes, das ich ſelbſt habe ſchaffen helfen, nur nachteilig ſein konnte. Wenn aber Peters jetzt nach 22 Jahren vor breiter Öffentlichkeit mir den Vorwurf der Illoyalität ins Geſicht ſchleudert, ſo mögen doch die geſchilderten Vorgänge Erwähnung finden, damit die Leſer, denen Peters ſeine Verleumdungen meiner Perſon auftiſcht, auch die andere Seite hören und ſich ein Bild machen können, ob überhaupt Illoyalität in Frage kommt und wo ſie dann zu finden geweſen iſt. Ich meine, es liegt auf der Hand, daß ich im Inneren Afrikas weilend mich kaum großer Illoyalität gegen irgend jemand ſchuldig machen konnte.

Kann man die Haltung als eine kollegialiſche um nicht zu ſagen loyale bezeichnen, die Peters mir gegenüber einnahm, als ich in Afrika abweſend war, an dem Stuhle zimmernd, auf den er ſelbſt ſich ſetzte? Nicht Anklagen ſchreibe ich alſo, ſondern Abwehr hämiſcher Angriffe.

Im Laufe des Sommers 1886 wurde der Verſuch unternommen, auch das Somaliland in den Bereich unſerer Intereſſenſphäre zu ziehen. Da zu dieſem Zweck trotz der durchaus anders gearteten Anlage und Gliederung des Volkes, mit dem wir jetzt zu tun bekamen, dieſelben Mittel angewandt wurden, mit denen es gelungen war, die erſten Erwerbungen auszuführen, mußten die diesbezüglichen Beſtrebungen natürlich verſagen. Hätte Peters einige Kenntnis der Verhältniſſe beſeſſen und dieſen entſprechend ſeine Fähigkeiten angeſtrengt, Somaliland in Deutſchland reſp. England zu erwerben, ich habe wenig Zweifel, daß es ihm bei ſeinem Talente, die Menſchen in vorher beſtimmter Richtung in Bewegung zu ſetzen, gelungen wäre, unſere Beſitzungen bis dorthin auszudehnen. Ihn verfolgte jedoch das Mißgeſchick, daß alles, was er in Afrika anfing, wie es ja nur natürlich war, europäiſch gedacht und getan wurde und deshalb erfolglos bleiben mußte. Der ungelenke Verſuch, die ſehnigen Somalis niederzuringen, ſchlug fehl und koſtete ſehr viel Geld und die erſten Menſchenleben in unſerer neuen Kolonie. Leutnant Günther ertrank in der Juba-Mündung, Dr. Jühlke wurde in dem kleinen Küſtenorte Kismayu von einem wahrſcheinlich gedungenen Somali in dem Augenblick in den Rücken geſtochen, als er ſich wandte, um dem Mörder aus einer Kiſte die erbetene Medizin

zu reichen. Durch die überlegte energische Art, wie sein Begleiter, ein Herr Janke, die Leiche barg und bestattete, hat er sich Anspruch auf Achtung erworben. Die Nachricht wirkte auf das deutsche Publikum nicht in ermunternder Weise und hätte uns darüber aufklären sollen, daß so interessant Berichte über kühne Züge, unglaublich rasch geschlossene, Tausende von Quadratkilometern uns überweisende Verträge für den Durchschnittsleser auch sein mochten, das denkende, und vor allem das zahlende Publikum verlangte, doch greifbarere Resultate zu sehen, als eine interessant redigierte Wochenschrift. Es herrschte aber damals die Auffassung, daß man fortfahren müsse zu erwerben; man ahnte nicht, wie schwer man es finden würde zu benutzen. Da hilft es auch nichts, sich zu beklagen, daß das deutsche Volk nicht aus seiner politischen Indifferenz zu erwecken sei, daß Engländer und Franzosen, wenn ihnen so gewaltige Bissen dargeboten worden wären, wie die Komoren und der südliche Teil von Madagaskar, sicher zugelangt hätten. Ein wirklicher Politiker kennt eben die Kräfte seines Volkes und mutet ihnen nicht mehr zu, als sie zu bewältigen vermögen. Darüber hinauszugehen, macht der Phantasie des Betreffenden wohl alle Ehre, stellt aber seiner politischen Urteilskraft kein glänzendes Zeugnis aus. Es ist schwierig genug geworden, die Kolonie so, wie sie heute ist, uns zu erhalten, und es hat nicht an Stimmen gefehlt, die für deren Veräußerung lebhaft eintraten. Ich frage mich, was aus unserem Besitz geworden wäre, wenn zurzeit, als die Regierung ihn übernehmen mußte, um unsere Reputation als kolonisierende Macht zu retten, er halb

Afrika und einige ſeiner Inſelgruppen umfaßt hätte. Kein Parlament und keine Regierung der Welt hätte ſich bereit gefunden, die Gefahren und Koſten auf ſich zu nehmen, die allein aus Verwaltungsgründen mit einem ſolchen Beſitze verknüpft waren, ganz abgeſehen von der politiſchen Angriffsfläche, die er bot. Niemand kann nachdrücklicher als ich den Standpunkt vertreten, daß im gegebenen Augenblick eine Regierung entſchloſſen und kräftig nach Vorteilen greifen ſoll, die ihr auf irgend eine Weiſe geboten werden. Niemand jedoch kann in betrübenderer Form erfahren haben, wie ſehr unſere Regierung ſich in dieſer Hinſicht unzulänglich erwieſen hat, hinter dem Beiſpiel, das andere Völker geben, zaudernd zurückbleibt. Allein ebenſoſehr erkenne ich die Notwendigkeit an, einer Regierung nur ſolche Vorſchläge zu machen, die ſich innerhalb des Rahmens ihres politiſchen Könnens halten. Dr. Peters wird ganz gewiß in der Geſchichte unſeres Volkes leben als ein Mann mit hervorragenden Verdienſten um unſere koloniale Politik, ſein Ruhm wird es vertragen können, daß er als gereifter Mann in ernſthaftem Tone noch Pläne darlegt, die man ſeiner Jugend vergeben konnte.

Dr. Jühlke hatte unter anderen die Aufgabe gehabt, den Flußlauf des Wobuſhi im Somalilande auf ſeine Nutzbarkeit zu unterſuchen. Als er gefallen war, wurde mir, der ich nun in einem feſten Vertragsverhältnis zu unſerer Geſellſchaft ſtand, die Weiterführung dieſer Aufgabe übertragen. Da ſie ein nicht unweſentliches Moment der Gefahr in ſich barg, war es für mich natürlich Ehrenſache, den Auftrag anzunehmen, obwohl damals gerade Pro-

feſſor Schweinfurth ſich an mich gewandt hatte, um mich zu bewegen, die Expedition zur Rettung Emin Paſchas zu übernehmen. Ich begab mich in Begleitung mehrerer Herren nach Aden, wo ein kleiner Dampfer lag, mit dem die Reiſe nach der Somaliküſte angetreten werden ſollte. Am ſelben Orte fand ich einige Mitglieder einer früheren Expedition, die mir die erſchreckende Mitteilung machten, ihr Aufenthalt in Aden habe bereits ſolche Summen verſchlungen, daß die mitgebrachten Gelder nicht annähernd hinreichten, die ausſtehenden Rechnungen zu begleichen. Mit meinen Begleitern beſuchte ich unſeren Dampfer. Eine kurze Beſichtigung hatte ihrer aller Weigerung zur Folge, ſich dieſem Fahrzeug anzuvertrauen. Einer der Herren, Juriſt und Aſſeſſor, vernahm die Führer des Fahrzeuges und legte in einem Protokoll feſt, daß ſelbſt dieſe Leute Bedenken trugen, die ſchon einmal damit gemachte Fahrt zu wiederholen. Als ich vor zwei Jahren meine letzte Reiſe nach Oſtafrika ausführte, hatte ich die große Freude, in dem liebenswürdigen Kapitän des eleganten Dampfers, mit dem ich fuhr, den Steuermann jenes miſerablen Fahrzeuges wiederzuerkennen und mit ihm von jenen erinnerungsſchweren Zeiten plaudern zu können. Immer beſtrebt, unſerem Unternehmen wirtſchaftliche Erfolge abzuringen, ſuchte ich meiner jetzigen Aufgabe einen merkantilen Charakter zu geben. Ich bemühte mich, einen im Hafen von Aden liegenden engliſchen Dampfer zu chartern, um damit im Somalilande Vieh und Häute zu kaufen und nach Aden zu verfrachten. Ich dachte mir dabei die Begründung eines Viehhandelsgeſchäftes zwiſchen dem Somalilande und dem wegen der Zahl der dort an-

laufenden Paſſagierſchiffe ſtets fleiſchbedürftigen Aden einzurichten. Die Verpflegung dieſes wichtigen Sperrforts des Roten Meeres wenigſtens teilweiſe in deutſche Hände zu leiten, ſchien mir nicht ausſichtsloſer als die Erwerbung des Somalilandes, jedenfalls ſchon in abſehbarer Zeit ganz rentabel.

Auf der dieſem Zwecke dienenden Reiſe hätte ſich die Unterſuchung des Wobuſhi-Fluſſes in Booten ausführen laſſen, und wir hätten doch einmal eine Expedition gehabt, die, wenn auch nicht viel eingebracht, doch wenig gekoſtet hätte. Ein eigener Umſtand kam uns zu Hilfe. Mit einem Somalihäuptling geringeren Grades war von einer früheren Expedition irgend ein Abkommen abgeſchloſſen worden, das uns zur Zahlung einer Geldſumme, ihn nicht zu irgendwelcher Gegenleiſtung verpflichtete. Einzelheiten ſind mir, wegen deren Unwichtigkeit und weil den dorthin zielenden Beſtrebungen nicht weiter nachgegangen wurde, entfallen. Der Mann erſchien, und gegen Zahlung der ihm zuſtehenden Summe ſuchte ich ihn zu beſtimmen, uns eine möglichſt große Anzahl Rinder zur Abholung mit dem zu charternden Dampfer bereitzuſtellen.

Ich habe mir niemals viel von dieſem Somali verſprochen, mir war zu gut bekannt, wie eingeborene Häuptlinge Verträge zu halten pflegen. Aber ich ſollte gar nicht in die Lage kommen, ſeine Zuverläſſigkeit auf die Probe zu ſtellen, denn das Unternehmen wurde von Berlin aus nicht gebilligt. Die Koſten für den zu charternden Dampfer wurden mit Recht gegenüber dem aus dem Geſchäft zu erwartenden Gewinn als zu hoch erachtet. Immerhin wirkte es befremdend, daß man einen eigenen Dampfer, auch

wenn dieſer die „Iſolde“ war, lediglich zu Erwerbungszwecken nicht für zu teuer hielt, wohl aber einen anderen Dampfer, der demſelben Zweck, aber auch geſchäftlichem Gewinn dienen ſollte. Da die Reiſe mit unſerem Dampfer „Iſolde“ wegen deſſen Seeuntüchtigkeit als untunlich erachtet wurde, andere Mittel nicht verfügbar waren, um die Somaliküſte zu bereiſen, ſo trat ich die Reiſe nach Sanſibar wieder an. Hier fand ich einige inzwiſchen eingetretene Veränderung in der Lage der Dinge.

So wenig offiziell zugegeben werden durfte, daß meine Anſichten innere Berechtigung hatten, ſo ſehr beſtrebte man ſich doch ſie zu verwerten. Meine Station Simatal ſowie deren Nachbarin Kiora waren aufgegeben worden und man hatte ſich auf die Küſte zurückgezogen, auf die uns inzwiſchen ein Rechtstitel erwachſen war. Allein auch die Anlage der Küſtenſtationen zeigte, wie gering noch unſer Verſtändnis für praktiſche koloniale Aufgaben in Afrika ſelbſt war. Die Anlage dieſer Niederlaſſungen hat große Summen verſchlungen, doch ſind ſie ohne Ausnahme aufgegeben worden. Ihnen fehlte das Programm, in das ſie paßten, der Daſeinszweck, und fragte man heute, wo es ratſam wäre, neue Unternehmen ins Leben zu rufen, man würde trotz des jetzt ſchon erheblich weiter vorgeſchrittenen Stadiums der Entwicklung Oſtafrikas ganz gewiß nicht die Kinganilinie dazu ausſuchen. Allein die an ſich richtige Maßregel der Verlegung des Schwerpunktes in die Nähe der Küſte war nur halb ausgeführt, denn im Inneren war in Mbuſini, an der Stelle, wo wir unſere erſten Verträge geſchloſſen hatten, wiederum eine neue Station errichtet worden. Ich laſſe gern die

Pietät gelten, mit der man gerade die Stelle des erſten Vertragſchluſſes zur Stätte wirtſchaftlichen Wirkens ſtempeln wollte, allein wo ſolche Anwandlungen ungeheure Geldaufwendungen forderten, durfte von Berlin aus niemals die Zuſtimmung zu ſo unrentablen Unternehmungen gegeben werden. Zwar wurde der Ort von einem ungemein tüchtigen Manne, Herrn Hermes, verwaltet, der mir ſpäter nach Neu-Guinea folgte, wo er dem Klima erlag. Aber auch ſeine ſachgemäße Leitung vermochte dem Orte keinen Wert zu verleihen, die Station exiſtiert heute ebenſowenig, wie irgend eine der anderen damals angelegten. In Sanſibar war für mich nichts zu tun, die dort nötigen Bureauarbeiten hatten weder Reiz für mich, noch war ich für deren Ausführung der geeeignete Mann. Ich gehörte meinen Fähigkeiten und Neigungen nach an die Spitze der Verwaltung ins Innere, um dort den wirtſchaftlichen Betrieb zu organiſieren. Da die inzwiſchen in Sanſibar ins Leben getretene Verwaltung den Eindruck hervorrief, als wolle ſie ſich der wirtſchaftlichen Intereſſen mehr als das bisher geſchehen war, annehmen, ſo hielt ich es für das Richtigſte, mich von dem Stande und dem Werte der bis jetzt geſchaffenen Anlagen zu überzeugen. Für dieſen Plan fiel nicht wenig ins Gewicht, daß der damalige Generalkonſul in Sanſibar mich erſuchte, ihm ein Gutachten über die Entwicklungsmöglichkeit des Landes zu erſtatten. Auch im nördlichen Teile der Kolonie waren inzwiſchen Stationen angelegt worden. Dieſe beſchloß ich zuerſt zu beſichtigen, und von dort nach Süden ziehend, das küſtennahe Land auf ſeine wirtſchaftlichen Eigenſchaften zu unterſuchen, alle

beſtehenden Stationen kennen zu lernen und ihr Wirken nach Möglichkeit in einen einheitlichen Plan zuſammenzufaſſen. Meine Reiſe begann in Pangani. Wie ſchon früher, ſchloſſen ſich mir auch diesmal eine Anzahl Herren an, um auf ihrer erſten Reiſe von meinen Gewohnheiten und Übung in Karawanenführung profitieren zu können. Entlang der Panganilinie waren zwei Stationen angelegt worden, Korogwe und Mafi. Trotz erſchreckend hoher hierfür gemachter Ausgaben, war nicht einmal menſchenwürdige Unterkunft für die Bewohner der Station vorhanden. Von landwirtſchaftlichem Betriebe, der wegen der ſonſt nicht ungeſchickt gewählten Stationslage wohl möglich geweſen wäre, exiſtierte kaum ein Anſatz. Die etwaige Wahrnehmung politiſcher Intereſſen, wie die Beherrſchung des Weges nach dem Klimandſcharo oder nach Uſambara, war noch verfrüht und hätte in die Hände für ſolche Aufgaben vorgebildeter Männer, Offiziere oder geſchulter Kaufleute, gelegt werden müſſen. Ich ſah mich genötigt, den Arbeiten, ſoweit ſie den Bau eines in rieſigen Dimenſionen gehaltenen Hauſes aus Luftziegeln betrafen, Einhalt zu gebieten und die Tätigkeit der hier waltenden Herren durch Verhaltungsmaßregeln, die ich ihnen gab, auf wirtſchaftliches Gebiet, Produktion und Handel hinzulenken, damit die Stationen einen Schimmer von Daſeinsberechtigung erhielten. Da mir keiner der hier arbeitenden Herren auch nur annähernd bekannt war, ich es aber für meine vornehmſte Pflicht hielt, zu ſtreben, Ausgaben von Höhe und Charakter der hier nachweisbaren zu verhindern, ſetzte ich einen meiner Begleiter, einen älteren, ſehr gewiſſenhaften, verabſchiedeten Offizier, Herrn v. B., als Chef über

die Gegend ein, ihm die beiden Stationen unterordnend. Zur Zeit meiner Ankunft in Korogwe ereigneten ſich unliebſame Vorkommniſſe, indem ein Europäer ſich gelegentlich der Beſtrafung eines Trägers unerhörte Grauſamkeiten zuſchulden kommen ließ. Um dem Einwurzeln ſolcher Gewohnheiten vorzubeugen und ein für allemal in dieſer Hinſicht eine Norm zu ſchaffen, hinterließ ich ebenfalls Anweiſungen, wie zu verfahren ſei, falls ſich dergleichen wiederhole. Ich drucke die von mir gegebenen Inſtruktionen hier ab, vielleicht vermögen meine Leſer die Überzeugung zu gewinnen, daß ich planvoll arbeitete und von überlegten, wohl zu begründenden Geſichtspunkten geleitet wurde.

Korogwe, 24. März 1887.

Inſtruktion für Herrn v. B.

Herr v. B. übernimmt von dem Tage der Aushändigung dieſer Inſtruktion die Oberleitung der Stationen Korogwe und Mafi. Für ihn ſind folgende Geſichtspunkte maßgeblich, deren Innehaltung er nach beſten Kräften anzuſtreben hat.

Erſtens und vor allem hat Herr v. B. ſein Augenmerk darauf zu richten, daß die landwirtſchaftlichen Arbeiten auf den Stationen zu deren Selbſterhaltung führen.

Die Selbſterhaltung der Station iſt deren erſte Pflicht, und ſollen lieber andere Maßnahmen unterlaſſen werden, als ſolche, die zur Erreichung dieſes Zweckes dienen. Nächſtdem ſollen auf der Station Plantagenbauverſuche begonnen werden, in deren Einzelausführung Herrn W. Selbſtändigkeit zuſteht, aber ohne die Bewilligung des Sta-

tionschefs Herrn v. B. nicht begonnen werden dürfen. Zunächst ist das Hauptgewicht auf Baumwolle zu legen, doch sind, sobald als möglich, auch Versuche mit Tabak, resp. anderen Artikeln zu machen. Ganz besondere Aufmerksamkeit hat Herr v. B. auf die Arbeiterverhältnisse zu richten und über diese nach einiger Zeit Bericht zu erstatten, wobei folgende Fragen eingehend zu beantworten sind:

Auf wie lange Zeit vermieten sich die Leute hier am liebsten?

Welches ist der niedrigste, welches der höchste Lohnsatz?

Welche ist die Zahl der sich monatlich zur Arbeit anbietenden Leute?

Was leistet der hiesige Tagelöhner im Vergleich zum Europäer?

Ist im Verhältnis zur geleisteten Arbeit der bisher gezahlte Lohn hoch oder niedrig zu nennen?

In bezug auf den Umgang mit den Eingeborenen wird Herrn v. B. die größte Umsicht zur Pflicht gemacht und er angewiesen, das Verhältnis zu ihnen so freundschaftlich als möglich zu gestalten. Er hat zu versuchen, die Sultane der Umgegend zu bewegen, ihren Einfluß in der Weise auszuüben, daß sie Leute veranlassen, sich auf monatliche, statt auf Tagesarbeit zu verdingen. Inwieweit Versuche mit Viehzucht auf der Station anzustellen sind, wird von den zur Verfügung stehenden Geldern abhängen. Wenn irgend möglich, sollen sie jedoch begonnen werden.

Die zum Betrieb der Station erforderlichen Gelder fordert Herr v. B. von der Vertretung in Sansibar im

Namen der Vertretung für Korogwe und Mafi, doch wird ihm die größte Sparſamkeit zur ſtrengſten Pflicht gemacht.

Neubau von großen Gebäuden iſt völlig zu unterlaſſen. Sollte der Zuſtand des vorhandenen Wohnhauſes bedenklich werden, ſo hat Herr v. B. in der ihm und den anderen Herren mündlich mitgeteilten Weiſe ſich zu behelfen.

Herrn v. B. unterſtehen auf der Station außer Herrn W. noch die Gärtner L. und B., von denen erſterer hauptſächlich Herrn W. als landwirtſchaftlicher Hilfsarbeiter zugewieſen wird. Ein beſonderes Reſſort wird keinem von beiden übergeben. Sie haben den Anordnungen des Herrn v. B. Folge zu leiſten.

Im Falle von Krankheit oder ſonſtiger Verhinderung des Herrn v. B. tritt Herr W. an deſſen Stelle, für den dann obige Inſtruktionen ebenfalls maßgebend ſind.

Für die genaue Ausführung und Innehaltung vorſtehender Anweiſungen wird Herr v. B. auf das ſtrengſte verantwortlich gemacht.

In Vertretung der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft.

J. G. P.

Korogwe, 24. März 1887.

Sekret.

Inſtruktion für Herrn v. B.

Angeſichts der Herrn v. B. bekannten Vorkommniſſe von heute nachmittag ſehe ich mich gezwungen, ihm folgende Regeln für ſein Verhalten in Fällen ähnlicher Ereigniſſe nach meiner Abreiſe zu erteilen.

Es ist Herrn v. B. bekannt, daß nach stattgefundenem Vorfall mit der Karawane des Grafen T. die größte Vorsicht geboten ist, um nicht aufs neue die Gemüter der Eingeborenen zu beunruhigen. Sollte der zurzeit hier anwesende Herr ... die heutige Behandlung seiner Leute wiederholen, so hat Herr v. B. dieselbe ohne jede persönliche Bemerkung passieren zu lassen und nur darauf zu achten, daß die eigenen Leute nicht aus Furcht vor ähnlicher Behandlung entlaufen. Sollte Herr ...., nachdem seine eigenen Leute ihm entlaufen sein werden, einen Stationsarbeiter oder irgend einen der Station angehörigen Neger handgreiflich strafen, so hat Herr v. B. unverzüglich dem Herrn .... den weiteren Aufenthalt auf der Station zu kündigen mit der Motivierung, daß unsere Arbeiterverhältnisse durch Brutalität keine Störung erleiden dürften, da durch solche die Interessen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gefährdet würden.

Herr v. B. hat nur im alleräußersten Notfalle, d. h. im Falle wirklich geschehener Handgreiflichkeiten seitens des Herrn .... gegen einen Stationsneger von obigen Anweisungen Gebrauch zu machen, dieselben dann auf das höflichste aber ebenso auf das allerbestimmteste durchzuführen.

In Vertretung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

J. G. P.

Mafi, 5. April 1887.

Instruktion für Herrn Br.

Herr Br. übernimmt von dem Tage der Aushändigung dieser Instruktion wiederum die Leitung der Station Mafi.

Unterſtellt wird ihm Herr Ba., der ſeinen Anordnungen Folge zu leiſten hat.

Folgende Geſichtspunkte haben für Herrn Br. maßgebend zu ſein.

Die erſte Pflicht einer Station iſt deren Selbſterhaltung; Herr Br. hat alſo ſein Augenmerk darauf zu richten, daß die landwirtſchaftlichen Arbeiten der Station bewirken, ſie in bezug auf Nahrungsmittel unabhängig zu machen.

Den gärtneriſchen Teil der Stationsarbeiten ſoll hauptſächlich Herr Ba. betreiben. Wenn auch Verſuche mit Anbau von Handelsprodukten ſehr empfehlenswert ſind, ſo kommen doch auf der Station Mafi landwirtſchaftliche Arbeiten erſt an zweiter Stelle, da ſie als Handelsſtation hauptſächlich andere Zwecke zu verfolgen hat. Herr Br. hat zu verſuchen, mit den umwohnenden Eingeborenen ſich auf freundſchaftlichen Fuß zu ſtellen und ſie möglichſt zu veranlaſſen, ſolche Handelsartikel, als ſich in ihrem Bereich befinden mögen, ihm zum Verkauf zu bringen. Zu dieſem Zweck ſind ihnen die gewünſchten Handelsartikel immer wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, und verweiſe ich hauptſächlich auf Wachs*) und Kautſchuk, welche beide in möglichſt großen Quantitäten aufgekauft werden müſſen.

Um vorteilhaft erſcheinende Verbindungen anzuknüpfen, kann Herr Br. ſich zeitweilig von der Station entfernen, doch iſt es wünſchenswert, daß ſolche Abweſenheit die Dauer von höchſtens ſechs Tagen nicht überſchreitet.

---

*) Iſt inzwiſchen einer der bedeutendſten Handelsartikel in unſerer Kolonie, Kautſchuk der ertragsreichſte Gegenſtand des Anbaues auf unſeren Plantagen geworden.

Im Falle der Abwesenheit von Herrn Br. darf sich Herr Ba. nicht von der Station entfernen. Trotz der bisher ungünstigen Resultate hat Herr Br. den Ankauf von Vieh fortzusetzen und zu versuchen, die Ursache von dem Hinsterben des Viehes zu ergründen. Ganz besonders wird Herr Br. darauf aufmerksam gemacht, daß Eingeborene gern krankes Vieh verkaufen.

Gesundes, schönes Vieh läßt sich eventuell bei befreundeten Eingeborenen zur Hütung unterbringen.

Nach Korogwe oder Sansibar ist kein Vieh mehr hinzusenden.

Neue Bauten auf der Station hat Herr Br. nicht mehr auszuführen, ausgenommen ein etwa nötig erscheinendes Häuschen der schon bestehenden Art, zur Unterkunft für Herrn Ba.

In seinem vorhandenen Wohnhaus hat Herr Br. einen Stampfflur zu legen.

Herr Br. soll den Arbeiterverhältnissen besondere Aufmerksamkeit widmen und festzustellen versuchen, wieviel Monats- und Tagearbeiter im Laufe des Monats sich anbieten und zu welchen Preisen sie zu haben sind.

Ebenso hat Herr Br. zu versuchen, die zurzeit bestehenden unverantwortlich hochgeschraubten Arbeiterlöhne erheblich herabzusetzen. Über den Stand der Arbeiterverhältnisse hat Herr Br. jeden Monat möglichst eingehenden Bericht einzusenden.

Wegen seiner und der Bedürfnisse der Station hat Herr Br. sich an den Vorsteher der Station Korogwe zu wenden.

Für gewiſſenhafte Ausführung obiger Inſtruktion wird Herr Br. auf das ſtrengſte verantwortlich gemacht.

In Vertretung der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft.

J. G. P.

Wenn auch die Stationen nicht meinen Beifall finden konnten, ſo mußte ich mir doch ſagen, daß der Pangani-Fluß einer näheren Unterſuchung wert ſei. Es war nicht unmöglich, daß hier ſich die Waſſerſtraße fand, deren Entdeckung ich ſo ſehnlich erhoffte. Sie mußte hier von beſonders hohem Wert ſein, weil das Hochland viel näher an die Küſte herantritt, als im Süden der Kolonie. Ich zog deswegen noch eine erhebliche Strecke am Strom hinauf, um ihn an möglichſt vielen verſchiedenen Stellen in Augenſchein zu nehmen. Leider mußte ich ſchon damals zu der Überzeugung kommen, daß auch hier eine wirkliche Waſſerſtraße nicht vorhanden ſei, wenn nicht eine über beſſere techniſche Mittel verfügende Zukunft es möglich machen würde, die kurzen Strecken tiefen Waſſers im Fluß praktiſch zu verwerten. Das Empfinden, daß der Charakter der Gegend der Baumwollenkultur günſtige Ausſichten eröffne, führte mich weiter ins Innere, ich hoffte, daß ſie ſich mit der Zeit hier beheimaten würde, doch fehlte mir damals noch hinreichende Kenntnis von deren Kultur, um mich maßgeblich äußern zu können. Ich legte Wert darauf, auf meinen Zügen mit den Eingeborenen bekannt zu werden, was mir, da ich die Sprache nunmehr vollkommen beherrſchte, leicht wurde. Ein alter, anſcheinend einflußreicher Mann, neben deſſen Dorf ich lagerte, erklärte mir, daß er gern meiner Expedition ſich anſchließen

würde, um mich im Maſſailande zu einer großen Partie Elfenbein zu führen, von der er wiſſe, und die er glaube leicht erwerben zu können, wenn wir mit Waren reichlich verſehen ſeien. Ich ſtellte daher den Antrag nach Berlin, mir eine entſprechende Menge Waren zur Verfügung zu ſtellen, damit ich den Zug unternehmen und das Elfenbein erwerben könne. Ich habe auf dieſen Antrag niemals eine Antwort erhalten, doch hat mir Jahre danach einer der ſpäteren Herren Direktoren der Geſellſchaft mitgeteilt, daß man meinem Geſuch entſprochen und die Waren an mich abgeſandt habe. Ich habe keinen Grund, an dieſer Mitteilung zu zweifeln, ſie beſtärkt jedoch den Eindruck, der ſich mir in jener Zeit unabweislich aufdrängte, daß ich äußerlich bekämpft wurde, daß man aber im ſtillen gern alle meine Vorſchläge befolgte, weil ſie praktiſch waren. Ich zog nun nach Süden und kehrte dem ragenden Pare, den bewaldeten Uſambara-Bergen den Rücken. Ich habe ſie erſt im Jahre 1905 wiedergeſehen. Als ich mich in dieſem Jahre auf dem Rückwege vom Kilimandſcharo befand, paſſierte ich das nördliche Ufer des kleinen Manga-Sees, den ich 1887 entdeckt hatte. An ſeinem Ufer ſteht ein Baobab-Baum, in deſſen Rinde ich die Anfangsbuchſtaben meines Namens eingehauen habe. Ich gedachte meines Zuges vor 18 Jahren durch das dichte, hohe Gras der trockenen Niederung, der Mühen und Anſtrengungen, die damals nötig waren, um kleine Entfernungen zurückzulegen und die bereiſte Gegend doch nur oberflächlich kennen zu lernen. Jetzt marſchierte ich auf einer ebenen, gut angelegten Heerſtraße, die deutlich und unverkennbar die Spuren täglichen Verkehrs zeigte. In die Vergangen-

heit zurückblickend, ſah ich mich als jungen Menſchen am Ufer des Sees liegen, durchnäßt von flutartigem Regen. Meine Kleider hatte ich in der Nähe eines gewaltigen Feuers zum Trocknen aufgehängt und mir von einem meiner Leute ein Kanſu, d. i. ein langes Hemd der Waswaheli geliehen. Mit den Trägern lag ich ums Feuer, dabei paſſierte es mir, daß ich, auf dem Bauche liegend, meine Füße in die Luft erhob. Ich lernte bei dieſer Gelegenheit einen Teil des Anſtandskodex der Sanſibariten kennen, denn mein Diener belehrte mich ſofort mit der ſcharfen Bemerkung, es ſei ſehr unſchicklich, die Füße in die Luft zu erheben, wenn man ums Feuer auf dem Boden liege. Nun wußte ich, wie ich mich zu benehmen hatte und habe danach in dieſer Hinſicht keinen Anſtoß mehr zu Klagen gegeben. Auf jener Reiſe 1905 kam ich auf dem Rückwege von Amani zu einer herrlichen Stelle.

Auf ſchmalem Saumpfade reitet man durch ſchattigen Hochwald, deſſen Dunkelheit dichtes Unterholz vertieft und zugleich ſelbſt für fußgewandte Neger undurchdringlich macht. Der Fels wird zuſehends ſteiler, zuletzt zur faſt ſenkrechten Mauer, an deren Fuß unſer Pferd nur gerade Raum findet, weil einen Schritt weiter ſeitwärts die Wand Hunderte von Fuß ſenkrecht abſtürzt. Selbſt das klammernde Unterholz findet keinen Platz, zurücktretend, läßt es eine Lücke frei, durch die das Auge wie im dunklen Rahmen die Niederung eingefaßt ſieht, ſie bis in weite Ferne überblickend. Ich hielt ein wenig ſtill, um das herrliche Landſchaftsbild meinem Gedächtnis einzuprägen. Ein ganzer Malkaſten iſt zur Zuſammenſtellung der Farbentöne einer ſolchen afrikaniſchen Niederung aufgebraucht

worden. Das hohe Gras der ſpäten Jahrsezeit gibt einen rötlichen bis ins bräunliche ſpielenden Grundton; grasarme, kahle Stellen erſcheinen blendend grell, die Mimoſen werfen grau-grünliche Schatten in die Farbenſymphonie, die ihre kräftigſten Töne dem ſaftigen Laube der reicheren Vegetation verdankt, die den Ufern des wandernden Stromes feuchtere Nahrung entzieht. Einen ſtimmungsvollen Abſchluß findet das Ganze in hellblau leuchtenden Bergzügen im Süden, deren ſchroff geformte Gipfel allmählich alte Erinnerungen wecken, bis ich ſie als gute Freunde wiedererkenne, die ich in vergangenen Jahren Dutzende von Malen mit der Buſſole anpeilte, um ihre Bekanntſchaft auch der europäiſchen Kulturwelt zu vermitteln.

Ich verfolgte mit den Augen die Linie meines ehemaligen Zuges, die ich mit Hilfe des Laufes des Pangani-Fluſſes leicht im Gelände erkennen konnte. Ich gedachte der Einſamkeit und der Stille dieſer Steppe, meiner Sorgen um meine eigene Zukunft und um die des Landes, das ich mit berufen war, meinem Volke zu eröffnen. Da brauſte mit einem Male auf der Ebene, faſt genau meiner einſtigen Marſchlinie folgend, ein Eiſenbahnzug heran, Zeugnis dafür ablegend, daß meinen Wegen von damals, die Kultur mit Eilſchritt gefolgt ſei, daß jetzt Tauſende Erwerb und Heimat da finden können, wo ich vor langen Jahren als einſamer Pionier mühſam die erſten Fußſtapfen trat. Ein Dankgefühl überkam mich, daß ich in rüſtigem Alter die Wirkung der Arbeit meiner Jugend erleben durfte. Und hat mich manchmal Mißmut beſchlichen, daß ich an dem Weiterbau deſſen, was ich ſelbſt mit geſchaffen habe, nicht mitarbeiten, geſchweige denn

jemals Ehren oder Vorteile für meine Mühen ernten durfte, ſo erkannte ich doch in jenem Augenblick, daß mein Lohn ein größerer iſt, als ich ſelbſt gedacht hatte. Äußere Ehrungen werden ſelten objektiv in reiner Wertſchätzung vollbrachter Leiſtungen dargeboten. Sie erfreuen den Menſchen nur ſo lange, als er die Motive der Gabe nicht kennt. Sie werden nur im Augenblick geachtet, ſind dann häufig Gegenſtand des Neides, der Eiferſucht, gleichgültig worin ſie beſtehen, und wenig ſpäter vergeſſen und wertlos. Als ich aber unter mir jenen Eiſenbahnzug einhereilen ſah, da zog in mein Bewußtſein das Gefühl, daß ich nach den ſchwachen Kräften des Einzelindividuums dazu beigetragen habe, wenn nicht der Menſchheit, ſo doch vielen Menſchen Nutzen zu ſtiften, nicht für den Augenblick, ſondern für Generationen, deren ſpäteſte erſt den ganzen Wert heben werden, deſſen Vorhandenſein das heutige Geſchlecht vielleicht nur widerſtrebend zugibt. Ich erkannte, ich habe nicht umſonſt gelebt, auch wenn ich meinem Volke nicht die Dienſte leiſten darf, die leiſten zu können ich als Privilegium betrachtet hätte. Das Gelände, das ich fortab in ſüdlicher Richtung durchzog, fand ich nur ſtellenweiſe für wirtſchaftliche Verwertung geeignet. Immerhin möchte ich mein Urteil in dieſer Beziehung heute einſchränken. Wenn ich daran zurückdenke, welche Meinung man zu jener Zeit von Tanga und deſſen nächſter Umgebung hatte, und was inzwiſchen daraus geworden iſt, ſo kann ich die Anſicht, die ich mir damals über die von mir durchzogene Gegend bildete, kaum mehr im vollen Umfange aufrechterhalten. Ich urteilte am Ende jener Reiſe nach Maßgabe meiner damaligen Kenntniſſe. Es

iſt durchaus möglich, daß gerade jene Gegend ebenſo durch Plantagenbau erſchloſſen wird wie das damals einen ſo wenig günſtigen Eindruck hervorrufende Tanga. Als ich den Weg kreuzte, den wir auf unſerer erſten Erwerbungsexpedition gezogen waren, fand ich, wie ſchon erwähnt, an der Stelle, wo wir unſeren erſten Vertrag abgeſchloſſen hatten, in Mbuſini, eine weitere neue Station. Wiewohl hier wirklich zweckentſprechend gearbeitet wurde, ſo mußte ich doch erkennen, daß auch hier das Programm fehlte. Was ſollte eine Station in dieſer wirtſchaftlich nicht viel verſprechenden, politiſch bedeutungsloſen, ziemlich dünn bevölkerten Gegend. Selbſt wenn ſich hier das Land für Plantagenbau vorzüglich geeignet erwieſen hätte, wie dachte man ſich die Verſorgung der Plantagen an Stellen, die durch Entfernungen, wie die von Berlin nach München getrennt waren, wie wollte man die Produkte an die Küſte ſchaffen, ohne ihnen ihren Marktwert zu nehmen oder mindeſtens herabzuſetzen. „Planlos und teuer“ ſteht in meinem Tagebuch aus jener Zeit. Ich zog weiter nach Süden, zu den Stationen am Ufer des Kingani-Fluſſes. Dieſe hatten wegen ihrer größeren Nähe der Küſte beſſer verſorgt werden können und waren äußerlich in anſehnlicherem Zuſtande wie diejenigen an der Pangani-Linie.

Aber wiederum muß ich mich fragen, welchem Zwecke ſollten ſie dienen. Zwar hatte man ſich inſofern von einem praktiſchen Geſichtspunkt leiten laſſen, als man geglaubt hatte, Verbindung und Frachtbeförderung zwiſchen Stationen und Küſte mittelſt Dampfbarkaſſe und Schleppkähnen auf dem Fluſſe herſtellen zu können. Allein dieſe Hoffnung verſagte nach den erſten Proben, die Stations-

gründung in jener Gegend bewies wiederum nur die Mängel an Überſicht, ſowie die Unkenntnis derjenigen Erforderniſſe, die zu ſtellen die wirtſchaftliche Seite unſeres Unternehmens unabweislich nötig machte. Fern ſei es von mir, denjenigen Herren auch nur den geringſten Vorwurf zu machen, die jene Stationen anlegten oder leiteten. Ich habe mich überzeugen können, daß viele von ihnen ſich mit Eifer und Pflichttreue den Stationsarbeiten widmeten. Aber woher ſollten Offiziere oder Ingenieure oder lediglich in den freien Berufen vorgebildete Herren plötzlich den Blick haben, um die wirtſchaftlichen Möglichkeiten eines Landes, von dem ſie nicht viel mehr kannten als den Namen, zu erkennen und Erſchließungsarbeiten zu leiten, die eine ihnen durchaus fremde Technik erforderten. Unbegreiflich war nur, daß in Berlin die grundlegenden wirtſchaftlichen Maßnahmen zur Ausnutzung von Landſtrichen, ja ganzen Ländern, die auf ihre Entwicklungsfähigkeit überhaupt noch nicht unterſucht worden waren, Männern anvertraut wurde, die als Angeſtellte nicht mitſprechen durften, oder als Neulinge nicht mitſprechen konnten. In Berlin fehlte praktiſche Kenntnis, hier draußen Zeit, ſie zu gewinnen. Von dort aus wurde zur Betätigung gedrängt, hier eifrig danach geſtrebt. Nur ſo iſt die Überſtürzung zu erklären, mit der man ſich die zugangsloſe, ſumpfige Kingani-Niederung zum Operationsgebiet wählte, obwohl geeignete Landesteile in reicher Auswahl vorhanden waren. Daß der ganze Plan, von dem jene Stationsgründung nur ein Teil war, unbrauchbar geweſen ſein muß, geht aus der Tatſache hervor, daß von jenen mit ungeheuren Koſten angelegten und verhältnis-

mäßig ausgebauten Stationen keine einzige mehr existiert. Der Einwand, es sei willkürlich alles umgeworfen und noch einmal ganz von vorn begonnen worden, als die Regierung die Kolonie übernahm, kann nicht erhoben werden, denn kein Herrschafts- oder Besitznachfolger verzichtet willig und leichten Herzens auf den Nutzwert von Kapitalien, die der Vorgänger verausgabte. Ich faßte jetzt am Ende meines Kontrollbesuches mein Urteil etwa folgendermaßen zusammen. Selbst bei Unterlassung von Neugründungen und Beschränkung unserer Tätigkeit auf die vorhandenen Stationen, ist es unmöglich, letztere in ein einheitliches Ganzes, als Grundlage zu wirtschaftlicher Entwicklung zusammenzufassen; sie sind dazu über ein zu ausgedehntes Gebiet zerstreut, infolgedessen jede Stationsgruppe Sonderbehandlung, Sonderetat und vielmalige Ausgaben für denselben Zweck erfordert. Jede Station zu einem gesonderten Plantagen- oder Handelsunternehmen auszugestalten, ist nicht mehr möglich, dazu hätte gleich anfänglich die Gegend hinsichtlich ihrer physikalischen Beschaffenheit sowie ihrer Bevölkerungsdichte anders gewählt werden müssen. Die Stationen als rein politische Okkupationspunkte zu betrachten und zu behandeln, ist, mit Rücksicht auf ihre für diesen Zweck ungünstige Lage, ebenfalls untunlich. Schließlich belaufen sich die schon vor Beginn jeder wirtschaftlichen Tätigkeit verausgabten Gelder auf so hohe Summen, daß jedes Unternehmen, sei es finanziell oder politisch, dadurch über seine Tragfähigkeit belastet wird.

Irre ich mich in meinen Gefühlen oder bin ich so vertieft in die Erinnerung alter Zeiten, daß ich auch die Gegen-

wart ein wenig durch die Brille ſehe, die ich vor 20 Jahren trug. Könnten nicht die Anſchauungen, die ich ſoeben niedergeſchrieben habe, zum Teil auch heute noch ein gewiſſes Maß von Gültigkeit beanſpruchen, oder haben wir, obwohl wir nach Umgeſtaltung des erſten Direktoriums der Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft ein wohnlicheres Haus bauten, nicht doch verſehentlich einige Stücke des veralteten Hausrates unſerer Vorgänger als Inventar übernommen. Tragen nicht einige unſerer Stationen in Oſtafrika immer noch faſt ausſchließlich politiſchen oder militäriſchen Charakter? Sie wirken nicht produktiv, ſie ſtellen aber auch keinen durchgreifenden Machtfaktor gegenüber kräftigen Negerſtämmen dar. Keinesfalls wären ſie in der Lage, fremdnationale Übergriffe zurückzuweiſen, wobei allerdings zu bemerken iſt, daß unſere politiſchen und territorialen Errungenſchaften in Oſtafrika nicht mehr der Beanſtandung durch fremde Mächte unterliegen können. Es iſt fraglich, ob einige unſerer Stationen im Falle Ausbrechens aufſtändiſcher Bewegungen unter den Eingeborenen, nicht genötigt ſein würden, ſich aufzulöſen, weil in der Gegend, in der ſie ſich befinden, ein Aufſtand nichts gefährden kann, als ſie ſelbſt. Könnten nicht ſolche Stationen beſtehenden oder zu gründenden Handelsgeſellſchaften überlaſſen werden, die ſich eifrig auf die Ausbeutung der in der Gegend zu findenden Handelsartikel werfen würden. Iſt es ganz unmöglich, die kaufmänniſchen Leiter ſolcher Geſellſchaften mit gewiſſen Machtbefugniſſen in bezug auf Landesverwaltung uſw. auszurüſten, dafern ſie ordentliche Leute ſind, und durch ihren Charakter die Gewähr bieten, daß ſie ſolche Machtüber-

tragung nicht zur einseitigen Förderung eigener und zum Nachteil der allgemeinen Interessen mißbrauchen würden. Wäre es ausgeschlossen, mit solchen politischen Handelsstationen die Oberhoheit im Lande ebensogut zu wahren, wie mit solchen, die ausschließlich militärischen oder Verwaltungscharakter tragen? Ließe sich nicht durch eine derartige Methode bei gleicher Wirkung große Kostenersparnis erzielen? Haben wir nicht Beispiele früherer Zeiten, wo die Vertreter großer Kaufhäuser wie in Indien auch Träger ausgedehnter politischer Machtbefugnisse waren? Würde nicht durch die Anwendung eines dahinzielenden Systems der Idealzustand zwar gewiß nicht erreicht, aber doch näher gebracht, daß unsere Kolonie von wirtschaftlichen Gesichtspunkten geleitet, dem Heimatlande materielle Vorteile einbrächte, statt ihm Lasten aufzuerlegen. Würde nicht unter solchen oder ähnlichen Verhältnissen die Stellung der Regierung eine günstigere sein, weil sie bei geringerem Kostenaufwand ihren kolonialpolitischen Gegnern weniger Angriffsfläche böte? Fiele ihr nicht innerhalb der Kolonien eine weit einschneidendere Gewaltausübung zu, weil sie keine Situationen mehr zu schaffen, sondern in solchen nur noch zu entscheiden hätte?

Aber das sind gaukelnde Träume, gestaltlos, ohne Inhalt und praktischen Wert. Ich bin weder Verwaltungsbeamter, noch Militär, am allerwenigsten Jurist, wie käme ein somit gänzlich existenzunberechtigtes Individuum dazu, eine Ansicht über der Verwaltung angehörige Materien zu haben oder Einsicht in wirtschaftliche oder politische Verhältnisse sich anmaßen zu wollen?

Meine Inspektionsreise war beendet, gleichzeitig meine

Tätigkeit in der Kolonie, an der mein Herz hing und hängt. Ich fühlte, daß ich bei meinem auf reelle Dinge gerichteten, allem Scheinwesen abholden Sinne ein Stein des Anstoßes war und keinen Platz haben konnte neben Peters. Privatnachrichten gaben mir deutlichsten Beweis, daß in Berlin die Absicht bekundet und durch eine kleine Indiskretion bekannt worden war, sich meiner unbequemen Sachkenntnis zu entledigen. Als ich die letzte Station am Kingani erreichte, erhielt ich ein Telegramm aus Berlin, worin ich ersucht wurde, nach Deutschland zu kommen, um mich zu verantworten. Wofür ich hätte zur Verantwortung gezogen werden können, wurde nicht gesagt, ich dachte auch nicht darüber nach, denn die Vernehmung konnte nur für die Partei der Richter unbequem werden. Als ich die Nachricht empfing, konnte ich nicht wissen, daß Peters selbst im Begriff war, nach Sansibar zu kommen; ich hielt die Form des Telegramms daher zunächst für eine weitere Form beabsichtigter Kränkung, habe aber später Anlaß gefunden, anzunehmen, daß man vielleicht ein Zusammentreffen zwischen Peters und mir in Afrika hat verhindern wollen. Allerdings hätte man wohl eine etwas rücksichtsvollere Form der Mitteilung wählen können. Da jedoch meine Empfindungen nunmehr durch die Tatsachen ihre Bestätigung erhielten, zögerte ich keinen Augenblick, sondern trennte offiziell das Vertragsverhältnis, das mich an die Gesellschaft knüpfte. Nach mehreren Eilmärschen erreichte ich die Küste in der Nacht, wo ich eine in Bagamoyo liegende Dampfbarkasse benutzte, um nach Sansibar überzusetzen. Die Maschine des untauglichen Gefährtes versagte; ich vermochte daher erst in den frühen

Morgenſtunden zu landen, ſo daß kaum Zeit blieb zum Kleiderwechſel, ehe ich mich auf dem zur Abreiſe bereit liegenden Dampfer einſchiffte. Als ich auf dem Heimwege Lamoo anlief, begegnete ich auf dem dort liegenden auswärtsreiſenden Dampfer Dr. Peters, der ſich nach Sanſibar begab, um dort ſelbſt die Verwaltung zu übernehmen. Unſere Begegnung war, wie nicht anders erwartet werden konnte, kühl, und wir ſind im Leben nur noch wenige Male zuſammengetroffen. In Deutſchland angekommen, begab ich mich auf das Bureau der Geſellſchaft, begierig, zu erfahren, worüber man mich nun zur Verantwortung ziehen werde. Man unterließ das jedoch und tat gut daran. Ich glaube auch nicht, daß die Herren, in deren Händen die Direktion nunmehr lag, ſich in wirklichem Gegenſatz zu meiner Auffaſſung der Dinge befanden. Ernſtliche Einwände gegen meine Tätigkeit, die darin beſtanden hatte, Erwerbungen zu machen und ein Arbeitsprogramm aufzuſtellen, in dem wirtſchaftlicher Fortſchritt mit Sparſamkeit verbunden war, beabſichtigten, ſie wohl kaum zu erheben.

Ich bin überzeugt, daß ich mit ihnen, ſoweit ich einige von ihnen kennen lernte, ſehr gut hätte arbeiten können, doch waren ſie wohl auch nicht frei zu tun, wie ſie vielleicht gewollt hätten. Nach Verlauf einiger Jahre zog mich mein Herz noch einmal zur Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, allein ſie war inzwiſchen ganz kaufmänniſch geworden, und ich hätte deswegen ſchwerlich ein Feld der Tätigkeit bei ihr finden können. Außerdem aber war nach meiner Rückkehr aus Neu-Guinea meine Geſundheit ſo angegriffen, daß ich nicht glaubte, noch einmal dauern-

den Aufenthalt in den Tropen, wenigstens nicht unter Verhältnissen, die den inneren Menschen so stark in Mitleidenschaft zogen, auf mich nehmen zu können.

Ich habe im Jahre 1891 Ostafrika noch einmal besucht. Bei dieser Gelegenheit fand ich Anlaß, mich zu bemühen, die Expedition Zelewski zu verhindern, allein Zelewski wollte nicht hören; er vertraute auf sein unleugbares Geschick, mit Eingeborenen umzugehen, und hielt alle Eingeborenen für genau so veranlagt wie die Sansibariten, die allein er kannte. Der Arme hat seinen Eifer mit dem Leben büßen müssen. Im Jahre 1905 besuchte ich Ostafrika zum letzten Male, doch gehört das, was ich zu der Zeit erlebte, in ein besonderes, noch nicht abgeschlossenes Kapitel.

Damit wäre es nun Zeit, dieses kleine Buch, das dem Leser vielleicht hilft, das Bild in einzelnen Zügen zu vervollständigen, das er sich von der Entstehung unserer größten Kolonie entworfen haben mag, zu beenden. Allein der Anlaß, dessentwegen ich meine Maschine in Bewegung setzte und über Dinge schrieb, die ich lieber der Vergessenheit überlassen hätte, gestattet mir noch nicht freudig mich vom Schreibtisch zu erheben; ich muß meine Leser noch einige Augenblicke um Geduld und ein klein wenig Aufmerksamkeit bitten. Wie im Anfang des Buches, so möchte ich auch an dessen Ende betonen, daß ich widerstrebend schreibe. Was kann mir daran liegen, mich mit Dr. Peters auseinanderzusetzen. Er mag seine Wege gehen, ich verfolge die meinigen, und je weiter sie auseinanderführen, desto besser.

Ganz allein Dr. Peters hat den Anlaß zur Ent-

ſtehung dieſes Buches gegeben. Seine Verleumdungen meiner Perſon durften nicht unwiderſprochen bleiben, wenn ich den Schein vermeiden wollte, als müſſe ich aus irgend einem Grunde Petersſche Kritik über mich ergehen laſſen. Ihre Schamloſigkeit machte eine ausführlich begründete Zurückweiſung nötig. Sie hätte ſich in beliebig angreifende, hämiſche, boshafte Form kleiden laſſen, wenn mich die Eigenſchaft, deren Beſitz Peters mir abzuſprechen verſucht, nicht hinderte, mich in allem, was ihn betrifft, anders zu äußern, als wie ich es auf Grund eigener Erfahrung und Beobachtung zu verantworten vermag. Wollte ich ſolche Dinge ſchreiben, die ich nur vom Hörenſagen kenne oder nicht unter juriſtiſchen Beweis ſtellen kann, welches Material hätte mir zur Verfügung geſtanden! Allein dann hätte ich dieſelben Wege wie Dr. Peters eingeſchlagen. Ich bin einmal im Leben mit ihm desſelbigen Pfades gewandelt und ſpüre noch heute die Folgen davon, deswegen keinerlei Gemeinſchaft mit Dr. Peters, auch nicht in der Form. Es gab noch andere Mittel, den Fall zum Austrag zu bringen. Ich konnte eine Verſtändigung und ſachliche Auseinanderſetzung mit Peters anbahnen unter Appell an ſein beſſeres Selbſt, das ich, wenn ſeine Logik es nicht war, für die Macht meiner dokumentariſchen Beweiſe zugänglich wähnte. Ich habe weiter oben dargelegt, wie ich das durch Vermittlung eines gemeinſamen Bekannten reſultatlos getan habe, das beſſere Selbſt war an jenem Tage nicht zu Haus. Ich hätte ihn ferner wegen Beleidigung und Verleumdung verklagen können. Allein ich habe in den jüngſten, von Dr. Peters geführten, Prozeſſen wahrgenommen

und ihn in den Zeitungen laut darüber klagen hören, in wie unzulänglicher Weise die Ehre eines Mannes heute durch Gesetz und Recht geschützt werde. Es war mithin zu erwarten, daß selbst wenn ich, wie man wohl voraussetzen durfte, ein obsiegendes Erkenntnis über Dr. Peters davontrug, dieses ihm eine kaum merkliche Buße auferlegt hätte. Welche Vergeltung an Peters, welche Sühne für mich? In Peters' Buche blieb die Verleumdung stehen, alle Welt hätte es gelesen, aber nichts von der Verurteilung des Autors erfahren. Daß diesem ein derartiger Gang der Dinge als wahrscheinlich vorgeschwebt habe, darf ich natürlich nicht annehmen. Daß sich meinem Verständnis diese illoyale Seite der Frage sofort erschließt, wird er ja selbstverständlich finden. Weil aber der eine Weg sich als ungangbar erwies, ich den anderen nicht beschreiten wollte, schrieb ich dieses kleine Werk, damit derselbe Leserkreis, in dem das Buch von Dr. Peters Verbreitung findet, erfahre, wie ich den Petersschen Anschuldigungen jedes Fundament weggrabe und sie als das nachweise, was sie sind, als gehässige Verleumdungen.

Dr. Peters hat unbedingt Anspruch auf Anerkennung seiner Leistungen für die deutsche Kolonialpolitik. Seine Verdienste bestehen darin, daß er die von dem kolonialen Gedanken erfüllte, aber langsam und planlos sich wälzende Masse auf ein erreichbares Ziel hin in raschere Bewegung setzte. Ich bin objektiv genug, anzuerkennen, daß es dabei nicht darauf ankommt, ob er selbst das Ziel steckte oder ein anderer. Sein eigenstes Verdienst und vielleicht sein größtes, ist es, die Gelder für unser Unter-

nehmen flüssig gemacht zu haben. Damit endet derjenige Teil aller kolonialpolitischen Tätigkeit, den er ohne Überhebung als den ausschließlich seinigen bezeichnen darf. Weder ist die Erwerbungsexpedition am allerwenigsten die Richtunggabe für diese sein alleiniges Werk, noch darf er die etwaigen Resultate politischer resp. diplomatischer Verhandlungen für sich allein in Anspruch nehmen, die später in Deutschland, England oder Sansibar geführt wurden. An letzteren waren außer ihm stets andere beteiligt; stellenweise ist Peters nur das Instrument in der Hand Größerer gewesen, deren Anweisungen er zu folgen hatte. Die Finanzierung unseres kolonialen Unternehmens nach seiner Rückkehr aus Afrika ist fast gänzlich das Werk anderer, solcher Persönlichkeiten, die von der Notwendigkeit deutscher Kolonialpolitik durchdrungen, in dem Erfolg unserer Expedition den Weg erkannten, dieses politische Bedürfnis unseres Volkes zu befriedigen. Die Oberleitung der Geschäfte in Deutschland mußte er nach kurzer Zeit geschäftskundigeren Händen überlassen. Seine Tätigkeit in Sansibar wurde nicht für so ersprießlich gehalten, daß man ihm deren Ausübung dauernd anvertraute. Trotz alledem läßt Peters durch den ihm gefälligen Teil der Presse und durch eine Reihe Anhänger, ganz besonders, seitdem durch seinen Sieg über sozialdemokratische Blätter die Stimmung sich wieder zu seinen Gunsten gehoben hat, die Behauptung verbreiten, daß Deutschland ganz allein ihm die Erwerbung von Ostafrika zu danken habe. Haben nicht andere Männer in höherem Grade als Peters ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Zukunft, vielleicht geringere Kräfte und Können, so

doch in derſelben Weiſe und mit derſelben Begeiſterung wie er ſelbſt für das große koloniale Ziel eingeſetzt? Wie kommen ſie dazu, es ſich gefallen laſſen zu müſſen, daß mit den Petersſchen Anſprüchen ihre ganze Tätigkeit ausgelöſcht und für nichts erachtet wird? Wenn ſchon ſie nichts ausführen konnten ohne den Rückhalt einer kräftigen Organiſation im Mutterlande, ſo war doch auch Peters ohne ihre Mitwirkung nichts, trotz ſeiner unbezweifelten Begabung. Ich will hier nicht unterſuchen, wie ſich dieſe Verneinung aller Leiſtungen ſeiner Mitarbeiter, auf deren Schultern Peters oft genug ſtehen mußte, ſich im Lichte der Geſinnung ausnimmt, das mag er mit ſich ſelbſt ausmachen. Die Frage iſt nur, ob ſeine Anmaßung, er ſei der alleinige Begründer Oſtafrikas, mit der Wirklichkeit in Übereinſtimmung zu bringen iſt, wenn nicht, ob ſie unwiderſprochen bleiben ſoll. Ich habe vorhin die wirklichen Verdienſte von Peters hervorgehoben und beabſichtige, ihm deren keines zu ſchmälern. Allein er, der ſo freigebig mit abfälliger Kritik anderer iſt, wird deswegen nicht umhin können, ſich auch Kritik gefallen laſſen zu müſſen, denn wie es in den Wald hineinſchallt, ſo hallt es wider. Was hat Peters, der ſo gern der Mann ſein will, dem Deutſchland ganz allein Oſtafrika verdankt, zu deſſen Entwicklung beigetragen? Als er an der Spitze der Verwaltung ſtehend in Sanſibar weilte, hatte er Zeit, Gelegenheit und die Pflicht, das Unternehmen in irgendeiner Beziehung vorwärtszubringen, ſeine großen wirtſchaftlichen und politiſchen Pläne zu verwirklichen. Was iſt aus letzteren geworden, wo ſind die Spuren ſeiner Wege? Hat Peters der Gegenwart auch nur eine noch

lebende Schöpfung hinterlaſſen, iſt irgend eine der beſtehenden wirtſchaftlichen Unternehmungen auf ſeine Initiative zurückzuführen, hat er auch nur eine einzige Direktive gegeben, die zurzeit noch gültig und unentbehrlich iſt? Daß er während ſeines Aufenthaltes in Sanſibar wegen Abtretung des Küſtenſtreifens mit dem Sultan verhandelte, kann nicht als Ausführung ſeines maßgeblichen Beſchluſſes gelten, er war in jenem Falle nur Beauftragter und nicht alleiniger Beauftragter der Regierung, ohne deren Rückenſtärkung Peters gar nicht in der Lage geweſen wäre, ſich überhaupt dieſer Aufgabe zu unterziehen. Ich denke nicht daran, ſeine Geſchicklichkeit bei derartigen Verhandlungen in Abrede zu ſtellen, im Gegenteil, er fühlt ſich dabei in ſeinem Element, aber gerade Inhalt und Charakter jener Vorgänge beweiſen, daß er nicht der allein Handelnde geweſen iſt. Hat Peters ſpäter als Reichsbeamter dauernde Wirkungen ſeiner Tätigkeit hinterlaſſen, die wir heute noch in irgendeiner Beziehung als grundlegend und förderlich anerkennen? Allerwegs finden wir, daß da, wo er als Träger von Pflichten hingeſtellt wurde, wo an ihn die Anforderung herantrat, ſich organiſierend, Werte ſchaffend, ſchöpferiſch, nicht nur kritiſch, agitatoriſch, Widerſtand brechend zu bewähren, ſeine Leiſtungen nicht den Erwartungen entſprachen, die man an ſeine Fähigkeiten ſtellen durfte. Wurden letztere überſchätzt? Hat ihm der gute Wille gefehlt, ſie ſelbſtlos im Dienſte eines Prinzipes zu verwenden? Hat Peters auf unſerer erſten Expedition alles Geſchehene allein geleiſtet, ſo war es überflüſſig, daß irgend jemand ſich daran beteiligte. Dann ſind aber mit gleichem Recht die Errungenſchaften

aller anderen Expeditionen oder Handlungen in dem Unternehmen das freie Eigentum derer, die ſie ausführten und letztere ſtehen alle neben Peters als Mitbegründer der Kolonie. Sind unſere erſten Erwerbungen die einzigen, die gemacht wurden, oder wohnt nur denjenigen Erwerbungen ethiſche und politiſche Bedeutung inne, an denen Peters beteiligt war? Sind nur die Anſtrengungen, Entbehrungen und Mühſeligkeiten, die er duldete, verdienſtlich, erlebten andere nur eitel Freude im Dienſte unſerer großen Sache? Iſt Peters wirklich alleiniger Urheber der Vorgänge geweſen, die ſich nach der Erwerbung als Verwaltungsmaßnahmen in Oſtafrika abſpielten, ſo möge man ihm auch alle die unnötigen und darum ſchweren Verfehlungen jener erſten Zeit auf ſein alleiniges Konto ſetzen. Ich habe jene Periode und Geſchehniſſe miterlebt und vielleicht mehr Recht als irgend ein anderer, ſie auf ihren richtigen Wert einzuſchätzen. Trotz ihrer will ich gern Dr. Peters allen Ruhm gönnen, den er augenſcheinlich haben möchte; mag er ſich von Preſſe oder Helfern bis in den Himmel tragen laſſen, ich werde ihn weder beneiden noch habe ich ihn gehindert.

Ich ſelbſt habe niemals nach äußeren Ehren geſtrebt, habe ich doch keine epochemachenden Entdeckungen, keine neuen Durchquerungen gemacht, weder Kriege geführt, noch Gold gefunden. Ich habe ſtillſchweigend, aber in höherem Maße als Peters, mein Leben für unſere große Sache aufs Spiel geſetzt, nicht weniger Kräfte als er ihr gewidmet, ohne mich dafür feiern zu laſſen und große Emolumente zu beziehen. Wenn ich trotzdem heute

der Gegenstand Petersscher Verleumdungen werde, wenn Peters seine Notorität benutzt, um mich in den Augen der Nation loszutrennen von unserem nunmehr der deutschen Geschichte angehörigen Unternehmen vom Jahre 1884, wenn diese seine Anfeindungen der einzige Lohn sind, den ich für meine uneigennützige — wie meine Leser jetzt wissen, nicht leichte — Mitarbeit davontragen soll, dann fällt für mich, selbst im Hinblick darauf, weitere Angriffe von Dr. Peters erwarten zu müssen, jeder Grund fort, durch Stillschweigen scheinbar zuzugeben, Peters sei berechtigt oder irgendwie in der Lage, mir hinsichtlich des Umfanges und Wertes meiner Mitarbeit den Platz anzuweisen. Zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit, in Wahrung meiner eigenen Interessen weise ich jeden diesbezüglichen Versuch von Peters zurück und halte fest, was er mir durch seine Verleumdungen eigensüchtig zu nehmen sucht, meinen vollen Anteil an der Erwerbung und Gründung unserer größten und schönsten Kolonie, Deutsch-Ostafrika!

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

HOOVER INSTITUTION

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

JUN 29 [illegible]		

DT 444 .P49
Zur Erwerbung von DeutsAJP4730
Hoover Institution Library
3 6105 081 074 671

DT 444
P49

HOOVER INSTITUTION

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

JUN 29 '54

DT 444 .P49
Zur Erwerbung von DeutsAJP4730
Hoover Institution Library
3 6105 081 074 671

DT 444
P49

HOOVER INSTITUTION

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

JUN 29 '84

DT 444 .P49
Zur Erwerbung von DeutsAJP4730
Hoover Institution Library
3 6105 081 074 671

DT444
P49

HOOVER INSTITUTION

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

JUN 29 '84

DT 444 .P49
Zur Erwerbung von DeutsAJP4730
Hoover Institution Library
3 6105 081 074 671

DT 444
P49

HOOVER INSTITUTION

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

JUN 29 '54

DT 444 .P49
Zur Erwerbung von DeutsAJP4730
Hoover Institution Library
3 6105 081 074 671

DT444
P49

HT.5